DIE NATUR UND DIE MENSCHEN, EIN INBEGRIFF VIELER MERKWURDIGKEITEN FU(R LESER AUS ALLERLEI STA(NDEN

Johann Andreas Christian Lo(hr


NORTHWESTERN·UNIVERSITY·EVANSTON·ILL.
QUAECUMQUE·SUNT·VERA
1851


NORTHWESTERN · UNIVERSITY · EVANSTON · ILL.
QUAECUMQUE · SUNT · VERA
1851



Die
Natur und die Menschen.

Ein
Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten
für
Leser aus allerlei Ständen,

von

J. A. C. Löhr.

Zweite durchgesehene Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1810.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erster Abschnitt.

Zweyter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Jagd und Fang verschiedener Thiere.

Achter Abschnitt.

Verschiedene Arten zu reisen.

Neunter Abschnittt.

Zehnter Abschnitt.

Eilfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Mancherlei Aberglauben.

Dreyzehnter Abschnitt.

Roheit und Grausamkeit.

Vierzehnter Abschnitt.

Zur Kenntniß der Gemüthsart versch. Völker.

Funfzehnter Abschnitt.

Sonderbare Arten des Erwerbs.

Merkwürdigkeiten der Erde.

1.
Vulkanische und ähnliche.

Zu dem, was im vorigen Bändchen über Vulkane und Erdbeben angeführt ist, will ich hier noch eine kleine Nachlese liefern.

So wie es Feuervulkane giebt, so hat man auch Vulkane, welche blos Schlamm auswerfen. Ein sehr berühmter Berg dieser Art findet sich in Sizilien, und heißt Maccaluba. Er hat ganz die Form vulkanischer Berge, und scheint aus Thonerde zu bestehen. Es beträgt ohngefähr die Höhe desselben 150 Fuß, und auf seinem Gipfel findet sich eine Ebene, die man leicht in einer halben Viertelstunde umgeht. Auf dieser Ebene sind lauter kleine Hügel (ihre Zahl kann 100 seyn), welche die Gestalt abgestumpfter Kegel haben, und höche

stens drei und einen halben Fuß hoch sind. Der Grund, auf welchem sie stehen, ist eine Thonrinde. In dem Trichter dieser Hügel hebet sich unaufhörlich ein grauer feuchter Thon, der wie eine Blase bis an den Rand des Trichters steigt, sich dann zur Hälfte über diesen Rand erhebt, dann zerplatzt, und eine Luftblase ausstößt, welche ohngefähr das Geräusch eines schnell aus der Flasche gezogenen Stöpsels macht. Der vermittelst der Luft heraufgehobene Thon fällt zum Theil wieder in die Oeffnung des Hügels zurück, zum Theil aber fließt er am Rande desselben herab. Es vergehen gewöhnlich zwei bis drei Minuten Zeit, ehe eine andere Blase nachfolgt, doch geht es schneller, stößt man mit einem Stocke auf die Thonrinde, die den Grund des Hügels ausmacht; oder steckt man einen Stock in den Trichter, so wird derselbe durch wiederholte Stöße nach und nach wieder herausgehoben. Wirft man aber trockne Thohstücke hinein, so wird dadurch der Trichter nicht ausgefüllt. —

Es verändert sich die Gestalt dieser kleinen Hügel von einer Zeit zu der andern, und bei Regengüssen werden natürlich dieselben alle ganz platt, dann bemerkt man aber auch den ungeheuren, mit flüssigem Thone gefüllten Schlund, auf welchem sie stehen. Die Tiefe derselben hat man um so weniger ergründen können, da man sich ihnen nicht ohne Gefahr nähern darf. Uebrigens sind auf der Ebene des Gipfels, auf

welchem sie stehen, eine Menge Löcher, 1 bis 2 Zoll weit, aus deren salzigem Wasser stets eine Menge Luftblasen herausfährt.

Oftmals wird dieser Vulkan wild, und ward es sogar innerhalb weniger Jahre, mehreremal. Dann braust es in der Erde, und einige Meilen umher sind die Erschütterungen derselben merklich. Ein unterirrdischer Donner wird alsdann laut genug, und nach einigen Tagen erfolgen Auswürfe von schlammigem Thon, welche sich in 24 Stunden wohl dreimal wiederholen, und hoch in die Lüfte geschleudert werden. Gewöhnlich sind sie von Dämpfen und von einem starken Schwefelgeruch begleitet.

Nach der Erzählung eines Augenzeugen, ging es bei dem Ausbruche des Berges, am 30ten September 1777 also zu: Es erhob sich eine halbe Stunde nach dem Aufgange der Sonne ein anfangs dumpfes, dann aber immer lauter werdendes Getöse, welches sich in starke Donnerschläge auflöste. In einem Umfange von 3 Meilen hatte man das unterirrdische Getöse gehört, und eben so weit mochten sich wohl die Erdbeben erstrecken, welche das Toben begleiteten. An einigen Orten spaltete sich die Erde; der Hauptschlund des Maccaluba erweiterte sich auf fünf Ellen, aus welchem sich Dampfwolken heraufwälzten, und vierzig Ellen hoch stiegen. In diesen Wolken waren einige lichte Streifen. Mit dem Dampfe wurde zugleich Schlamm aus-

geworfen, der die umliegende Gegend überschwemmte, und an einigen Orten 3 Ellen dick lag. Am andern Tage war derselbe schon verhärtet. Ein Theil des Schlammes fiel wieder in den Schlund zurück. Es waren drei solcher Auswürfe zu unterscheiden, deren jeder eine Viertelstunde anhielt. — Nachdem die Wuth des Vulkans sich gelegt hatte, murmelte noch lange Zeit ein unterirrdisches Getöse.

Der Schlamm soll übrigens keine Spur von Wärme gezeigt haben.

Es ist dieser Berg aber nicht der einzige seiner Art, denn nicht nur, daß sich in seiner Nachbarschaft mehrere ähnliche Luft oder Schlammvulkane finden, welche aber kleiner und nicht so wüthend sind *), sondern man trifft deren auch in andern Gegenden der Erde an. So findet man einen dergleichen in Persien, welcher auch Thon auswirft, und eben solche, aber kleinere, nur Spannen hohe Hügel bildet, und nach dem Zeugnisse der Anwohner zuweilen mit großem Toben ausbricht.

Der neueste Schlammvulkan, welchen man kennt, findet sich in der Krimm, der Stadt Tamana gegenüber. Er liegt mitten auf der Landzunge Tamanischen Meerbusens, und hat ebenfalls eine echt vulkanische Gestalt; denn Pallas sagt, daß er wie ein hingeschütteter Kornhaufen aussehe. Am Fuße

*) In Sizilien heißen sie Maccalubetten.

ist derselbe drei Werste und dreihundert Faden im Umfange *). Sonst hatte derselbe oben eine Grube mit trinkbarem Wasser, an welchem Schilf wuchs.

Im Jahr 1794 ließ sich in der Gegend dieses Bergs ein Brausen hören, wobei ein Windstoß war; dann kam ein, dem Donner ähnliches Getöse von diesem Hügel her, worauf, mitten auf dem Gipfel des Hügels, eine dicke schwarze Rauchsäule, und nach einer Minute eine Flammensäule sich erhob, deren letztere in der Entfernung funfzig Faden hoch zu sein, und dreißig Faden im Umfange zu enthalten schien, und etwa eine halbe Stunde anhielt. Der Hügel hatte eine Oeffnung bekommen und warf nach allen Seiten zu Schlamm aus, der bei dem ersten Ausbruch wohl eine Werste weit umherflog. Nach einigen Nachrichten ist der Schlamm sehr wenig merklich warm gewesen, nach andern ist er es allerdings gewesen. — Beides möglich — wer sich näher und früher an den Hügel gewagt hat, hat ihn vielleicht warm finden können. — Noch am dritten Tage schleuderte der Hügel Schlammsäulen auf, welche einige Mannslängen Höhe halten mochten und dampfte auch noch, jedoch

*) Sieben Werste machen ziemlich eine teutsche Meile, und ein Faden enthält 3 Arschinen, oder etwa 8 Fuß. Genau machen 777 Arschinen 987 Leipziger Ellen. Nach andern Angaben kann man aber wohl acht und neun Werste auf eine teutsche Meile rechnen.

hörte man weiter kein Krachen, so wie man auch überall nicht die mindeste Spur von Erdbeben dabei bemerkt hat. Es kann wohl sein, daß, wie Hr. Pallas annimmt, Steinkohlenflötze, welche bei mehreren Vulkanen ihre Rolle spielen, den Hauptantheil an diesem Ereignisse hatten.

Es ist wohl fast außer allem Zweifel, daß bei sehr vielen andern wunderbaren Naturerscheinungen eben die Stoffe und Kräfte wirksam sein mögen, die in den Vulkanen so gefährlich toben. Dies ist der Fall in Island, wo an der See ein Hügel liegt, der sonst beständig dampfte und brüllte. Der umherliegende Boden gefriert nie, und auf demselben sind einige heiße Quellen. Ohne Zweifel ist dieser Hügel ein Vulkan. So hat man auch bei Bonn noch einen brüllenden Berg. Wahrscheinlich rührt das unterirrdische Getöse was er macht, von vulkanischen Stoffen her, die aber nicht mehr mächtig genug sind wirkliche Ausbrüche hervorzubringen, vielleicht auch an andern entfernten Orten unbekannte Ausgänge haben.

In Italien hat man in einem Thale unweit Palagonia einen kleinen See, der ringsumher von alten vulkanischen Bergen umgeben ist. Verliert sich im Sommer das Wasser desselben, so entdeckt man verschiedene

tiefe Oeffnungen, aus welchen eine erwärmte Luft ausströmt, die sich die etwa verstopften Ausgänge bald wieder herzustellen weiß. Das grünliche Wasser desselben sprudelt in der Mitte zwei und drei Fuß hoch, gemeiniglich in einer Zwischenzeit von 5 bis 6 Minuten. Die Ausdünstung des Wassers riecht stark nach Judenpech, wie auch der Schlamm auf dem Boden des Sees. Auch besteht der Boden der umherliegenden Gegend aus einer zähen, harzigen Erde von schwarzer Farbe. Reitet oder fährt man über denselben, so schallt es hohl, als ob man über eine Brücke ritte, welches auch in mehreren Gegenden Italiens der Fall ist. Man hat vermuthet, und gewiß nicht ohne Grund, daß dieser See das eingestürzte Becken eines ausgebrannten Vulkans, und das Harz dieser Gegend ein Erzeugniß eines fortschwelenden Steinkohlenflötzes sei. —

Aehnlich diesem See, ist der Mofetta See zwischen Neapel und Taranto, dessen Eigenschaften sich allenfalls schon aus dem Namen errathen lassen. Sein aschgraues Wasser sprudelt an mehreren Stellen mächtig hervor, aber in unregelmäßigen Zeiten, und oft steigt es in schiefer Richtung über eine Mannslänge hoch. Das Wasser selbst ist gleich geruch- und geschmacklos, wiewohl aus demselben unaufhörlich erstickende Dünste aufsteigen, die vielleicht von entzündeten Schwefelkiesen herrühren mögen. Wenigstens le-

gen sich an den Seiten des See's Schwefel und Salmiak an*).

Ursachen, welche den jetzt angeführten ähnlich sind, ist es wohl wahrscheinlich zuzuschreiben, wenn selbst Feuer aus manchen Seen und Teichen hervorgebrochen ist, wie das der Fall 1774 im Breisgau war, wo am 30ten December in einem Teiche, auf welchem ein Müller und ein Jäger beschäftigt waren, plötzlich ein unterirrdisches Getöse entstand, dem bald eine aus dem Wasser hervorbrechende Flamme nachfolgte; welche die Höhe eines nahestehendes Hauses erreichte, das von derselben angezündet wurde. — Vier Monate vorher waren hier Erdbeben gewesen.

Verschiedene andere Erscheinungen, wenn sie auch eigentlich, streng genommen, nicht vulkanischer Natur sind, sind ihnen doch so ähnlich, daß sie hier füglich wohl erwähnt zu werden verdienen. Die Dämpfe, die bei einigen im Spiele sind, dürften vielleicht nur bei einer größern Masse von Stoffen in größerer Menge und in tiefern Lagen entwickelt werden, um alle Wirkungen eines Vulkans hervorzubringen.

In verschiedenen Gegenden Italiens, und auf einer Insel bei Maltha, wallet die Erde unaufhörlich,

*) Es wäre ermüdend, alle ähnliche Merkwürdigkeiten des eben so vulkanischen als klassischen Bodens von Italien anzuführen, zumal da viele derselben so bekannt sind.

und stößt zuweilen kleine, eine Ellen hohe Hügel in die Höhe, die sich öffnen, und wieder zusammenfallen, oftmals ganz an einigen Orten verschwinden, und an andern wieder hervorkommen. Es fließt ein trübes nach Schwefel riechendes Wasser aus denselben, und man sammelt in ihrer Nähe Bergöhl *). Bei einigen veränderten Umständen hätten hier vielleicht eben sowohl, als in der Trevisaner Mark in Italien, wo dies der Fall mehreremale gewesen ist, Feuerflammen hervorbrechen können. Hier nämlich brachen, noch 1784, fast zu allen Tagszeiten, Flammen aus der Erde, und in einem Dorfe zählte man deren, in einem Tage über dreissig, welche leicht entzündliche Sachen, Schilfrohr, Stroh u. s. w. in Brand setzten. Immer ging dem Feuer ein starker Schwefelgeruch voran. Zum Glück entstanden sie nur im Freien, ließen sich aber durch den damals gerade häufig fallenden Regen nicht löschen.

Brennende Berge sind in verschiedenen Gegenden keine Seltenheiten, und es ist dazu mehr nicht erfor-

*) Das Bergöhl — gleichviel hier, ob es ein ursprünglicher oder erzeugter Körper ist, — findet sich häufig in dichtern und in flüssigern Gestalten. Der Asphalt oder Bergpech auch Judenpech ist ganz fest; der Bergtalg ist dem thierischen Talge, der Bergtheer dem Theere ziemlich an Farbe und Dichtigkeit ähnlich. Das Bergöhl ist flüssig, aber nicht so flüssig, als der feinste hierher gehörige Körper, die Naphta.

derlich, als daß die in demselben enthaltenen brennbaren Mineralien, Steinkohlen, Schwefel u. s. w., durch irgend einen Zufall entzündet werden. Finden die alsdann entwickelten Luftarten bald Ausgänge, so geht es ohne heftige Ausbrüche ab.

Vor nicht vielen Jahren brannte (nach Pallas) der Berg Kargusch Kugischtan in Persien, ohne eigentlich Feuer auszuspeien. Die Anwohner erzählten, es habe im Jahr 1758 der Blitz, eine am Fuße des Berges stehende Eiche, angezündet, die bis auf die Wurzel verbrannte. Durch diese wurde der Berg entzündet, der nun theilweise ausbrennt. Die Richtung des Feuers geht nach der Spitze zu. Aus vielen Spalten dringt ein feiner und heißer Dunst hervor, der daran gehaltene trockne Späne entzündet, (doch hat dieser Dampf nie einen Schwefel- oder Steinkohlengeruch), und in dunkeln und stürmischen Nächten brechen an verschiedenen Orten Flammen hervor. Starke Vorräthe brennbarer Stoffe scheint der Berg nicht zu haben, denn viele Stellen sind vermuthlich schon ausgebrannt, und es grünt und wächst wieder auf demselben, ja es finden sich mitten im Berge kalte Plätze, wo die Vegetation nie aufgehört hat. —

Aehnliche Berge und Bergwerke, wo durch Blitze oder durch Unvorsichtigkeit Steinkohlenlager entzündet wurden, finden sich mehrere in England und Deutschland und in andern Ländern, und man hat deren, die

seit länger als einem Jahrhundert brennen. Es ist fast überflüssig zu erwähnen, daß auf der Oberfläche solcher Berge nach und nach alles erstirbt. — Bäume fangen gewöhnlich vom Gipfel an nach der Wurzel zu, abzusterben. —

Auf ähnliche Weise hat man auch brennende Ebenen. In verschiedenen Gegenden Sibiriens giebt es große Strecken von mehreren Wersten, deren leichte Torferde langsam fortschwelt. Am Tage steigen von denselben leichte Dünste auf, die aber in der That nichts anders als Flammen sind, welche des Nachts auch wirklich sichtbar werden.

Von ganz anderer Beschaffenheit, und in dem Vorrathe feiner Bergöhle begründet, sind die brennenden Erden mancher andern Gegenden. Man findet deren an mehreren Orten, und selbst in Italien in einer Gegend der Apenninen, aber am berühmtsten unter allen ist, wegen ihres unerschöpflichen Vorraths an Naphta, die Gegend um Baku in Persien am Fuße des Kaukasus. Man findet hier reiche Quellen von Naphta und Bergöhl, die an der Luft verhärten, dann in Farbe und Zähigkeit dem Peche ähnlichen, und in dasiger Gegend zur Heitzung der Bäder gebraucht werden. Auf der von Baku bis an das kaspische Meer fortlaufenden Halbinsel Abscheron, ist der Boden so voller Naphta und Berg-

öhl, daß man nur einige Zoll die obere Erde aufräumen, und dann eine Kohle daran halten darf, um eine Flamme zu haben. Steckt man eine Röhre von Schilf, Papier oder Holz in diese Erde, so brennt der aufsteigende Dampf, an der Mündung derselben, sobald man Feuer daran hält, vermittelst des Zutritts der freien Luft mit heller Flamme, die man statt Küchenfeuer benutzt, um Speisen dabei zu kochen, Getränke zu erwärmen, u. s. w. Auch weiß man diese Flammen zum Kalkbrennen und andern Dingen anzuwenden. Den Nachkommen der alten Feueranbeter oder Gebern ist diese Gegend so ehrwürdig, daß sie einen Tempel erbauet haben, welcher von Zeit zu Zeit von frommen Pilgern besucht wird, die hier dem Bilde der Gottheit, dem ewigen Feuer, ihre tiefe Ehrfurcht bezeigen. — Uebrigens verlöscht man eine solche Flamme, wenn man die Oeffnung, aus der sie kam, mit Erde bedeckt. — Merkwürdig ist es, daß diese Gegend auch sehr schwefelhaltig sein soll, doch ist mir nicht bekannt, daß sie den Erdbeben sehr sollte ausgesetzt sein.

Es muß hier erwähnt werden, indem es so manche vulkanische Erscheinungen erklären hilft, wie gefährlich und schrecklich manche Luftarten sind, welche in den Bergwerken sich entwickeln. Sie sind so gemein, daß sie jeder Bergmann unter dem Namen Schwaden,

böse Wetter, u. s. w. kennt, und sind eigentlich ein brennbares Gas, welches sich nicht nur am Lichte, sondern unter manchen Umständen an freier Luft von selbst entzündet. Vorzüglich häufig ist diese Luftart in Steinkohlenlagern, und zuweilen werden ganze Bergwerke vermittelst derselben zerstört. So brach bei Newcastle in England 1724 eine solche Luftart zu einer Schacht heraus, und tödtete 31 Arbeiter und 19 Pferde. Die Arbeiter arbeiteten schon einige Zeit im Dunkeln, weil sie wußten, daß Licht gefährlich werden könnte. Der Aufseher glaubte aber, da freie Luft zutreten könne, so werde es wenig zu sagen haben, und nahm ein Licht. In demselben Augenblicke entzündete sich die Luft, und fuhr nach einem Bergmanne zu; nahm den Weg wieder zurück, fuhr dem Aufseher über den Rücken hinweg, und zum Schachte hinaus. Zum Glücke war niemand diesesmal beschädigt, nur die Kleidung war ein wenig versehrt *).

In der Grafschaft Schaumburg-Lippe hat man sogar den Bergbau an einem Orte, um solcher Schwaden willen aufgeben müssen. Es gerieth nämlich 1735 im September durch ein Licht, ein ganzer Gang in Brand, und dem Bergmanne, welcher das Licht

*) In manchen Schachten zündet man diese Luft, die sich den Sonntag über gesammelt hat, des Montags mit einem Lichte, durch einen in nasse Lappen gewickelten Mann an. Dieser kriecht mit seinem Lichte auf dem Bauche hin, und die entzündete Luft fährt mit einem Bombenknall über ihn hinweg, und zum Schachte hinaus.

hatte, wurden Gesicht und Haare verbrannt, und er selbst auf den Boden geworfen. Gleich darauf hörte man in der obern Luft einen starken Knall, und in der Grube entstand ein solcher Dampf, daß sich die Arbeiter eilends flüchten mußten. Nach einigen Stunden dachten diese, es würde sich nun alles verzogen haben, sobald sie aber mit dem Lichte wieder zu arbeiten anfingen, so wiederhohlte sich die ganze Erscheinung noch einmal, nur mit einem schwächern Knall, und so hat sie sich auch bei allen nachmaligen Versuchen immer wiederhohlt, so daß also niemand mehr zu arbeiten wagte.

Man hat sogar Fälle, wo solche schädliche Luftarten sichtbar wurden. Dies war der Fall in einem Zinnbergwerke in Kornwallis in England. In einem Winkel desselben bemerkte ein Beamter einen kleinen weißgrauen frei in der Luft schwebenden Dampf, von der Größe einer Nuß, welchen er, damit er niemanden schaden möchte, anzünden ließ. Mit einem heftigen Knall, welcher den ganzen Schacht erschütterte, doch aber niemanden schadete, zersetzte sich der Dampf. Nach einigen Tagen fand sich wieder eine kleine Kugel, die er aber, da die erstere nicht geschadet hatte, größer werden ließ. Nach fünf Tagen hatte sie die Größe eines Menschenkopfs, und war mit der wachsenden Größe auch immer ein wenig höher gestiegen, auch hatte sie eine weißere Far-

de. Jetzt war der Beamte wegen der Kugel besorgt — er ließ die Bergleute in dem Schachte weit zurückgehen, und zündete dieselbe, durch ein an einer langen Stange befestigtes Licht an. Ein schrecklicher Knall erfolgte — der ganze Schacht bis zu ihm hin, stand in Feuer — Gestein und Erde wurden losgerissen, doch retteten sich alle noch glücklich. — Der Schacht wurde wieder geräumt — aber nach einigen Tagen brachte ein Bergmann, durch Zufall sein Licht an eine solche Dampfkugel. Mit einem schrecklichen Schläge entzündete sie sich; eine Feuersäule fuhr aus dem Schachte, ein nahe stehendes Haus wurde entzündet, der Besitzer mit seiner Familie getödet, und achtzehn Bergleute in der Grube kamen um *).

*) Daß die brennbaren Gasarten sich in einer Menge, welche gefährlich werden kann, auch in thierischen Körpern erzeugen, darüber hat man auch ein auffallendes Beispiel in Neufchatel, wo aus dem Bansen (Pansch, Panster, Wanst, oder erster Magen) eines geschlachteten, und vorher stark geschwollenen Ochsen, eine Flamme von 2½ Ellen heraus fuhr, die 3 Minuten anhielt, und den Fleischer und ein leuchtendes Mädchen an den Haaren verbrannte. Sie stank sehr. Vielleicht hätte sie sich ohne das Licht des Mädchens nicht entzündet.

2.

Quellen.

So merkwürdig unter den vulkanischen Bergen Vesuv oder Aetna sein mögen, so merkwürdig ist unter den wunderbaren Quellen, von welchen wir einige anführen wollen, der Geiser in Island, der selbst seine Merkwürdigkeit dem vulkanischen Boden zu verdanken haben mag, auf welchem er liegt. Er liegt aber auf einem Felde, wo auf einer Seite in weiter Entfernung hohe Eisgebirge die Aussicht begränzen, indessen man auf der andern den sonst so furchtbaren Hekla erblickt. In seiner Nähe steht ein hohes Felsengebirge, aus dessen Fuße von Zeit zu Zeit siedende Dämpfe hervorsteigen, und überhaupt liegeu in dieser Gegend an 40 bis 50 siedende und springende Quellen, bei deren einigen das Wasser klar ist, bei andern trübe; einige sehen (von aufgelösetem Oker) bluthroth, und andere fast milchweiß (durch Thon). Aber nicht blos in dieser Gecnd Islands, sondern in den meisten andern

dern giebt es solcher Quellen viele, in welchen der Grad der Wärme ungleich ist. Diejenigen, welche der Schwede, Uno von Troil sahe, hatten fast nie unter 188 Grad Wärme (nach dem Fahrenheitischen Wärmemesser) und bei manchen stieg die Wärme auf 213 Grad. Es ist hier auch nicht ungewöhnlich, daß springende Quellen zufallen, und dagegen an andern Orten andere entstehen.

Der große Geiser — denn es führen mehrere ähnliche Quellen diesen Namen — kommt aus einer 72 Fuß tiefen Röhre, welche 19 Fuß im Durchmesser hält, sich in einem weiten Becken endigt, dessen Oberfläche kraus und blättrig, und von dem Wasser selbst angesetzt ist. Ueberhaupt hat der Geiser sowohl, als die meisten andern ähnlichen Quellen die Eigenschaft, die hineingelegten Körper mit einer Steinrinde zu überziehen. — Weder die Röhre noch das Becken des Geisers sind beständig voll von Wasser, indem er sich nicht immer ergießt, aber gewöhnlich folgen auf den ersten Erguß einige hundert andere nach. Vor den Ergießungen läßt sich nicht selten ein starker unterirrdischer Knall hören, und dann steigt die Quelle. Die Zeiten, in welchen sie steigt, lassen sich indessen nicht bestimmen — zu manchen Zeiten kommen die Ergießungen häufiger und heftiger, und zu andern hören sie ganz auf, ohne daß man die Ursachen davon mit einiger Gewißheit angeben kann.

Die Dicke des steigenden Wasserstrahls richtet sich natürlich nach dem Durchmesser der Röhre, und hält demnach gegen neun Ellen, die Höhe aber ist verschieden, und steigt oft über 90 Fuß; ja nach den Versicherungen der Isländer soll sie weit mehr, und zu Zeiten an 70 Faden betragen. Wirft man Steine in den Geiser, so werden dieselben auf seiner Oberfläche gleichsam schwimmend erhalten, oder, wenn er steigt, wieder heraus, und oft noch höher geworfen, als der Strahl selbst ist. Uno von Troil beobachtete den 22ten September 1772 diese Quelle von Morgens sechs Uhr an, bis Abends 7 Uhr. Sie stieg

Früh	6	Uhr	42	Min.	30	F.	hoch	— Dauer	20	Sek.
—	=	=	51	=	6	=	=	=	20	=
—	7	=	6	=	6	=	=	=	10	=
—	=	=	31	=	31	=	=	=	15	=
—	=	=	51	=	60	=	=	=	6	=
—	8	=	17	=	24	=	=	=	30	=
—	=	=	29	=	18	=	=	=	40	=
Abds.	6	=	51	=	92	=	=	=	4	Min.

Einige Stunden vor dem letzten Strahle, wallte das Wasser ein wenig auf, und ergoß sich über das Becken, wo es sich in einem Bache sammelt, und beim Fortfließen noch einige Zeit seine Hitze und seinen schwefelhaften Geschmack behält. Drei Uhr 15 Minuten hörte man einen starken unterirrdischen Knall, und um

6 Uhr 49 Min. (Abends wurden die unterirrdischen Donner noch lauter *).

Die Isländer wissen diese und ähnliche Quellen recht gut zu benutzen, um darinnen zu kochen, zu walken, Faßreife zu biegen, und ähnliche Arten von Nutzen zu ziehen — selbst harte Knochen werden durch die Hitze des Wassers erweicht. Uebrigens meinen sie, hier sei die Oeffnung der Hölle, und nie gehen sie vorbei, ohne, nach ihrem Ausdruck, zum Beweise ihres Abscheues oder ihrer Verachtung, dem Teufel ins Maul zu spucken — das heißt, in die Quelle hinein zu spucken.

Eine bekannte, und auch bei uns in feuchten Gründen und an mondhellen Herbstabenden nicht ungewöhnliche Erscheinung, ist hier am Geiser ebenfalls häufig — der Heiligenschein. Stellt man sich nämlich so, daß man seinen Schatten im Wasser sieht, so erblickt man zugleich um den Schatten des Kopfs,

*) Die berühmtesten Wasserkünste stehen also dem Geiser weit nach. Die zu St. Cloud in Frankreich treibt einen dünnen Strahl nur 80 Fuß, und eben so hoch einen etwas dickern Strahl die Kunst zu Herrenhausen, und wenn alle Räder angelassen werden, einen ebenfalls nicht dickern, von 120 Fuß Höhe. Die Kunst am Karlsberge bei Kassel treibt ihren Strahl zwar 130 Fuß, aber der Strahl ist ebenfalls sehr dünne. Wenn auch übrigens die Angaben der Isländer übertrieben sein sollten, so ist doch die Höhe von 92 Fuß wahrscheinlich noch nicht die höchste.

einen Ring von den Farben des Regenbogens — jeder erblickt aber diesen Schatten nur um seinen eigenen Kopf, wie denn das fast überall dieser Erscheinung eigen ist, welche, wie der Regenbogen, aus der Brechung der Lichtstrahlen in Wasserdünsten erklärt werden muß *).

Eine andere Springquelle Islands trieb ihren Strahl sonst 60 bis 70 Fuß hoch. Da sie durch einen Erdfall verschüttet wurde, so brach sie sich an der Seite eine neue Oeffnung, und springt nun wieder eben so hoch. Ja selbst in Seen findet man hier solche Quellen, wenigstens hat ein See acht dergleichen, von denen eine an 20 Fuß hoch steigt; und nicht nur in Seen, sondern im Meere selbst entdeckt man einige bei stillem und hellem Wasser.

Aus ganz andern, als den Ursachen, welche bei den vorigen Erscheinungen wirksam sind, steigen zuweilen die Eisbäche in der Schweitz brüllend in die Luft. Nach der Erzählung eines Augenzeugen, hatte im Jahre

*) Die zur Bestimmung der Gestalt der Erde von dem französischen Hofe nach Amerika geschickten bekannten Meßkundigen, sahen auf dem Pambamarka — einem von den Kordilleras — nachdem sich der Nebel auflösete, in welchem sie eingehüllt waren, jeder um den Schatten seines Kopfs drei bis vier helle, anfangs längliche, dann zirkelrunde Kronen, welche die innern Farben des Regenbogens hatten, und noch mit einem hellen Ringe umgeben waren.

1775 ein Südwind mehrere Tage hinter einander, eine große Masse Schnee auf den südlichen Eisgebirgen aufgelöst, und es entstanden Ströme, welche sich unter dem, am untern Grindelwaldgletscher befindlichen Eisgewölbe fortwälzten, und große Fels- und Eisstücke mit sich führten. Dadurch wurden die Oeffnungen verstopft, durch welche sonst das Wasser aus dem Eisgewölbe hervorkam, und es mußte nothwendig, da es die mächtigen Wände des Eisberges oder Gletschers nicht durchbrechen konnte, so lange innerhalb desselben aufschwellen, bis es auf der Oberfläche desselben mit einer fürchterlichen Heftigkeit hervorbrach. Mehrere Minuten lang sprang der Strom wie eine dicke Seule, brüllend in die Luft auf; die größten Felsstücke, einige von mehrern hundert Kubikfuß, und gewaltige Eisschollen wurden in die Höhe geschleudert, der Strom stürzte wüthend über das Land, welches Klaftern hoch mit Felsentrümmern, Eisstücken und Kies und Sand bedeckt wurde.

Manche sonderbare Eigenheiten, welche man bei verschiedenen Quellen verschiedener Gegenden findet, rühren zum Theil aus unbekannten Ursachen her. Am leichtesten sind diejenigen zu erklären, welche sich auf der Oberfläche, mit einem Lichte anzünden lassen. Ohne Zweifel hat das, in einem feinen, auf denselben schwimmenden Bergöhl, seinen Grund. So hat man

eine solche Quelle im Parmesanischen, in deren Nachbarschaft auch zuweilen Flammen aus der Erde fahren. In der That sammelt man auch in diesen Gegenden Bergöhl. — Auch ist es möglich, daß sich aus manchen Quellen brennbare Luftarten entwickeln. So ist in Siebenbirgen, in der Nähe von Herrmannstadt eine Quelle, am Fuße eines Weinberges, die ein schwärzliches und trübes Wasser einen Fuß hoch in die Höhe treibt, welches siedendem Wasser ähnlich ist, und schon zu brennen anfängt, wenn man ein Licht noch eine Spanne weit davon hält, die Flamme lodert einige Fuß hoch auf, fast wie Weingeist, und läßt sich nur durch hineingeworfene Erde löschen. Holz kann leicht bei dieser Flamme angezündet werden. Schöpft man das Wasser aus der Quelle, so schmeckt es säuerlich, brennt aber nicht, eben so wenig, als man aus den Materien aus dem Grunde der Quelle, und aus der benachbarten sandigen Erde Feuer hervorbringen kann. In der Nähe derselben ist keine Vegetation — selbst Moos erzeugt sich nicht.

Ganz ähnlich mit ihr ist eine Quelle im ehemaligen Pohlen in der Woiwodschaft Krakau, die einmal durch einen Blitz, einmal aber durch Vorsatz angezündet wurde. Sie ging durch unterirrdische Kanäle unter einen Berg durch, und setzte den Wald des Berges in einen Brand, welcher drei Jahre dauerte.

Quellen, welche nur zu gewissen Zeiten fließen, und dann wieder aufhören, bald steigen, bald fallen u. d. g. sind zwar merkwürdig genug, aber nichts weniger als selten. Die Verbindungen mit der Ebbe und Fluth des Meeres, das am Tage oder im Sommer aufgethauete Eis, was in der Nacht, oder in der kältern Jahreszeit fließt, und ähnliche nicht immer am Tage liegende Umstände, können manche Dinge sehr merkwürdig machen.

Auf der Insel Zante giebt es mehrere Quellen von Erdpech, welches hier, wie sonst, auf dem Wasser schwimmt. Eine derselben ist vorzüglich ergiebig. Die Bäume in der Nähe dieser Quellen, tragen zwar frühzeitig, sterben aber bald ab.

Ich übergehe hier mehrere ganz bekannte Sachen (Zirknitzer See u. d. gl. m.) und erwähne nur noch, wie zuweilen ein kleiner, aber unbekannter Umstand Ursach von einer auffallenden Erscheinung sein kann. So kam aus einem Brunnen bei Bleicherode im Hohnsteinischen mit jedem Frühjahre eine Menge von Knöchelchen. — Der Aberglaube machte, wie bei Hungerquellen und ähnlichen, seine Deutungen — am Ende waren es die Knochen von Fröschen, die sich im Winter in dieser Quelle zu verbergen pflegten, und zum Theil in derselben gestorben waren.

3.

Winde. — Wasserhosen.

Es gibt nach Verschiedenheit der Erdgegenden und Klimate, mancherlei Winde, die bald für die Gesundheit thierischer Körper und für das Gedeihen der Pflanzen nachtheiliger, bald zuträglicher sind.

Unter die furchtbaren Winde Afrika's, welche dort, wie manche gefährlichen Thierarten, zu Hause sind, gehört ein Südwind, der vorzüglich häufig in Aegypten weht, und Samum, oder auch Chamsin genannt wird. Am häufigsten bemerkt man ihn zwischen Ostern und Pfingsten. Es ist ein Glück daß dieser tödtende, heftige Wind selten über einen Tag, öfters nur einige Stunden anhält — höchst selten ist es, daß er 3 Tage dauert. Fängt er an zu wehen, so wird der heiterste Himmel trübe und dunkel, und die Sonne blutroth; nicht als ob Regenwolken an dem Himmel heraufgetrieben würden, sondern der Wind bringt Wolken von Sand, die er in den Wüsten Afrika's und Arabiens aufgenommen und in die Höhe ge-

hoben hat, und dieser Sand ist so fein, daß er in die dichtesten Zimmer und Kasten eindringt, und alles überdeckt.

Mit dem alles durchdringenden Sande, steigt die Hitze gewaltig, gewöhnlich um 10 — 12 Grad, und wird erstickend für die Menschen. Die Lungen ziehn sich zusammen und schmerzen, der Athem wird schwer und kurz, die Haut schrumpft zusammen, die ganze Ausdünstung des Körpers hört daher auf, und im Innern desselben ist eine brennende Glut. Es ist dann, als lebte man in einem feurigen Dunstkreise; und zum Unglück ist zugleich alles warm, was etwa sonst einige Kühlung hätte verschaffen können — Wasser, Steine, Metalle u. s. w.

Fängt dieser Wind an zu wehen, so bleibt niemand im Freien, die Straßen werden öde, menschenleer, und man verschließt sich in die kühlsten und abgelegensten Zimmer der Häuser. Die Nahrung der Aegypter besteht um die Zeit dieses Windes bloß in Reiße, Gemüsen, Baumfrüchten, Zitronensäuren, — auch pflegt man sich oft zu räuchern und zu baden. Die Unglücklichen, welche bei diesem Winde im Freien sind, trifft unvermeidlicher Tod, wenn er länger als einige Stöße lang anhält. Geht er leicht und schnell vorüber, so können sie sich dadurch wohl retten, daß sie sich mit dem Gesicht auf die Erde werfen, sonst aber müssen sie ersticken. Die Getödteten liegen, wie Schlafen-

de, so unverändert da, die Wirkung der heißen Luft auf den Körper ist aber so schrecklich, daß sich bei den Erstickten die Glieder ablösen, so bald man dieselben nur anfaßt.

Sehr ähnlich dem Chamsin, und wenn auch nicht tödtend, doch sehr ermattend und große Muthlosigkeit bewirkend, ist der Sirocco in Sizilien. Alle Pflanzen und Gewächse vertrocknen fast bei demselben und werden braun, und jedermann zieht sich in die Zimmer zurück. Fenster und Thüren werden verschlossen, und die erstern auch wohl mit nassen Tüchern behängt, und man trägt alle Sorge die Zimmer durch Besprengen mit Wasser feucht zu erhalten, um den schädlichen Folgen des Windes zu entgehen *).

Von ganz anderer Art ist der Harmattan in verschiedenen Gegenden Afrika's; — in Guinea, an der Goldküste und an andern Orten. Er bleibt sich aber freilich nicht allenthalben ganz gleich. An den meisten Orten ist er überaus trocken, und von einem trocknen Nebel begleitet, an welchem vielleicht ein sehr feiner

*) Der sogenannte Sirocco in Tirol, ist ein Südwind, welcher ungemein schnell den Schnee in den Gebirgen auflöst, so daß manche Gegenden, die vorher vom Schnee ganz weiß aussahen, in einigen Stunden ganz schwarz aussehen. Schnee, welcher von den Sonnenstrahlen im heißesten Sommer nicht konnte geschmolzen werden, wird in sehr kurzer Zeit von dem Föhn aufgelöst. — So nennt der gemeine Mann diesen Wind, wiewohl in diesen gebirgigen Gegenden, jeder, heftig aus den Bergschluchten hervorbrechende Wind, mit diesem Namen benannt wird.

Staub einen großen Antheil haben mag. In diesem Nebel können nur einige wenige Sterne sichtbar werden, und nur am vollen Mittage kann ihn die Sonne auf einige Stunden durchbrechen, jedoch ist der Schein auch da sehr matt. In einigen Gegenden aber ist dieser Nebel so dicht, daß man nicht hundert Schritte weit sehen kann.

Während dieses Windes ist in der Luft fast keine Spur von Feuchtigkeit, und die Gewächse leiden sehr. Die jungen Keime und Sprößlinge verdorren, viele Zweige der edelsten Fruchtbäume vertrocknen, und mehrere Früchte schrumpfen zusammen und fallen ab, ehe sie noch die Hälfte ihrer Größe erreicht haben. Alles Gras vertrocknet, und ist so dürre als ob es zu Heu gemacht wäre*). Wasser, welches auf dem Boden eines Zimmers ausgegossen wird, ist in wenigen Augenblicken verdünstet. Salz, Zucker und mehrere Sachen, die während der Regenzeit dem Zerfließen nahe waren, werden in wenigen Tagen dicke und harte Klumpen (Ballen). Holzgeräthe, Tische — Schränke u. s. w. reißen auf, begeben sich aus ihren Fugen, und zerspringen wo sie aufgeleimt waren, und selbst die Bände von Büchern, welche

*) Nach diesem Winde, und beim Ausgange der trocknen Jahrszeit zünden die Negern das Gras an — ganze Gegenden stehn in Flammen, und ganze Heerden von Schlangen, Tigern, Löwen und andern Thieren werden aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, und suchen dem Feuer zu entfliehen. Und doch ist, durch die Allmacht der Vegetation in dieser Erdgegend, in einigen wenigen Tagen alles wieder frisch und grün.

man sorgfältig in einem Kasten verschlossen gehalten, und mit feuchten Tüchern bedeckt hat, werfen sich eben so krumm, als hätte man dieselben an starkes Feuer gehalten. Sogar die Seitenwände und Verdecke der Schiffe begeben sich auseinander, und werden leck, und wenn man Fässer mit Wein, Branntewein und andern Flüssigkeiten nicht sorgfältig von außen benetzt, so verdunsten dieselben fast gänzlich. Es ist daher nicht befremdend, daß dieser Wind auch die Nasenlöcher, Gaumen und Lippen außerordentlich austrocknet und einen unaufhörlichen Durst erregt; daß die Haut des Körpers so trocken und rauh wird, daß sie, wie bei uns im kältesten Wetter aufspringt, und sich, wenn der Wind 5 bis 6 Tage angehalten hat, Hände und Gesicht sogar völlig abschälen — hält er noch länger an, so häutet sich der ganze Körper.

Bei dieser Trockenheit ist aber die Luft nicht etwa heiß, wie bei dem Chamsin, sondern weit eher kühl, vorzüglich des Nachts und des Morgens, und man sucht alsdann die wärmere Kleidung hervor. Man könnte vielleicht glauben, daß die Luft bei diesem Winde sehr ungesund wäre, sie ist aber in der That das Gegentheil. So bald er anfängt, — er hat seine Zeit vom Oktober bis etwa Februar *) — fangen alte Geschwüre an zu heilen; die Blattern werden gutartiger und hören auf; die vielen

*) Doch ist das nicht in allen Gegenden gleich.

Fieber und Diarrhöen auch, und alle, die an diesen Krankheiten gelitten haben, genesen sehr schnell.

In der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung, wehet vom October bis Ende Aprils oft ein starker Südostwind, der kalt und trocken ist — selten hat er Regen bei sich. Er ist so heftig, daß er Staub und Sand in großen Wolken auftreibt, und überall umherjagt. Thüren und Fenster in der Kapstadt muß man sorgfältig zugemacht halten, und niemand getrauet sich auszugehen. Nicht nur Weinberge und Gärten und Felder, sondern selbst Häuser werden gewaltig mitgenommen; in der Tafelbai erregt er kurze und schäumende Wellen, und Schiffe, welche nicht mit starken Ankern versehen sind, sind in Gefahr, losgerissen und fortgeschleudert zu werden. Gewöhnlich hält auch dieser Wind nicht lange an.

Auch in Ostindien sind glühend heiße Windstöße nicht selten, welche Staub und Sand durch die Fenster und Thüren, wiewohl sie verschlossen sind, (denn man merkt es vorher, wenn er kommen wird) in solcher Menge bringen, daß derselbe Fingerdick aufliegt. Die Luft wird oft so sehr verfinstert, daß man am Mittage bei Licht essen muß. Wenn dieser Wind glühend ist, so ist dagegen der Seewind wie in vielen andern Gegenden, desto erfrischender. In Madras, wo um acht Uhr morgens die Hitze schon unerträglich zu werden anfängt, und bis zum Mittage anhält, erwartet man mit Sehnsucht

den kühlenden, stärkenden Seewind, welchen man hier den Doktor zu nennen pflegt.

Von der heftigen Gewalt der Sturmwinde haben wir auch in unsern Gegenden traurige Erfahrungen. Vielleicht wird es vielen Lesern noch im frischen Andenken sein, welche Zerstörungen der letzte derselben in Memel in Preußen in Stadt und Hafen anrichtete, wie hoch das Wasser in die Stadt hinaufgetrieben wurde, und wie viele Schiffe und Häuser zu Grunde gingen.

Am furchtbarsten unter allen sind indessen die Orkane, wo die Winde von allen Seiten auf einander loszustürmen scheinen, und schreckliche Wirbel machen. In denjenigen Gegenden, wo sie zu Hause sind, z. B. in Westindien, werden zuweilen die Häuser und Pflanzungen ganzer Inseln verwüstet, und die ganzen Jahreserndten vernichtet. Schiffe, die in dem Hafen sind, werden aus dem Hafen in die See geschleudert, und sind glücklich, wenn sie nicht zu Grunde gehen. Gewöhnlich empfinden auch wir in Europa die Folgen davon, an den steigenden Preisen mancher unsrer Luxusartikel. Vorzüglich häufig sind solche Orkane in den Antillen in Westindien *).

*) Man versteht gewöhnlich unter Westindien, die großen Antillen — Cuba, Jamaika, Domingo — die Insel Portoriko, und die kleinen Antillen, wozu, außer vielen andern, Martinique, Dominik, Antigua, Tabago, Guadeloupe, Trinidad ge-

Wie heftig dieselben wüthen können, davon sind schreckliche Beispiele vorhanden. Eben auf einer der Antillen höhlte ein Orkan eine Grube so tief aus, daß ein ganzes Dorf mit der Erde derselben bedeckt wurde, und auf der Norfolkinsel (bei Neuholland im stillen Meere) brach einer mit entsetzlichen Regengüssen los. — Gruben von 10 Fuß Tiefe waren bald ausgehöhlt, die stärksten Tannen und Eichen wurden niedergeworfen oder wie Rohrstäbe zerknickt, andere ganz umgekehrt, und mit den Gipfeln zur Erde niedergeworfen, und mehrere, worunter einer von 180 Fuß Höhe war, weit von ihrer Stelle fortgeschleudert. — So zerstörte der Sturm 1766 den 13ten August auf Domingo 6 Kirchen von Grund aus; von vier andern hob er die Dächer ab. Damals strandeten an den Küsten dieser Insel 69 Fahrzeuge, und 335 Personen kamen ums Leben. Stürme, welche ganze Kirchthürme abhoben, wie 1680 unweit Warschau, hat man mehreremale gehabt. In dem nämlichen Jahre wurde auch ein Kirchthurm hundert Schritte weit fortgeführt, und mehrere Kirchen und Schlösser zerstört.

Man wird sich über diese Kraft der Stürme weniger wundern, wenn man die Geschwindigkeit derselben kennt, von welcher zum Theil ihre Kraft abhängt. Ein gewöhnlicher Wind gehet in einer Sekunde nicht

hören; nächstdem werden die Bahama- oder Lukaischen Inseln und die Bermudischen dazu gerechnet.

über 10 bis 15 Fuß — ein Sturm aber 40 bis 60 Fuß, und der stärkste beobachtete Sturm durchlief in der nämlichen Zeit 123 Fuß. Man nimmt an, nach ziemlich wahrscheinlichen Voraussetzungen, daß ein solcher Sturm auf eine Fläche von einem Quadratschuh, etwa mit einer Kraft von 27 Pfund wirke. Hiernach nun würde ein solcher Sturm auf einen Thurm, welcher 150 Fuß hoch und an jeder Seite etwa 30 Fuß breit wäre, eben so wirken, als ob eine Last von neun Millionen Pfund sich gegen ihn andrängte.

Ein Wirbelwind in Südkarolina, bei Charlestown, warf in wenigen Augenblicken, drei Schiffe um, die mit der Mannschaft untergingen; mehrere andere wurden auf die Seite geworfen und stark beschädigt; ein Getöse, wie das Wirbeln von Trommeln, und wie Donnerschläge, auch wie das Schlagen der Meereswellen begleitete den Orkan, bei dem sich alle Wolken auf einen Mittelpunkt zusammen stürzten. — Mit jedem Augenblick änderte sich der furchtbare Auftritt, der offenbar mit einer Wasserhose in Verbindung stand. Alles wühlte verworren, dunkel bald, bald feurig, unter einander, und mehrere tausend Bäume wurden entwurzelt und in die Wolken hinaufgezogen, deren Blätter, nachdem alles ruhig war, haufenweise herabfielen.

Sehr merkwürdig sind auch die Wirbelwinde, wo sich eine große Luftseule um sich selbst herumdreht, und zugleich

zugleich fortbewegt. Die meisten derselben hängen mit einer Wolke zusammen, mit welcher sie auch in Verbindung fortgehen. Sie haben vielleicht mit den Wasserhosen einerlei, uns aber noch ziemlich unbekannte Ursachen.

In manchen, vorzüglich in den heißern Gegenden der Erde, sind solche Winde häufig. So wurde Bruce in Nubien von einem Wirbelwind überfallen — sein Kameel kam in den Mittelpunkt des Wirbels, wurde von demselben in die Höhe gehoben und eine Strecke davon mit einer zerbrochenen Rippe wieder niedergesetzt. Auch Bruce wurde ein Paarmal herumgedreht und so auf das Gesicht geworfen, daß er blutete. Einigen andern ging es nicht besser — alle aber waren wie mit Mörtel überzogen — auch die Hälfte einer kleinen Hütte war, wie mit einem Messer abgeschnitten und fortgeführt. Die Nubier kannten diesen Wind wohl, und sagten, man müsse sich auf den Boden werfen und die Lippen dicht auf die Erde halten.

Solche Winde können freilich Sand und Steine *) aufheben, und an einem andern Orte, wo sie aufhören, wieder fallen lassen — dies kann zu unerklärbar scheinenden Dingen den Grund enthalten. So wurde ein Schiff einmal plötzlich von einem Sandregen überfallen, da doch der

*) Vielleicht auch wohl kleine Thiere. — Könnte nicht zuweilen auch das zu einem Froschregen die Erklärung geben? — vorausgesetzt, daß wirklich zuweilen ein Paar Frösche aus der Luft herabgefallen wären, was noch erst bewahrheitet werden muß.

Himmel heiter war — ohne Zweifel wohl die Wirkung eines solchen Windes.

Die Wasserhosen hat man wohl auch zuweilen aus solchen Wirbelwinden zu erklären versucht, sie haben aber dem äußern Anschein nach in der That wenig mit denselben gemein, da sie nur immer bei stillem Wetter entstehen. Es bewegt sich nämlich eine Wasserseule von einer Wolke herab, nach dem Meere zu, mit einem Geräusche — oft bewegt sie sich auch von dem Meere nach der Wolke zu, die Spitze aufwärts gerichtet. Nicht selten geht die Bewegung derselben von dem Meere nach dem Lande zu, und wird den Schiffen, Häusern u. s. w. sehr gefährlich, nimmt Staub, Steine, Sand, Erde, in ihre Wirbel auf, reißt Bäume aus, und zerstört, was sie auf ihrem Wege trifft. Eine solche Seule ist oft 300 Fuß breit, inwendig meistentheils hohl, und an der Außenseite mit einer Menge von Tropfen umgeben. Das Meer scheint unter ihr aufzuwallen, und mit Dampfe sich ihr entgegen zu heben. Der bekannte Thevenot sahe im persischen Meerbusen mehrere. Eine sahe weißlich. Das Meerwasser dampfte und erhob sich einen Fuß hoch über seine Fläche. Auch war ein schwarzer dikker Rauch über die Meeresfläche. In der Seule konnte man ein zweifaches Geräusch wohl unterscheiden — das eine war, wie das Geräusch eines Stroms, das andere, wie das Zischen von Schlangen oder auch von Gän-

sen. Er bemerkte, daß bei allen — er sahe vier in einem Tage — dieses Zischen sich gleich blieb, auch ließen sich aus den Wolken durchsichtige Röhren von blaßweißer Farbe auf die Stellen hernieder, wo das Meerwasser stieg. Eine dieser Röhren wurde immer dicker, und zuletzt so stark, daß sie ein Mann kaum hätte umklaftern können. Man sahe, wie sich in dieser Röhre das Wasser in die Höhe schlängelte, und auch stieg und fiel. Auch nahm die Röhre bald zu und bald ab. Da die Wolke zuletzt mit einem Schein (wahrscheinlich von einem Blitze, mit welchem die Wasserhosen oft verschwinden) abzog, so verschwand auch die Röhre. Auch Gentil beobachtete, wie 6 solcher Seulen in der Nähe des Schiffs sich bildeten, auf welchem er sich befand. Es begann mit einem sanften Geräusche, wie eines unter der Erde fließenden Wassers — das Geräusch wurde stärker, und gleich dem Schwirren und Pfeiffen der Segel und Taue. Das Wasser hob sich 1½ Fuß der Wolke entgegen und schien zu kochen; denn es schwebte eine leichte Rauchwolke über dem Meere, welche sich zu einer Röhre umgestaltete und nach der Wolke zustieg. Die Röhren oder Seulen bogen sich nach allen Richtungen, die ihnen der Wind gab, ohne von der Wolke loszureißen, und je nachdem diese niedriger oder höher stieg, verlängerten oder verkürzten sie sich. Zuletzt verschwanden sie.

Die Wasserseulen, welche uns Forster beschreibt, beobachtete er in Neuseeland, neben dem Cap Ste-

phens. An der Südseite dieses Caps regnete es, und bald darauf erblickte man dort auf der See einen weißlichen Fleck, aus welchem eine Seule, wie eine gläserne Röhre herauf stieg, gegen welche sich eine andere Dunstseule aus den Wolken herabsenkte, und sich mit ihr vereinigte. Drei andere Seulen entstanden bald nachher auf ähnliche Weise, deren nächste, etwa 3 englische Meilen entfernte, unten am Fuß gegen 70 Klafter im Durchmesser hatte. Die Grundflächen derselben nahmen alle einen großen Raum ein, und das Wasser in ihnen bewegte sich heftig, und stieg, einem Dunste gleich, in Schneckenlinien empor. Die Seulen waren walzenförmig, jedoch nach oben zu dicker, und rückten schnell auf der Oberfläche der See fort. Da ihnen aber oberwärts die Wolken, mit welchen sie zusammenhingen, nicht eben so schnell folgen konnten, so bekamen sie eine schiefe Richtung. Oft gingen sie dicht neben einander vorbey, ohne einerlei Richtung zu halten. Da der Obertheil sich langsamer bewegte als der Untertheil, so brachen sie endlich, oder zertheilten sich. In dem Maße als die schwarzen Wolken dem Schiffe näher kamen, entstanden krause, kurze Wellen auf der See und der Wind durchlief den ganzen Kompaß, ohne sich in einem Striche festzusetzen. Bald nachher gerieth, zweihundert Klaftern etwa vom Schiffe, die See in heftige Bewegung, das Wasser kreiselte sich aus einem Umfange von funfzig bis sechzig Faden, gegen den Mittelpunkt zusammen, und zerstäubte

in einen Dunst, welcher durch die wirbelnde Bewegung in Gestalt einer gewundenen Seule gegen die Wolken getrieben wurde. Zu gleicher Zeit fiel etwas Hagel auf das Schiff. Eine über dieser Seule stehende schreckliche und schwarze Wolke, senkte sich gegen dieselbe herab, und nahm nach und nach die Gestalt einer langen Röhre an — beide vereinigten sich und machten nun eine gerade walzenförmige Seule aus, und man konnte deutlich sehen, wie innerhalb derselben das Wasser durch die Gewalt des Wirbels heraufgerissen wurde. Auch schien die Seule in der Mitte hohl zu sein — wenigstens sahe sie einer hohlen gläsernen Röhre ähnlich. Auch diese Seule zertrennte sich endlich, wobei ein Blitzstrahl war, welchem jedoch kein Donner nachfolgte. Die Zeit vom Entstehen der ersten Seule bis zum Aufhören der Letzten, betrug drei Viertelstunden.

Solche Wasserhosen sind mächtig genug, kleine Fahrzeuge in die Höhe zu heben, und lassen sie dann wieder fallen — bei größern sollen sie das Seegel- und Tauwerk ziemlich zerstören, oft überschütten sie auch die Schiffe mit einem großen Regen. In Frankreich riß eine Wasserhose im Jahre 1722, unter mehreren Bäumen, auch einen starken Nußbaum aus, welchen sie funfzig Schritte weit fortführte. Der Weg, den sie durchzogen war, wird drei Kutschen breit angegeben; — sie vereinigte sich bald mit einer andern, und nach dem Verschwinden derselben kam ein starker Hagel. In Frankreich, und in andern Gegenden, vorzüglich wenn sie in der Nähe des Meeres lagen, hat

man häufige Erfahrungen von der Heftigkeit solcher Wasserhosen gehabt, indem selbst Häuser in die Höhe gehoben, und nicht unbedeutende Strecken mit fortgeführt wurden. – Noch vor wenigen Jahren wurde die Stadt St. Marcellin durch eine solche Hose halb verwüstet, Bäume ausgerissen, Weinberge verheeret, Dächer abgedeckt u. s. w.

Eine merkwürdige, noch zu diesem Abschnitte gehörige, Erscheinung bewirkt der Wechsel der Temperatur beim Aeolusberge im Kirchenstaate (in Italien). Dieser Berg liegt zwischen Gemini und Terni, in der Richtung von Morgen nach Abend, und scheint aus lauter Steinbrocken zu bestehen, zwischen welchen vier Stunden Vormittags, und eben so viele Nachmittags ein kalter und heftiger Wind so regelmäßig hervorströmt, daß die Besitzer nahgelegener Landhäuser, kleine Röhren bis zu diesem Berge hingeführt haben, welche, so bald es ihnen in den Häusern zu heiß wird, durch Klappen geöffnet werden, und die kühle Luft des Berges in die Zimmer einströmen lassen, um sich selbst und alle Speisen und Getränke durch dieselbe abzukühlen. Da der Berg aus lauter Schluften besteht, so wird, so bald die Steinbrocken des Berges erhitzt werden, die in den Schluften enthaltene Luft, gewaltsam hinausgetrieben — die Hitze ist aber so groß, daß kein Thier auf diesem Berge vor Hitze soll gehen können. Im Winter

ist die Luft in den Höhlen wärmer, als die äußere den Berg umgebende, und das ewige Streben der innern Luft, sich mit der äußern ins Gleichgewicht zu setzen, bringt wahrscheinlich diesen regelmäßigen und unaufhörlichen Wind hervor.

4.

Veränderungen auf der Erde.

Wie sehr sich auch, beim flüchtigen Anblicke, die Erde immer gleich zu bleiben scheint, so verändert sich doch die ganze Gestalt derselben unaufhörlich, und wer die Erde, wie sie vor Jahrtausenden war, und wie sie jetzt ist, genau vergleichen könnte, würde ohne Zweifel darüber erstaunen müssen, daß diese Veränderungen so groß sind. Welche mächtigen Kräfte müssen es gewesen sein, welche die Erzeugnisse südlicher Gegenden in nördliche Länder gebracht haben, wo sie noch gefunden werden, und wie sehr mögen sie zerstört und gebauet haben! durch welche Revolutionen mögen die Erzeugnisse des Meeres auf die Berge, selbst auf sehr hohe, zum Theil mit fast ewigem Eise bedeckten Berge,

gekommen sein, wo man dieselben, oft in ungeheuren Massen versteinert antrifft, und wie mögen die Trümmer der Urgebirge, große Granitblöcke, ins platte gebirgslose Land gebracht sein, wo man sie da und dort vereinzelt antrifft?

Was Erdbeben und Vulkane für schreckliche Veränderungen hervorgebracht haben, darüber ist schon manches im ersten Theile angeführt worden; ganze Inseln sind dadurch entstanden, und hingegen ganze Landstriche verheert, und große Städte verschüttet worden, welche die Nachwelt emsig auszugraben sucht, um mit den gefundenen Schätzen die Wissenschaften zu bereichern *). Noch in dem letztverfloßnen Jahrhunderte wurden Inseln aus der See emporgehoben. Dies war der Fall im Jahre 1720, wo bei Terzeira (eine der Azoren in Westafrika,) mehrere kleine Inseln über dem Meere zum Vorschein kamen, in Begleitung von Feuerströmen, welche das Wasser überflutheten. — Und im Jahre 1799 stieg im asowschen Meere eine neue kleine Insel auf. Man hörte nämlich in der Gegend des alten Temruck in der Krimm, ein unterirrdisches Getöse im Meere, und bald darauf einen Donner, wie einen Kanonenschuß. Mit diesem Don-

*) In dem verschütteten Pompejii, ist ganz neuerlichst wieder ein ganzes Zimmer mit vielen Merkwürdigkeiten entdeckt worden.

ner stieg die Insel unter den Augen vieler Zuschauer, aus einer nicht seichten Stelle des Meeres auf, in Gestalt eines Grabhügels, dessen Umfang man auf hundert Faden schätzte. Der Hügel hob und spaltete sich, und warf Schlamm und Steine aus — dann kamen Ausbrüche mit Feuer und Rauch. Der ganze Vorgang dauerte gegen 2 Stunden. Zweihundert Werste davon hatte man des Abends gegen sieben Uhr starke Stöße verspürt. — Im nächsten Jahre verschwand die Insel wieder.

Wie durch ein ganz anderes Verfahren der Natur in der Südsee neue Inseln entstehen, haben die Cookschen Entdeckungsreisen gelehrt. Ein kleines unbedeutendes Geschöpf, welches zu den Polypen gehört, wird der Schöpfer neuer Inseln — das Korallenthier. Es bauet sich immer eines über und neben dem andern an, bis der Korallenfels die Oberfläche des Meeres erreicht, wo diese Geschöpfe, da sie nicht außer dem Wasser leben können, sich an den Seiten ausbreiten müssen. So entstehen große Korallenriffe im Meere, die anfangs einen See (eine Lagune) in sich schließen, welcher jetzt noch mit dem Meere zusammenhängt, nach und nach aber, vielleicht durch den fortgesetzten Bau der Korallen, vielleicht durch andere Naturkräfte ausgefüllt wird, — und so ist die Grundlage zu einer neuen Insel da, welche vom Meere, wenn die

Fluth vorzüglich heftig ist, mit Sande überschwemmt wird, und so die erste Lage schafft, in welcher künftig Gewächse fortkommen können. In dem Maaße, daß sich das Korallenriff nach allen Seiten ausbreitet, um desto mehr hält es die Wellen vom Ufer ab, und es müssen dann in der Mitte ganz trockne Plätze entstehen.

Unter den letztern Inseln der Südsee, welche auf diese Art entstanden sein dürften, gehören die Palmerstoneilande, deren jetzt neun oder zehn einen Kreis bilden, und durch ein gemeinschaftliches Korallenriff verbunden sind, dessen höchste Punkte eben diese Inseln ausmachen *). Manche dieser Inseln ragen kaum erst drei Schuhe hoch über der Meeresfläche hervor, und haben keine andere Erdlage, als einigen Korallensand, (verwitterte Korallen) mit ein wenig schwärzlicher Erde vermischt, die das Erzeugniß vermoderter Pflanzentheile sein mag; — denn selbst auf dieser Insel standen in der dünnen Erdlage schon Bäume und Stauden — verschiedene Palmenarten, und auch die Kokospalme. Auf einer noch kleinern aber, welche vielleicht die jüngste unter allen sein mochte, hatten nur Staudengewächse ihren Platz — Bäume mochten dort noch nicht fortkommen können. —

Wie solche Inseln mit Pflanzen bevölkert werden können, ist nicht schwer zu errathen, wenn man weiß, daß Kokusnüsse, und anderes Gesäme von der See her-

*) Wie die Aduinseln. — Erster Th. S. 46.

beigespült werden. Mit vierfüßigen Thüren mag das schwerer halten, und von diesen trifft man auch, Hunde und Ratten ausgenommen, fast gar keine in den Südseeinseln; hingegen viele Vögel, aus leicht begreiflichen Ursachen.

Nach und nach werden wahrscheinlich alle diese einzelnen Eilande zu einer einzigen größern Insel gebildet werden, der es auch zu seiner Zeit nicht an Bewohnern fehlen wird, die von andern Inseln dorthin verschlagen werden können. Als Cook die Insel Watin entdeckte, fand er dort drei Insulaner, welche von dem, an zweihundert Meilen entfernten Otaheiti, von welchen sie nach O = Raieta hatten fahren wollen, mit ihren zerbrechlichen Fahrzeugen hieher verschlagen waren *). Aehnliche Fälle müssen sich oft in diesem Meere begeben können, indem die Insulaner,

*) Es waren dieser Unglücklichen zwanzig gewesen, von welchen sechszehn unterweges umkamen, vor Hunger und Elend. Der siebzehnte starb noch auf Watin nachher. — Uebrigens kann ich mich, so oft ich die Inselgruppen der Südsee auf der Karte ansehe, des Gedankens nicht erwehren, daß diese Inseln unter den Ländern der Erde die jüngsten sein möchten, welche vielleicht nach Jahrtausenden durch Korallenriffe, und durch vulkanische Kräfte, zu einem einzigen festen Lande vereinigt sein können. Und so wäre auch hier auf der Erde, in ganzen Ländern, eine Vermehrung der festern Theile, welche fast allenthalben in der Natur sichtbar ist, und wovon im Texte mehr vorkommen wird. — Ich bemerke noch, daß man Inseln dieser Entstehung vorzüglich zwischen den Wendezirkeln in der Südsee, am meisten aber von den Societätsinseln ostwärts antrifft.

welche mit ihren Fahrzeugen nach benachbarten Inseln steuern wollen, sobald sie des Nachts von einem Sturme überfallen werden, Weg und Richtung verlieren; denn sie haben kein Hülfsmittel mehr, sobald sie einmal in der Gegend irre geworden sind, nach welcher sie hin wollen.

Es ist auffallend, wie sich in der Natur aus dem Flüssigen das Feste durch einen allmähligen Fortgang bildet, und wie daher natürlich des Flüssigen immer weniger werden muß, indem des Festen mehr wird *). Bäume und Pflanzen aller Art, die wässerige und luftförmige Stoffe in großer Menge in sich saugen, werden zwar, wenn sie endlich abgestorben sind, wieder in flüssige Stoffe aufgelöset, aber es bleibt, wenn sie vermodert sind, ein beträchtlicher Rückstand erdartiger Stoffe übrig, der um vieles die Saamenkeime an Masse übertrifft, aus welchen die Pflanzen entstanden.

Wo irgend ein kahler Fels ist, da legen sich viele Flechtenarten an, die von der geringsten Feuchtigkeit der Luft, und von luftförmigen Stoffen sich erhalten, und wenn sie nachmals verweset sind, schon eine dünne Lage von Erde zurücklassen, in welcher einige andere Moosarten wachsen können. — Diese geben zu ihrer Zeit neue Erdarten, in welcher immer edlere Gewächse

*) Auch in dem Menschen geht das Flüssige ins Feste über, und es verknöchern in ihm, zuletzt sogar Theile der Hauptadern.

ihren Boden finden, bis endlich Sträucher und Bäume gedeihen können, die durch den jährlichen Abfall ihrer Blätter den Boden immer mehr erhöhen.

Auf eine andere Weise entstehen große Landstrecken da, wo vorhin Wasser war. Man hat mehrere Städte, welche sonst dicht am Meere, oder an der Mündung eines Flusses lagen, und jetzt eine Stunde weit davon entfernt sind. So hat man zwar überhaupt das Wachsen verschiedener Länder und ihre Zunahme bemerkt, aber man hat nicht, wie man sonst annahm, bemerkt, daß in eben dem Verhältnisse andere abnehmen sollten. Pallas fand auf seinen frühern Reisen im asiatischen Rußland, große Gegenden, von welchen man aus unverkennbaren Spuren schließen konnte, daß sie ehedem mächtige Seen gewesen waren. So fand er auch auf seiner Reise in Taurien unzweifelhafte Zeichen an der Küste, daß die See einst bei weitem höher müsse gestanden haben, als jetzt. Es waren die von der See abgesetzten Lagen von Muschelschalen, in den alten Löchern schon verwittert, und es waren neue Lagen von Quarz und Muscheln, wie man sie auf den kaspischen Steppen, und am heutigen Meere überall findet, — und es werden solcher Lagen immer mehrere entstehen, je mehr die See sich zurückzieht. Makenzie bei seinen Landreisen nach dem Eismeere fand in mehrern Seen die Spuren, wie sie gefallen waren. Die Linien dieses Fallens ließen sich an dem

Zedernsee an dem Athabaskasee und andern wahrnehmen, und von andern Gegenden sagt er, es sei bekannt, daß die Gewässer abnähmen, und die Seen austrocknen, und sich mit Erde füllen. So erhöht sich der Boden überhaupt in vielen Gegenden der Erde, und ganz Venedig kann nach Jahrhunderten vielleicht dadurch seinen Untergang finden, daß sichtbar die Lagunen austrocknen.

In andern Gegenden hat man den Zurücktritt des Meeres an Felsen ganz sicher bemerken können, die Küsten treten immer tiefer ins Meer hinein und an dem Lande setzen sich neue Stücke an. Man findet in verschiedenen Ländern verschiedener Erdgegenden Merkmale genug, wie viel weiter ins Land hinein, das Meer sonst müsse gestanden haben. Man gräbt in einigen Ländern an den Küsten der Ostsee, mitten im Lande, den Bernstein aus; wie z. B. in Pommern, dessen Sand und niedrige Lage sein Entstehen auch nicht ungewiß läßt; man findet in andern, wie z. B. in Touraine in Frankreich, 36 Meilen von der jetzigen Seeküste, die Erzeugnisse der See in beträchtlicher Menge. Reaumur betrachtete die Ansammlung derselben in Touraine auf wenigstens 131 Millionen Kubikklaftern, und man kann noch in dieser Sammlung die verschiedenen Producte sehr gut unterscheiden — Seeschwämme — Sternkorallen u. s. w. Es ist wahrscheinlich, daß die Sandküsten verschiedener

Länder nach und nach aus dem Meere gleichsam hervorgegangen sind, und nach Jahrtausenden wohl eben so fruchtbar sein werden, als das Binnenland, wenn sie vielleicht dann selbst zu einem solchen Binnenland werden geworden sein. Das Meer macht sich, wie in den Niederlanden, durch die Sandwälle oder Dünen, selbst eine Grenze, welche wenigstens die gewöhnliche Fluth nicht wieder vernichten kann *).

Der Satz, auf welchen es hier ankommt, wird noch viel mehr gewinnen, wenn man erwägen will, in welchen ungeheuren Zahlen sich die Geschöpfe des Meeres vermehren, und wie die unendlichen Summen von Leben in dem Meere, am Ende alle als Werkstäten angesehen werden können, die Masse des Festen zu vergrößern. In lauter Flüssigkeiten lösen sich doch das Fleisch und die Knochen der abgestorbenen und in

*) Da solche Länder, wie die Niederlande, die wahrscheinlich selbst aus dem Meere abgesetzt sind, keine Gebirge an ihren Grenzen haben, sondern nur die leichten Sanddämme, so können diese freilich bei starken Fluthen durchbrochen und einzelne Stücke wieder vom Meere verschluckt werden. So entstand 1271 in Ostfrießland der bekannte Meerbusen, der Dollart, durch eine Ueberschwemmung, bei welcher 50 Oerter untergingen, so wurde 1683, da das Eis einen Damm durchbrach, fast ganz Holland unter Wasser gesetzt, und im nächstfolgenden Jahrhunderte verloren daselbst an 60000 Menschen durch eine Ueberschwemmung ihr Leben, und 1421 wurde hier ein Strich mit 72 Oertern und 100,000 Menschen verschlungen. Indessen wird doch fast jährlich der See immer wieder neues Land abgewonnen.

Fäulniß übergegangenen Bewohner des Meeres nicht wieder auf. — Man nehme nur, welche Menge von Schalenthieren vorhanden sind, — schon diese Schalen, die eine vortreffliche Kalkerde geben, müßten allein hinreichen, den Grund des Meeres nach Jahrtausenden auszufüllen! Aus Flüssigkeiten haben sie die Stoffe bezogen, aus welchen ihre Gehäuse, Knorpel, Knochen u. s. w. gebildet wurden, um damit die Masse der festen Stoffe zu bereichern.

Noch hat die Natur einen andern Weg, das Flüssige in das Feste umzubilden — die Kälte. Die Bewohner hoher Gebirge, werden, wie das der Fall auf den Tiroleralpen ist, immer etwas tiefer in die Thäler zurückgedrückt, und hier, und überall, scheint die Kälte zuzunehmen, oder eigentlich, die Wärme, dieser Lebensquell, sich zu vermindern. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß an den Küsten des nordwestlichen Amerika's ehedem große Wälder vorhanden waren, wo gegenwärtig ein kahler todter Boden ist, auf welchem kein Leben, selbst kein Pflanzenleben mehr gedeihen kann. Im gleichen Falle ist Island, wo noch die Ueberreste alter und mächtiger Wälder in der Erde vorhanden sind, da man hingegen jetzt kaum kleines Gesträuch findet, und höchstens nur einige dürftige, wenige Fuß hohe Stämme fortkommen, ohngefähr wie auf den Gipfeln hoher Gebirge, bei dem jetzigen Klima Islands würde es daher unmöglich

möglich sein, daß es so zahlreich bevölkert sein konnte, als es vor vielen Jahrhunderten, zu den Zeiten der alten starken Normänner war, und so droht die Kälte auf einer so großen Insel alles Leben zu tödten. Daß sich das Eis an beiden Polen der Erde jährlich vermehre, haben schon viele behauptet — wenigstens würde es vom Nordpol gewiß sein, daß man ihn nicht mehr so weit hinauf beschiffen könnte, als vor einigen Jahrhunderten, wenn anders in den Berechnungen älterer Seefahrer kein Fehler vorgegangen ist.

Wenn auf gleiche Weise die Natur fortführe, die flüssigen Stoffe zu verdichten, so ließe sich die Art des Untergangs der Erde wohl weissagen — auf einer Seite eine Art Versteinerung, und auf der andern eine Vereisung — jedoch, das ist eine Muthmaßung, die die Natur durch tausend Hülfsmittel zu seiner Zeit vernichten kann, wenn auch noch einige Jahrtausende dieser Uebergang des Flüssigen zu dem Festen fortdauern sollte.

Wie ganz anders einst die Gestalt der Erde müsse gewesen sein, und wie sie also sich im Verlauf so vieler Zeiten umgestaltet habe, darüber sind viele Zeugnisse auf und in der Erde enthalten. In den hohen Gebirgen findet man die Geschöpfe der Meere versteinert. In den Spalten der Alpen und der Pyrenäen, in vielen Marmorbrüchen Italiens sind die

Gehäuse von Schalenthieren, versteinerte Fische oder deren Abdrücke mit Schwanz und Flossen häufig anzutreffen — Abdrücke ausländischer Pflanzen findet man hie und da, auch in Frankreich und Deutschland. So fand Jussieu bei der Stadt Chaumont in Frankreich, die Abdrücke ostindischer und südamerikanischer Gewächse, und im Coburg-Saalfeldischen trifft man an einigen Orten die Versteinerungen von Pomeranzen, Zitronen und andern Gewächsen eines mildern Himmels, und zwar in bedeutender Menge. Alle Zäserchen, Aestchen, Blätter u. s. w. sind sehr genau abgebildet. Elephantenzähne findet man in mehreren Gegenden Deutschlands und anderer europäischen Länder; seltener zwar, aber doch auch zuweilen, ganze Gerippe von Elephanten, wie z. B. bei Langensalze, wo man in den Jahren 1695 und 1698 zwei Elephantengerippe fand. Ja in einigen Gegenden Nordamerika's findet man Gerippe, welche nach dem Zeugnisse Sachverständiger, Landthieren angehört haben müssen, die nirgends mehr auf Erden angetroffen werden *). In verschiedenen Kalkgebirgen des Harzes trifft man in großen Haufen die Versteinerungen verschiedener Seethiere an, wie in den Mannsfel-

*) Ganz neuerlichst will man dieselben dennoch in den innersten und unbekanntesten Gegenden Indiens angetroffen haben, und dem Vorgeben nach sollen sie eine ungeheure Art Büffel sein.

dischen Schiefergebirgen die Abdrücke kleiner Fische, deren Arten oft sogar noch kenntlich genug sind — alle haben eine gekrümmte Lage, wie sich ein Fisch zu krümmen pflegt, wenn er in siedendes Wasser kommt. Und nicht nur in Gebirgen, sondern selbst in plattem Lande verschiedener Gegenden findet man zwischen andern Erd- oder Steinschichten, die Schichten von Schneckengehäusen, Muschelschalen u. s. w. Ja sogar die Holzspäne, wie sie beim Abhauen eines Baums fallen, fand man 1757 in der Mittelmark an der meklenburgischen Grenze in einer angeblichen Tiefe von 160 Fuß *).

Welche schreckliche Erschütterungen die Erde erlitten haben muß, beweisen auch die Steinkohlen und Erdkohlen, die man fast in allen Ländern Europa's antreffen wird, und die unterirrdischen Wälder, deren

*) Man findet Stücke von großen versteinerten Stämmen, wie deren mehrere das Wiener Naturalienkabinet aufbewahrt, und man hat sogar Muthmaßungen darüber wagen können, wie lange Zeit wohl erfordert werde, daß ein Stamm von einem bestimmten Durchmesser versteinere. Von der römischen Donaubrücke bei Belgrad ließ Kaiser Franz der 1ste, einen der noch stehenden Pfähle oder Pfeiler, ausziehen. Dieser Pfahl hatte etwa 1700 Jahre gestanden, war 1 Fuß dick und einen halben Zoll stark in Achat versteinert. Wenn die Versteinerung wahrscheinlich um so langsamer fortgeht, je tiefer sie ins Innere des Holzes gehen soll, wie viele Zeit würde erfordert werden, wenn ein Stamm von etwa zwei Fuß Durchmesser durchaus versteinert werden sollte?

Stämme noch nicht verkohlt sind. Man kann die Holzarten bei vielen sehr deutlich erkennen, und selbst noch zuweilen bei der Steinkohle. Man hat in Italien, und in Deutschland Wälder in der Erde gefunden, deren Bäume wirkliche Steinkohle waren, und in der Grafschaft Glatz hat man Bäume getroffen, die nur erst zum Theil den Uebergang zu Steinkohle gemacht hatten. In Böhmen fand man sogar, da man die Eisengruben bei Orbißau anlegen wollte, einen unterirrdischen Wald, dessen Bäume ein völliges und sehr reichhaltiges Eisenerz geworden waren. — Wie viel Zeit muß erforderlich gewesen sein, um solche Verwandlungen hervorzubringen, welche Kräfte (Erdbeben — Ueberschwemmungen u. s. w.) müssen es gewesen sein, die große Wälder, funfzig und mehrere Fuß tief, unter die Erde begraben haben, und wie mag die Gestalt der Erde so ganz anders ehedem gewesen sein als jetzt?

Wie einzelne kleine Gegenden oft eine andere Gestalt durch mancherlei Zufälle erhalten können, darüber will ich zum Schluß noch einige Beispiele anführen. In denjenigen Gegenden, in welchen Eisberge (Gletscher) sich aufthürmen, werden, wenn dieselben von den Gipfeln der Gebirge herunterrollen, oft die schönsten und fruchtbarsten Thäler auf immer verwüstet, und eben das geschieht in Gebirgsgegenden bei starken Re-

gengüssen, durch Bäche, die alsdann furchtbar anschwellen.

In Tirol floß noch 1771 ein mäßiger Bach durch ein Thal, welches vortrefliche Viehweiden hatte, aber in diesem Monate stürzten ungeheure Eisstücke von den benachbarten Eisbergen ins Thal herab, Stücke, welche die Höhe von Häusern und Thürmen hatten. Von drei Seiten war das Thal bereits von Eisbergen umschlossen, von der vierten wurde es jetzt durch das Eis verdämmt — der Bach, welcher nirgends Ausgang fand, sammelte sich, und so entstand da, wo sonst ein fruchtbares Thal war, jetzt ein tiefer See. Mehrere solcher Seen in den Tiroler Thälern mögen auf ähnliche Weise entstanden sein. —

Wie gefährlich hier Bäche werden können, davon gab der Wüthenbach einen Beweis, welcher einmal so viel Steine und Erde mit sich brachte, daß eine große Strecke der umherliegenden Gegend zehn Fuß hoch damit überdeckt war. Und der Hainlachbach riß 1762 in einem Dorfe die Häuser theils hinweg, theils bedeckte er sie mit Sand und Steinen so sehr, daß die Eigenthümer am andern Tage den Platz nicht wieder erkannten, wo ihr Haus stand. Noch jetzt geht man über diese Häuser hinweg. Es ist auch in solchen Gegenden nicht ungewöhnlich, daß durch vielen Regen ganze Bergstücken locker gemacht werden und herunterstürzen. Durch einen solchen Sturz wurde einmal in

der Schweitz die Rhone in ihrem Laufe gehemmt, und richtete große Verwüstungen an, und im Jahre 1618 ging dadurch der Flecken Plürs in Graubünden und das Dorf Schilano zu Grunde.

Dieses reiche Plürs lag an den beyden Ufern der Maira am Fuße des Contiberges, und unter seinen 225 Häusern waren viele sehr prächtig gebaut, denn außer seinen Fabriken, Manufacturen und Handel, hatte dieser Ort noch reiche Einnahmen von dem Lavezsteine, der im Berge Conti gebrochen wurde *), und fast allein jährlich 100,000 Thaler einbrachte. Am 25sten August des genannten Jahres fiel ein gewaltiger Regen, welcher fünf volle Tage anhielt, nach welchem, den 30sten August der Himmel sich erheiterte. Allein schon in der nächsten Nacht setzte sich der Wind wieder um, und es wälzten sich nun aufs neue wieder ganze Wolkenberge über den Komersee herüber, die bis zum 3ten September mit ihren Güssen anhielten. Am folgenden Tage fing das Wetter an wieder so lieblich zu werden, als es sonst hier in

*) Dieser Lavezstein gehört zum Talkstein und ist daher mit dem bekanntern Serpentinsteine aus einerlei Familie. Man machte schon damals in Plürs, Ofen, Kessel, Töpfe u. s. w. davon, wie noch gegenwärtig, indem der Stein anfangs weich ist und sich schneiden und formen läßt — nach und nach verhärtet er aber an der Luft. Einige wilde Nationen, z. B. die Neuseeländer machen ihre Beile entweder aus dem nämlichen Steine, oder aus einer ähnlichen Steinart.

dieser Jahrszeit zu sein pflegte. Nachmittags fingen sich, wie schon sonst mehreremale geschehen war, einige Erdstücke des Berges Conti an loszureißen, überschütteten einige Weinberge des nahgelegenen Dorfes Schilano, und bedeckten einige Häuser. Die Einwohner eines andern benachbarten Dorfes brachten zugleich die Nachrichten nach Plürs, daß in der Gegend der Lavezgruben sich die Risse des Berges — denn diese hatte er schon lange — zusehends vergrösserten, und daß ihre Kühe mit ängstlichem Brüllen diese Theile des Bergs verließen. Die sichern Einwohner von Plürs ließen sich eben so wenig durch diese Nachricht, als durch das Unglück bei Schilano beunruhigen, sie spotteten vielmehr über die gutmüthige Aengstlichkeit der Nachricht bringenden Landleute. Sie waren so sicher, daß sie sich an dem heitern Mondscheinsabend blos den gesellschaftlichen Vergnügungen überließen. Die jungen Leute tanzten zu ihren Geigen, Guitarren und Mandolinen, und die älteren saßen am Spiel- oder Trinktische. Mitten in ihrem Genusse riß sich plötzlich eine ungeheure Masse des Conti los, und fuhr wie ein Blitz auf Plürs und Schilano nieder, und in dem nämlichen Augenblicke waren beide Oerter mit ihren Einwohnern unter dem Schutte begraben. Das Krachen ertönte schrecklich, und die Erde bebte ringsumher, ein dicker schwarzer Dampf mit untermischtem Feuer stieg zum Himmel,

und man glaubte ein starkes Bombardement zu hören.*) Niemand wußte diese Schrecknisse zu deuten. In dem benachbarten Cleven fielen große Staubwolken herab, und überdeckten die Straßen — die Maira blieb zwei volle Stunden aus, und man mußte befürchten, daß der Ausbruch des zurückgehaltenen Flusses alles verwüsten würde. Die Clevener flohen auf die benachbarten Anhöhen, und harrten ängstlich dem Tage entgegen. Nach und nach hatte sich der Fluß einen neuen Weg durch den Schutt gebahnt, und erschien in seinem Bette wieder, aber trübe und schlammig und mit Trümmern. Gleich mit Tagesanbruch eilten die Clevener nach Plürs, und sahen das Unglück ihrer Nachbarn und ihrer Verwandten, und die Ursache der nächtlichen Schrecken — aber sie sahen zugleich, daß hier keine Rettung möglich war — denn wo der Schutt am niedrigsten war, da hatte er doch 60 Fuß Tiefe, und selbst an der Hauptkirche war die Spitze des Glockenthurms nicht mehr zu sehen. Das Thal, welches verschüttet war, betrug eine halbe Stunde in der Länge, wiewohl es nur 400 Schritt Breite hatte. Die Gewalt des Sturzes war so groß, daß der Thurm (vielleicht nur Thurmspitze) der Marienkirche von dem linken Ufer der Maira an das rechte hinüber geschleudert wurde, da man hingegen einen mit einem

*) Hier dieses Feuer ist für den Naturforscher gewiß höchst merkwürdig.

eingehauenen Familienwappen versehenen Marmorstein, welcher zu einem Hause am rechten Ufer gehört hatte, am linken Ufer wiederfand. Von den drittehalbtausend Einwohnern dieser Stadt war niemand gerettet, als die wenigen Abwesenden, und von der ganzen Stadt sind jetzt nur einige Grotten, eine Kirche und ein entfernt liegendes Schloß übrig, und Weizenfelder, Wiesen und Weingärten sind da, wo ehedem die Wohnungen des Reichthums und der Pracht waren.

Da der ganze Berg Conti aus trockner, wenig zusammenhängender Lehmerde mit Felsen untermischt besteht, und der gewaltige Regen den wenigen Zusammenhang und die gegenseitige Unterstützung der Erde und der Felsen aufhob, so rollten beide, Erde und Felsen, durch ihre eigene Schwere herab.

Eine ähnliche schreckliche Begebenheit ereignete sich noch vor wenigen Jahren in der nicht weit von Luzern am Rigiberge gelegenen Landschaft Weggis. Das Dorf Ober- und Unter-Weggis ist von dem Rigiberge gleichsam umschlossen, und in dem Berge hat sich das Wasser von jeher in vielen Höhlungen und Kanälen gesammelt, und daher vielfältig den Einsturz einzelner Bergstücke verursacht. Daher achteten es die Bewohner der umherliegenden Gegenden wenig, daß 1795 am 15ten Juli des Nachmittags in dem Berge, an der Seite nach Weggis zu, ein neuer Spalt mit großem Krachen entstand. Abends nach

sieben Uhr aber wurde das Getöse stärker, und bald glaubte man ein Geklirre von Ketten zu hören, bald eine Batterie des groben Geschützes. Zuletzt löste sich eine große Masse des Berges ab, und setzte sich langsam in Bewegung, und die Sennhütten, die auf dem Berge lagen, waren bald verschwunden. — Jetzt mußten die Einwohner des Dorfes Oberweggis auf ihre Rettung denken. — Gegen neun Uhr näherte sich die sinkende Masse mit einem schrecklichen unterirrdisch scheinenden Getöse, und gelangte endlich an den See. In ihrem Fortrollen wurden die stärksten Bäume aus den Wurzeln gehoben, zerknickt, und mit fortgewälzt, Häuser und Scheuren wurden überdeckt, oder auf die Seite geworfen, und nun erst kam sie an den See, dessen Ufer jetzt durch den Schutt 20 Fuß höher geworden sind; achtzig Morgen Land (der Morgen zu 45000 Quadratfuß) wurden überdeckt, und 49 Wohnungen zerstört. Zum Glücke retteten die Menschen ihr Leben, auch ihre Heerden waren auf den Alpenwiesen geborgen. Die Breite des Erdsturzes betrug 526 Ellen, und die Länge vom Fuße des Berges bis zur See 2657 Ellen.

Einen ganz neuerlichen Erdfall in der Schweitz darf ich den Lesern dieses Werks wohl nicht beschreiben, da er ihnen ohne Zweifel aus öffentlichen Nachrichten noch im frischen Andenken ist.

2.

Erste Erziehung und Behandlung des Menschen bei verschiedenen Völkern.

In unsern Zeiten vorzüglich, wo die körperliche und geistige Erziehung eine so wichtige Angelegenheit geworden ist, wo die Behandlungsarten des jungen Menschen so verschieden gewesen sind, und immer neue Methoden ersonnen werden, nicht nur den Körper gegen alle Zufälle zu stählen, sondern auch den Geist auf eine, oft blos mechanische Weise, zu zwingen, groß und außerordentlich zu werden, da hat es ohne Zweifel wohl seinen mancherlei Nutzen, die Erziehungsarten fremder Völker zu betrachten, wäre es auch nur darum, um sich zu überzeugen, wie unzerstörbar so vielerlei Gutes an dem Menschen ist, und sich, trotz aller Künsteleien, dennoch erhält.

Bei den meisten wildern Nationen, werden mit den Kindern wenige Umstände gemacht. Die ängstliche

Sorgfalt, mit welcher dieselben bei uns in Bekleidung und Ernährung behandelt werden, ist ihnen völlig unbekannt, und doch sind ihre Kinder stärker und gesunder als die unsrigen. Bald nach der Geburt desselben, nimmt die Mutter ihr Kind überall mit hin, und verrichtet ihre sonst gewöhnlichen Arbeiten.

Bei den Negern und verschiedenen andern afrikanischen Nationen, und bei den Karaiben in Amerika, sitzt das Kind auf dem Rücken der Mutter, und klammert sich fast wie ein junger Affe auf demselben an. — In Madagaskar und an einigen Orten wird allenfalls noch das Kind mit einer breiten Binde auf dem Rücken der Mutter fest gebunden, doch so, daß es mit halbem Leibe aus der Binde heraushängt; an andern aber muß es sich ganz allein halten. Bei den Hottentotten wird das Kind gleich nach der Geburt in ein Schaaffell gewickelt, und bleibt auf dem Rücken der Mutter, diese mag nun arbeiten oder tanzen.

Die Wogulinnen im östlichen Asien, machen aus Birkenrinde Wiegen, welche wie Mulden oder Tröge aussehen. Mit diesen werden die Kinder in den Jurten (Wohnungen) aufgehangen, und auf Reisen nehmen sie Kind und Wiege auf den Rücken.

Auf eine ähnliche Weise behandeln auch mehrere nordamerikanische Indianer ihre Kinder. Die Mohawks binden dieselben, damit sie ruhig und sicher liegen, platt auf ein Brett, und bewickeln sie von

den Füßen an, bis an den Kopf, so, daß sie sich nicht rühren können. Haben die Kinder von ihren Schuams, oder Müttern, die Brust erhalten, und schlafen ein, so werden sie mit dem Brette platt auf die Erde gelegt; sind sie aber unruhig, so hängt man das Kind mit dem Brette an einen Baum, und schwankt es (wiegt es) hin und her, bis es einschläft. Die weiblichen unter diesen Kindern müssen frühzeitig gewöhnt werden, die Füße so einwärts zu setzen, daß die Fußzehen an einander stoßen. So will es die Schönheit des Landes.

Mehrere andere kanadischen Indianer behandeln ihre Kinder auf ziemlich ähnliche Weise. Der junge Ankömmling wird gleich nach der Geburt von der Mutter ins Wasser untergetaucht, und dann in wollenes Zeug, oder in Häute gewickelt, und hiernächst aufs Brett gebunden, über welches Moos gelegt ist. Gebogene Reife werden über dessen Gesicht befestigt, ohne Zweifel um etwas darüber zu hängen, und das Gesicht gegen den Stich der Muskitos, und anderer Insecten, zu schützen. Auf Reisen wird das Brett von den Müttern, an einem breiten gestrickten Bande getragen, welches um die Stirn herumgeht, zu Hause aber wird es an einen Baum gehängt. Manche Indianer bedienen sich aber auch, statt des Brettes, einer Hängematte, welche zwischen zwei Bäumen befestigt, und hin und her geschwungen wird.

So bald bei diesen Völkern die Kinder nur ein wenig kriechen können, läßt man ihnen allen Willen. Sie kriechen dann, wie junge Hunde überall hin, in Schnee, in Pfützen, und in den Schlamm. Die Nordindianer hingegen, in der Gegend der Hudsonsbai, haben keine solchen Wiegen, sondern die Mütter tragen ihre Kinder so lange auf dem Rücken, bis sie stark genug sind, laufen zu können. Von dieser Lage erhalten die Kinder, wie bei verschiedenen Afrikanern, krumme Beine. Zur Reinlichkeit thut man weiter nichts, als daß man den Kleinen etwas Moos zwischen die Beine stopft, welches überhaupt bei mehrern Völkern als Windel gebraucht wird. — Die Ostiakinnen und Samoiedinnen, auch die Koriäkinnen, die sich die Wiegen, eben so wie die Wogulinnen aus Birkenrinde machen, und vor ihrer Höhle aufhangen, füllen dieselben zugleich auch mit trocknem faulen und fein zerriebenen Holze aus, welches die Unreinigkeiten von den Kindern in sich aufnimmt. Uebrigens sind die Kinder mit einem Stücke Pelz bedeckt, und in der Wiege festgeschnürt. Die Neuseeländerinnen wickeln ihre Kinder in ein Stück Rinde, (Bast wohl ohne Zweifel,) welches sehr weich sein soll, und bei den Kamtschadalen muß eine weiche Grasart, die Stelle der Windeln und des Hemdes bei neugebornen Kindern vertreten. So lange sich das Kind noch unreinlich hält, trägt es Beinkleider,

die hinten mit einer Fallklappe versehen sind. Man öffnet diese Klappe, und steckt eine hinlängliche Menge von dem nämlichen Grase hinein, welches, so oft es nöthig ist, wieder herausgenommen, und durch frisches ersetzt wird. Uebrigens wissen sie nichts von Wiegen und Wickeln der Kinder, sondern wenn das Kind schreiet, welches aber selten geschieht, so stecken sie es hinten in die Kuklanke auf den Rücken, hocken auf die Erde nieder, wiegen sich mit dem Oberleibe hin und her, und brummen eine Melodie dazu, bis das Kind einschläft. Zur Nachtzeit liegt das Kind an der Brust der Mutter, unter der Kuklanke, und kann trinken, so oft es will. Sind die Kinder etwas erstarkt, so läßt man sie in den Wohnungen umher kriechen, und giebt ihnen einen Zulp (Nutschbeutel, — Dolle, — Saugbeutel) in den Mund, oder ein Stück Weiden- oder Birkenrinde, und oft kommen sie auch an den Hundetrog, und bitten sich da zu Gaste. Diesen Zulp kennen die Mütter auch in Guiana. Man macht ihn hier aber von Erde, welche mit Schildkröten oder Kaimansfette getränkt ist. Es ist aber nicht ganz ungewöhnlich, daß die Mütter selbst von dieser Leckerei Gebrauch machen.

Bei den Eskimos werden die Kinder von ihren Müttern anfangs gar in die Stiefeln gesteckt, welche sehr weit und mit Fischbein steif gemacht sind. Hier haben sie ihren Platz, wenn die Mütter arbeiten, und

andere Wiegen und Betten giebt es für dieselben nicht.

Mehrere der angeführten wilden Völker säugen ihre Kinder ziemlich lange. Bei den Negernationen in Afrika ist es nicht ungewöhnlich, daß die Kinder drei und vier Jahre gesäugt werden, und eben so ist es bei den Kamtschadalen einst gewesen. Bei denjenigen Negern freilich, die in der Sklaverei leben, kann das Kind nicht so lange gesäugt werden, sondern man begnügt sich da mit sieben bis acht Monaten, während welcher die Mutter den Säugling, in ein Tuch eingewickelt, und auf den Rücken gebunden, mit auf die Arbeit nimmt. — In einer Gegend der Tartarei, welche La Peyrouse besuchte, (es war in der Bai Castries in der Nähe von Japan, zwischen den Kurilen und dem festen Lande von Asien) mochten die Mütter ihre Kinder auch etwa eben so lange säugen, wenigstens sahe er einen kleinen tartarischen Jungen, der schon seinen kleinen Bogen gespannt, und einen Pfeil ziemlich gut abgeschossen, dann einen Hund mit dem Stocke geschlagen hatte, und nun auf den Schoos seiner Mutter sprang, und sich die Brust recht wohl schmecken ließ. Von den Tschucktschen im nordöstlichen Afrika weiß man auch, daß sie ihre Kinder gern bis ins vierte Jahr säugen.

Die

Die Kinder von allen diesen Völkern sind fast durchgängig von gesunden und festen Gliedmaßen, und Krüppel, Lahme, und andere Gebrechliche sind große Seltenheiten unter ihnen. Auch würden die meisten unter diesen Menschen eben so wohl gebildet, als gesund sein, wo nicht durch besondere Gewohnheiten manche Glieder etwas verbildet würden, wie z. B. die krummen Füße, die man nicht nur bei verschiedenen Afrikanern findet, bei denen die Mütter ihre Kinder von den frühesten Lebenstagen an, auf dem Rücken tragen, bis das sie laufen lernen, sondern auch bei vielen nomadischen Asiaten, bei welchen das Kind frühzeitig lernen muß, zu Pferde zu sitzen. So haben die Kalmucken fast alle krumme Schenkel und Beine, weil das Kind schon noch ehe es laufen kann, auf einem Stücke Holz sitzen muß, wie auf dem Rücken eines Pferdes, und sobald es laufen kann, muß es auch auf dem Pferde selbst reiten lernen. So ist es auch bei mehrern tartarischen Völkerstämmen.

Andere Theile des Körpers, als die Beine, sind darum verbildet, weil es die eigenen Begriffe von Schönheit, bei verschiedenen Nationen, also erfordern. Bei den Otaheitern muß dem jungen Kinde die Nase ein wenig platt gedrückt werden, wenn es wohlgestaltet sein soll. Bei verschiedenen nordamerikanischen Indianern, war es sonst, oder ist noch jetzt Sitte mit den Füßen merklich hoher zu hängen,

als mit dem Kopfe, dicht hinter welchem ein fest ausgestopfter Sandsack liegt. Mit der ganzen Last des übrigen Körpers wird der Kopf gegen diesen Sack gepreßt, und dadurch erhalten die Kinder einen flachen und breiten Scheitel, und eine niedrige Stirn, welche dort für eine große Schönheit gilt. Nach Versicherung mehrerer Reisenden sollen sie jedoch auch die Absicht dabei haben, die Augenhöhlen nach und nach weiter aus einander zu treiben, um sich für Krieg und Jagd einen weitern Gesichtskreis zu verschaffen. So binden auch die Mütter im Nutkasunde dem jungen Kinde gleich über den Augen den Kopf mit einer breiten Binde, welche man einige male um denselben herumwickelt. Dadurch wird der Kopf in eine eigene Form gepreßt; die Augenbraunen kommen in die Höhe, die Nase wird platt, die Nasenlöcher weit, und oft lernen sie mit den Augen schielen. Die von dem Nutkasunde landeinwärts Wohnenden, pressen, nach Makenzie, den Kopf zwischen zwei mit Leder überzogene Bretter, bis derselbe keilförmig wird.

Aehnliche Verfahren, durch welche man die Formen der Natur noch verbessern will, findet man bei mehrern Völkern, und es war sonst auch in verschiedenen Ländern Europas üblich, den jungen Ankömmlingen, den Kopf zurecht zu pressen. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde, wenigstens den Mädchen, in Frankreich und Deutschland der Kopf gewalt-

sam gedrückt, damit er sich gut zu der damals bekannten Tracht der Fontangen schicken möchte. Man that also eben das, was die Karaiben und andern Südamerikaner thaten, die mit 2 Brettern den Kopf ihrer Kinder einpreßten, nur that man es mit den Händen, und machte es denn auch freilich nicht so arg als diese, welche nicht eher aufhörten, als bis die Augäpfel schienen zerplatzen zu wollen, und ein weißer Schleim aus den Nasenlöchern hervor zu dringen anfing. Ob bei den Tschinkitanern an den Küsten des nordwestlichen Amerikas, durch die abscheuliche Behandlung der jungen Kinder, eine eigne Form mancher Glieder hervorgebracht wird, weiß ich zwar nicht, und die Reisebeschreiber führen nichts darüber an, aber wenn es geschähe, so wäre es nicht zu bewundern. Die Kinder werden nämlich in eine Art Weidengeflechte eingepackt, welche fast, wie bei mehrern nordwestlichen Amerikanern, wie unsere Stühle aussehen. Auf dem Sitze muß das Kind, mit grade ausgestreckten Füßen sitzen, und es wird so geknebelt und beriemt, daß nichts frei bleibt, als der Kopf. Bis an das Kinn wird es in eine Fischotterhaut eingepackt, und zwischen die Schenkel etwas trockenes Moos gestopft. Man kann sich vorstellen, wie viel die Kleinen hier ausstehen müssen, zumal da man wenig an Reinlichkeit denkt, und das Moos, da es nicht oft genug durch frisches ersetzt wird, bald in Fäulniß übergeht, und dann, nebst dem Un-

rath des Kindes, die Haut anfrißt. So lange die Kinder säugen, müssen sie in diesem Folterstuhl aushalten, so lange sind sie auch schwächlich und elend; aber sobald man sie erst auf der Erde umher kriechen läßt, erstarken sie bald, und erholen sich völlig.

So mächtig und natürlich auch bei jedem Geschöpfe die Liebe gegen seine Kinder ist, so haben doch Noth und Aberglaube die Menschen gelehrt, diese Liebe zu verleugnen.

Bei den Kamtschadalen war es sonst nicht ungewöhnlich, daß sie ihre neugebornen Kinder wegwarfen; dieselben umbrachten und den Hunden zu fressen gaben, oder sie in Wäldern den wilden Thieren hinsetzten, zumal wenn sie bei übler Witterung geboren wurden, welches für ein schlimmes Kennzeichen galt. Noch Steller fand einige Weiber, welche drei und mehrere Kinder ermordet oder weggeworfen hatten. Selbst erwachsene Kinder pflegte man, wie überflüssige junge Hunde zu ersäufen, wenn große Hungersnoth eintrat. Ja sie hatten sogar eigene Weiber, welche die Kinder gleich bei der Geburt erdrücken mußten. Ohne Zweifel ist es in den nahgelegenen Gegenden und Inseln, um nichts besser gewesen, und ist vielleicht in vielen noch so. Wenigstens war es so in Grönland. Eine Mißgeburt, sagten die Angekocks oder Zauberer, würde den ganzen Seehundsfang verderben.

Nicht die Unmenschlichkeit, sondern die Noth mag zu solchen Grausamkeiten, die erste Veranlassung gegeben, und dann freilich der Aberglaube dieselben befördert haben. Ein Wittber in Grönland hatte sein neugebornes Kind von einer Klippe herunter gestürzt, aber, um das traurige Ende desselben nicht zu sehen, mit zugedrückten Augen. Da man ihm das verwies, so sagte er: da die Mutter tod sei, könne es ja niemand säugen. Es hätte also langsam sterben müssen, „jetzt aber, setzte er wehmüthig hinzu, war es bald geschehen!" In eben diesem Grönland hatte dagegen eine kinderlose Frau ein Kind von einer andern Frau gekauft, und trug es mit sich in ihrem Pelze auf dem Rücken. Sie hätte es wohl, sagte sie, umsonst haben können, allein sie habe gern fünf Nehnadeln dafür gegeben, denn man müsse ja erkenntlich sein. — Gefühllos gegen Kinder war wenigstens diese Nation nicht.

Bei den Madegassen soll gar die Hälfte der Kinder umgebracht werden. Dieses Schicksal haben nämlich alle die kleinen Unglücklichen, welche mit einem Naturfehler zur Welt kommen, wie auch alle diejenigen, welche an Tagen geboren werden, die von ihren Ombiassen oder Priestern für unglücklich gehalten werden. Diese werden entweder in Wälder ausgesetzt, den Hunden preis gegeben, oder, welches am häufigsten geschieht, ersäuft. Die ganzen beiden Monate März und April, die letzte Woche in jedem Monate,

und in jeder Woche die Mittwoche und der Freitag werden für solche unglückliche Zeiten gehalten. Man kann denken, wie vielen Kindern ein solcher unseliger Aberglaube auf einer Insel, die 225 teutsche Meilen im Umfange hat (denn so groß rechnet man Madagaskar) das Leben kosten muß, wenn anders im Innlande der Aberglaube der Küstenbewohner herrschend ist. — Von den mörderischen und blutgierigen Jaggas ist schon im ersten Theile angeführt, daß sie ihre eigenen Kinder ohne Unterschied ermordeten — sie wurden nämlich lebendig begraben, und statt eigener Kinder, nahmen sie lieber die im Kriege erbeuteten 12 — 14jährigen Mädchen und Knaben an. Mehrere Nationen Südamerikas, die am Maranon wohnen, haben auch die Gewohnheit neugeborne Kinder zu tödten. Manche Stämme nur die männlichen Kinder, welche mißgestaltet sind, andere Völker selbst die völlig wohlgebildeten; um so entsetzlicher, da diese Nationen so wenig zahlreich, und, wenn sie wollen, mit Lebensmitteln, im Uebermaaße versehen sind. Die Aeltern berathschlagen sich über das Kind, und fall's es ihnen beschwerlich ist, wird es lebendig begraben, falls es nicht einer von der Familie von der Erde aufnimmt, in welchem Falle es mit aller Sorgfalt erzogen wird.

Wie wenig diesen Völkerschaften an Kindern liegt, sieht man an einem Indianer, der bei einem Missionar seinen Knaben für eine Axt vertauschen wollte. Der Mis-

sionar belehrte ihn, daß ein Mensch ja viel mehr werth sei, denn ein Stück Eisen. Jener aber antwortete: „Herr, solche Burschen kann ich leicht haben, so viel ich will; aber keine Axt, die mir lebenslang nützlich ist."

Wie wenig menschliches Gefühl ist aber auch bei diesen Völkerschaften!! Die Yamacos lösen bei ihren Kindern den Näsenknorpel aus, so, daß die bloße Haut übrig bleibt. — Daß sie in die durchbohrten Ohrlappen Holzstückchen hineinstecken, und den Lappen nach und nach so erweitern, daß er bis auf die Schultern herabhängt, ist weder so schauderhaft, noch so ungewöhnlich.

Bei verschiedenen Nationen ist es auch ein großes Unglück, wenn Zwillinge geboren werden — wo nicht alle beide das Leben hergeben müssen, so muß doch wenigstens eins umgebracht werden. So ist es bei verschiedenen Indianern in Guiana, wo man Zwillinge für eine große Schande hält. Solche Mütter, sagen sie, wären wie die Mäuse; sie werden dafür öffentlich mit Ruthen gepeitscht, und der Vater erkennt nur ein Kind an. Die Mütter tödten und verscharren daher das andere Kind.

Uebrigens müssen es sich die männlichen Eingebornen Guianas um ihre Kinder sehr sauer werden lassen, wenigstens bei der ersten Niederkunft der Frau. Sie, nämlich die Männer selbst, müssen statt der Wöchnerinn einen ganzen Monat in der alsdann hoch hinaufgezo-

genen Hängematte die Wochen halten *). Bei der ihnen eigenen Trägheit würde das für sie sehr angenehm sein, wenn sie nicht zugleich auch eine sehr strenge Diät halten müßten. Ein wenig Cassave und ein wenig Wasser ist ihr einziger Unterhalt. Würde der Mann etwas anders, etwa Hirsch- oder Schweinefleisch oder anderes Fleisch vom großen Wildpret zu sich nehmen, so würde zwar das nicht ihm, aber wohl dem Kinde großes Unglück bringen — es würde kein tapferer und abgehärteter Krieger werden. Ist die Ruhezeit um, so wird er aus der Hängematte entlassen, nachdem er zuvor erst frelangirt worden ist, d. h. mit Fischgräten oder scharfen Kaninchenzähnen an verschiedenen Stellen des Körpers geprickelt und geschröpft. Anstatt dessen wird er auch wohl mit der Peitsche tüchtig durchgehauen, und bei manchen Stämmen werden beide Bewirthungen vereinigt. Hierauf muß er auch noch einige Monate bei einem alten Indianer, wie ein wirklicher Sklav arbeiten, und noch eine sehr strenge Diät halten — dann aber, wenn dies alles überstanden, wird ein großes Trinkgelag angestellt, und nun kehrt er in seine Hütte zurück. — Hiermit hat er gewöhnlich für immer alles gethan, was seinem Kinde Gedeihen, d. h. Muth in Gefahren, und

*) Die Männer unter den Biadios auf Borneo, legen sich ebenfalls statt ihrer Frauen ins Wochenbette, nehmen Arzenei, stellen sich krank u. s. w.

Stärke und Ausdauer in Ertragung vieler Beschwerlichkeiten, schaffen kann.

Wenigstens macht hier die Erziehung des Knaben den Aeltern wenig Mühe. Spielend und vom bloßen Zusehen, erlernt dieser Hütten (Carbets) erbauen, Fische fangen, und mit dem Bogen sein Ziel treffen. In diesem letztern Stücke ist ihre Sitte mit der Sitte eines alten Volks übereinstimmend. Man hängt das Frühstück des Knabens an Baumzweige, und er muß es erst herabschießen, ehe er es genießen kann.

Bei diesen Völkern kann der Jüngling nur durch eine harte Probe zu der Ehre gelangen, unter die Zahl der Männer und Krieger aufgenommen zu werden. Der Vater ergreift einen großen lebendigen Raubvogel bei den Beinen, und schlägt ihn auf dem Rücken des Jünglings todt, ohne daß dieser, wie sehr es ihn auch schmerze, nur einen Klaglaut von sich hören lassen darf. Hiernächst wird demselben mit scharfen Knochen oder Zähnen der Rücken zerschnitten, und des starken Blutverlustes ungeachtet, muß er mehrere Tage lang fasten *). Dafür ist er nun aber auch ein Mann und Krieger, und erhält als solcher einen Ehrennamen.

Bei den Russen war sonst, wie in ältesten Zeiten bei den alten Deutschen, die Gewohnheit, Kin-

*) Sehr wahrscheinlich ist es, daß diese Prüfungen nicht die einzigen sind. Man wird an einem andern Orte sehen, wie wenig leicht es bei diesem Volke ist, zu einer Würde zu gelangen.

der sogleich nach der Geburt in das eiskalteste Wasser zu tauchen, und man machte sich wenig aus den Weichlingen, welche dabei umkamen. — Freilich, wer eine solche Probe aushielt, für dessen gute Natur ließ sich Bürgschaft leisten! — Noch ärger war es ehedem bei den Lappen. So bald die Mutter von dem Kinde entbunden war, grub sie dasselbe in Schnee. Wollte ihm nun der Athem entgehen, so wurde es in heißes Wasser getaucht. Im ganzen ersten Lebensjahre des Kindes, wurde dieses Verfahren wenigstens dreimal täglich wiederholt, und gewiß, was dann noch lebte, mußte freilich wohl für eine Art Unsterblichkeit gemacht sein.

Wie es um die eigentliche Erziehung bei den meisten dieser und mehrerer andern Völker aussehen mag, ist von den Bewohnern Guiana's angeführt, und von den übrigen leicht zu erachten. Man läßt wenigstens die Knaben ganz so aufwachsen wie ein Thier, und nach ihrem eignen Gutdünken leben, wenn auch allenfalls die Mädchen zu den nöthigsten häuslichen Verrichtungen angehalten werden. Die Mütter werden wenigstens von den Knaben, bei vielen Völkern fast gar nicht geachtet, doch stehen sie bei den Negern in größerem Ansehen als die Väter, welche sich niemals um dieselben bekümmern. „Schlage mich, aber schimpfe meine Mutter nicht," ist bei vielen

Negernationen zum Sprüchwort geworden. Hingegen wird bei den Mauren in der großen Wüste (Sahra) der Knabe, so bald er nur gehen kann, mit so viel Ehrfurcht von der Mutter behandelt, als ob er der Herr des Hauses wäre. Ihm wird von der Mutter erst das Essen bereitet, ehe sie einen Bissen genießt.

Bei einigen Völkern kümmern sich die Kinder weder um Vater noch Mutter, wie z. B. bei den Kamtschadalen; nie gehorchen sie den Aeltern; um so weniger, da es sich diese niemals einfallen lassen, weder mit Worten noch mit Schlägen die ungezogene Brut zu züchtigen; nie bitten sie von den Aeltern etwas, sondern nehmen ihnen ohne Umstände, wozu sie Lust haben. Freuet sich der Vater, wenn er den langentbehrten abwesend gewesenen Sohn wieder sieht, umarmt und küßt er ihn, so ist dieser dagegen höchst kaltsinnig, und sucht, auch mit einer Miene oder mit einem Worte nicht, diese Zuneigung zu erwiedern. — Daß die Kinder ihre Aeltern um so mehr verachten je älter sie werden, und sie aufs häßlichste schimpfen, fällt gar nicht auf.

In Guiana ist es ebenfalls, selbst unter den christlichen Indianern nichts Ungewöhnliches, daß die Söhne ihre Aeltern durchprügeln. Dagegen aber läßt sie der christliche Priester, der auch ihr Oberaufseher und Richter ist, wieder prügeln. Das Einzige, was man hier für die Zucht der jungen Leute glaubt thun

zu müssen, besteht darin, dieselben um die Zeit der Maiserndte tüchtig durchzuhauen. Um diese Zeit nämlich stellen sich die Alten in zwei Reihen mit Gerten oder Ruthen, und die jungen Leute müssen zwischen denselben hindurch, und werden so wacker gehauen, daß die Haut in Stücken geht. Das ist darum, sagen die Alten, damit ihnen die Faulheit ein wenig ausgetrieben wird. — Uebrigens wird bei diesen Südamerikanern kein Kind oder Jüngling gezüchtigt.

Bei den Indianern in Nordamerika ist es ebenfalls nicht üblich, Kinder mit Schlägen oder harten Worten zu behandeln. Sind die Kinder noch jung, sagen diese Menschen, so hätten sie noch keinen Verstand, sonst würden sie nichts Unrechtes thun, und sind sie erwachsen, so wüßten sie selbst zu beurtheilen, was recht oder unrecht wäre, und wären also ihre eigenen Herren, die es halten könnten, wie es ihnen beliebte. Die Mutter weint, wenn die Tochter einen Fehler begangen hat — fragt die Tochter nach der Ursache ihrer Betrübniß, so verhehlt ihr die Mutter dieselbe nicht, welches dann gewöhnlich eine sehr gute Wirkung hat. Die Söhne werden von ihren Vätern frühzeitig mit der Tapferkeit und den Heldenthaten ihrer Vorfahren bekannt gemacht, um sie ebenfalls zu tapfern Thaten anzuspornen. So ist es wenigstens in Florida. Bei den kanadischen Indianern sind Schlä-

ge eben so selten — ihr außerordentliches und überspanntes Ehrgefühl würde auch dieselben nicht ertragen. Die höchste Strafe ist, den Kindern Wasser ins Gesicht gießen, wodurch sie sich außerordentlich beschimpft halten! — Man will sogar Fälle haben, daß sich Töchter, dieser Strafe wegen, erhenkten.

Bei den Negern in Niederguinea sorgen die Väter auf keine Weise für ihre Kinder, sondern dies ist, wie bereits erwähnt worden ist, hier und anderwärts, blos die Sache der Mutter. Diese aber glauben alles gethan zu haben, wenn sie den Kindern eine schreckliche Furcht vor der Gottheit einflößen, und ihnen eine tiefe Ehrerbietung gegen Priester und alte Personen beibringen. — Die Mädchen werden von ihnen zu den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten angehalten, die Knaben aber leben nach ihren Launen, und spielen bald genug die Tyrannen ihrer Schwestern. Die südlichen Patagonier oder Tehuelhets richten sich blos nach dem Eigensinne ihrer Kinder. Will man einen Tehuelhet überreden, seine Wohnung nicht zu verändern, so nimmt man ihm eins von seinen Kindern weg, und gibt vor, man liebe es so sehr, daß man es nicht von sich lassen könne. Der Vater wird gewöhnlich in seinem Vorsatze geändert, bleibt wo er ist, und freut sich unbeschreiblich darüber, daß man sein Kind so lieb hat. Hingegen scheinen die

Pehuenchen und Oiluachen gerade das Gegentheil von ihnen zu sein, denn diese verkaufen, wie manche Neger Kinder sowohl, als Weiber um Brauntewein.

Zum Schluß will ich noch die Sitte, welche bei einer Nation am Kaukasus statt haben soll, hier anführen. Wenn dort dem Usinei oder Fürsten ein Kind geboren wird, so sind die säugenden Mütter aller seiner Unterthanen, des Kindes Säugammen. Das Kind wird von einem Dorfe zum andern getragen, und von jeder Mutter gesäugt, die eben ein Kind hat. Dies geht so lange herum, bis der junge Prinz entwöhnt ist. Die Sitte bei den hierher gehörigen Tscherkassen will, daß die Fürsten dieser Völker, sobald ihnen Söhne oder Töchter geboren werden, dieselben einem Edelmanne zur Erziehung ganz übergeben, und der Vater — wenn auch allenfalls die Mutter — sieht seinen Sohn eher nicht wieder, bis er stark genug ist, die Waffen zu führen. Der Erzieher muß den Sohn zu allen Ritter-, d. i. Räubertugenden anführen, und der Zögling belohnt den Erzieher durch den größten Antheil an aller Beute, die er macht. Ist er in diesen Tugenden des Raubens und Plünderns recht geschickt, dann darf er erst dem Vater vorgestellt werden, als ein seines Stammes würdiger Sohn. — Auch die Fürstentöchter erhalten hier ihren Erzieher —

keine eigene Erzieherinn, weiter, als wahrscheinlich, die Gattin des Erziehers — dieser muß vor allen Dingen Sorge dafür tragen, daß die Schönheit der Prinzessin vollkommen werde; er muß für ihre Fertigkeit, in allen weiblichen Arbeiten — Borten weben, Kleider nähen, Körbchen flechten u. s. w. bedacht sein, und zuletzt ihr sogar einen, ihr am Range gleichen Bräutigam verschaffen, wenn er nicht in Gefahr stehen will, seinen Kopf zu verlieren.

8.

Schätzung und Behandlung des weiblichen Geschlechts.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß bei den meisten rohen Völkern, die verheiratheten Frauen und häufig auch die Mädchen, höchst gering geschätzt werden, und nicht selten etwas niedriger stehen, als das Hausthier. In dem Maaße, in welchem eine Nation an Bildung gewinnt, nimmt ihre Behandlung des andern Geschlechts mehr Schonung und Zartheit an.

Die Weiber der Eingebornen in Guiana erfreuen sich selten eines freundlichen Blicks von ihren Tyrannen den Männern. Was fast mehr Belustigung als Arbeit ist, das verrichten diese — sie gehen auf die Jagd, und auf den Fischfang.— Das ist alles. Selten daß sie einmal ein wenig Hausgeräth machen. Sie liegen die müßige Zeit hindurch ganze Tage lang in ihren Hängematten oder Hamacks, unterhalten sich durch Gespräche, kämmen sich die Haare aus, reißen die

die Barthaare aus, besehen sich in einem Stückchen Spiegel, und die Frau muß indessen alles thun, und selbst das Land graben, ja den Mann oft noch speisen, und für den ganzen Unterhalt ihrer Familie sorgen. So haben sie alle Last des Lebens; aber an dem Vergnügen desselben dürfen sie keinen Antheil nehmen, und die Männer benutzen sogar die Furchtsamkeit ihrer Frauen, um sie von manchen ihrer nächtlichen Tänze abzuhalten, indem sie vorgeben, die Schlangen kämen aus den Wäldern, und fräßen alle Weiber auf — auch bringen sie auf großen Rohrflöten furchtbare Töne hervor, um noch das Schreckliche der Nachtschwärmerei zu vermehren. Ein Missionair entdeckte einmal den Betrug der Männer ganz öffentlich — darüber waren sie anfangs sehr mißvergnügt — zuletzt lachten sie indeß selbst darüber.

Diese armen Weiber fühlen ihr Elend auch wohl; — wenigstens wußte eine unter ihnen dasselbe einem Missionair sehr beredt auseinander zu setzen — und sie fühlen es so stark, daß Mütter oftmals ihre weiblichen Kinder gleich bei der Geburt tödten, und behaupten, dadurch denselben die grössete Wohlthat zu erweisen, indem sie ja von so vielem Elend erlöset würden. Bei einigen Völkerstämmen des südlichen Amerikas, ist es eine Liebesbezeugung der Männer, die Frauen mit Keulen zu schlagen. Ein Europäer, dieser Sitte unkundig, wollte eine Frau in Schutz nehmen, denn

er glaubte, sie werde ohne alle Ursache gemißhandelt; wäre aber beinahe darüber sehr schlimm weggekommen. „Wir haben dich recht lieb, sagte die Frau, der er sich annahm; aber mische dich auch nie wieder in unsere Liebkosungen. Aehnliche Sitte findet sich sowohl bei einigen Südseeinsulanern, als bei den Mauren der Sahara, wo daher die Frau bei jeder Kleinigkeit Stockprügel bekommt.

Bei verschiedenen Negernationen wird die Frau zwar nicht gerade mit Grausamkeit und Verachtung behandelt, aber alle schwere Arbeiten muß sie doch allein und nur mit Hülfe der weiblichen Kinder, wenn diese so weit erwachsen sind, verrichten, und für den Unterhalt des ganzen Hauses sorgen — der Mann ißt, trinkt und schläft, und verrichtet nur was ihm gefällt.

Wie grausam und tyrannisch die Frauen in manchen Gegenden des gesammten Morgenlandes, seit undenklichen Zeiten — (wie auch in ältern Zeiten bei andern Nationen —) eingesperrt, und mit welcher Despotie und Verachtung dieselben behandelt werden, ist bekannt. So ist es auch in verschiedenen Gegenden Afrika's unter den Mauren.

Unter den Einwohnern in Madagaskar findet man aber die seltene Ausnahme, daß sie sehr viel auf ihre Frauen halten, und sie singen sogar nicht selten das Lob derselben. Dagegen sind diese aber auch erkennt-

lich, und singen und tanzen einiger Orten unaufhörlich, wenn ihre Männer im Felde sind, um denselben, wie sie glauben, Muth und Tapferkeit zu vermehren.

Ich erwähne hier noch die Sitte einiger Mandigoh-Negern, welche uns Mungo Park erzählt. Kommen die Weiber eines Mandingohnegers unter einander in Streit, so wird von dem Manne der Mumbo Jumbo (eine Art Knecht Ruprecht) zu Hülfe gerufen, welchen entweder der Mann selbst macht, oder ein anderer, der von ihm dazu angestellt ist. Ein aus Baumrinde verfertigtes Maskenkleid umhüllt den Mumbo Jumbo. Mungo Park fand ein solches Kleid bei dem Eingange einer Stadt, an einem Baume hangen. — Gegen Abend verkündigt der Mumbo seine Ankunft, durch ein lautes Brüllen und Rufen in den Wäldern, und so bald es dunkel wird, kommt er in die Stadt und geht nach dem öffentlichen Versammlungs- und Berathungsplatz, nach dem Bentang, wo sich zugleich alle Einwohner versammeln. Alle Frauen müssen erscheinen, und jede zittert ob vielleicht über sie das Gericht ergehen möchte. Die Frauen müssen nun tanzen, und dieser Tanz dauert bis Mitternacht. Jetzt fängt der, mit einer großen Ruthe bewaffnete Mumbo an, seine Blicke starr auf die zu Strafende zu heften, die auch sogleich entkleidet, an einen Pfahl gebunden, und unter lautem Gelächter der Zuschauer, mit der Mumboruthe entsetzlich gepeitscht

wird. Die Execution dauert oft so lange, bis der Morgen heraufdämmert.

Hätten diese Menschen die mindeste Achtung und Liebe für ihre Frauen, nimmermehr würden sie eine so entehrende Behandlung derselben zugeben. Aber man hält — sind anders die Erzählungen davon richtig — so strenge auf diese grausame und demüthigende Sitte, und auf ihre Furchtbarkeit für die Weiber, daß ein König in einem Negerlande, da einige seiner Weiber entdeckt hatten, daß der Mumbo Jumbo ein bloßer Popanz für sie sei, von seinen Räthen und Priestern überredet wurde, seine sämmtlichen Weiber hinrichten zu lassen, damit das gefährliche Geheimniß nicht weiter laut werde.

Wem fällt übrigens nicht bei dem Mumbo der vaterländische Datte ein?

Ziemlich so viel, wie in Guiana gelten die Weiber auch in Patagonien. So bald sie der Mann erkauft hat, — denn eben wie ein Thier wird bei sehr vielen Völkern die Frau erkauft und vorher behandelt, und es gehört dieses mit zu der Geringschätzung, in welcher sie stehen — und in sein Zelt einführt, so liegen ihr auch sogleich alle und jede Hausarbeiten auf. Sie allein sorgt für die Kinder, sie hohlt Holz und Wasser, bereitet die Speisen, verfertiget die Zelte aus Häuten, bessert sie aus, bricht sie beim Weiterziehen ab, und schlägt sie an dem neu erwählten Ort auf. Die

Felle zu diesen Zelten, wie zu den Mänteln, müssen die Weiber erst bereiten. Sie müssen sogar die Pferde bepacken und wieder abladen, und der Mann kennt nur Jagd und Krieg. Es würde die allergrößeste Schande für den Mann sein, wenn er seiner Frau, nicht etwa die Arbeiten ganz abnehmen, sondern, auch nur im höchsten Nothfalle, einigermaßen darinnen helfen wollte. Die Frauen der Vornehmsten haben wohl einige Erleichterungen, wenn sie nämlich Sklaven besizzen, welche die Männer im Kriege erbeutet haben, ist das aber nicht, so sind sie nichts besser daran als die Weiber des geringsten Mannes.

Wie bei verschiedenen Wilden in den Gegenden der Hudsonsbai die Weiber geachtet werden, hat Hearne oftmals erfahren. Sie mußten noch einmal so viel tragen als ein Mann. Kamen die Männer von der Jagd, so mußten sie alle erst satt sein, selbst diejenigen sogar, welche als Knechte gebraucht wurden, ehe die Weiber etwas erhielten. Nimmt ein Mädchen gar vorher etwas, von dem was auf der Jagd erbeutet ist, falls es auch durch Hunger dazu getrieben wird, so ist das so schimpflich, daß es selten einen Mann bekommt. — Nach Anstrengungen von 52 Stunden, war eine Frau entbunden worden, und gleich hinterher wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben — die

Reise ging weiter. Es war in der kältesten Jahrszeit, mitten im Januar. Die Wöchnerin nahm das neugeborne Kind auf den Rücken, und den ersten Tag war allenfalls noch eine Person barmherzig genug, den Schlitten derselben zu ziehen — aber den zweiten Tag fand sich niemand. Das arme Weib mußte bis ans Knie in Schnee und Wasser waden, außer dem Kinde noch eine beträchtliche Last tragen, und den bepackten Schlitten ziehen. Sie jammerte und ächzte sehr, aber darauf hörte hier niemand. Hier wo es den Frauen nicht einmal erlaubt ist, über die Beine der Männer wegzuschreiten, und schimpflich, aus einem Gefäße mit ihnen zu trinken. Tritt bei diesen Männern eine Hungersnoth ein, so sind die Weiber die ersten, welche verhungern müssen. — Ist der Mann unzufrieden mit seiner Frau, so macht er wenig Umstände mit ihr — nichts verpflichtet ihn, dieselbe zu behalten — er prügelt sie tüchtig ab, stößt sie gefühllos zum Zelte hinaus, sagt ihr, sie könne zu ihren Verwandten gehen, oder zu sonst jemanden, der sie haben wolle, — und das ist die ganze Ehescheidung.

Bei andern Indianern in Kanada ist es sehr gewöhnlich, daß die Weiber zu Fuße neben dem Pferde hertraben müssen, auf welchem der Mann reitet. Sie sind im nordwestlichen Amerika überhaupt so daran gewöhnt die alleinigen Lastthiere der Männer zu sein, daß

eine Frau sich nicht vor Erstaunen finden konnte, als sie zwei Weiße Holz hohlen sahe. Sie nahm sogleich ihre Axt, hieb eine tüchtige Tracht Holz ab, brachte sie herbei, beschenkte die Weißen damit, und sagte: sie bedaure es gar sehr, und es sei ein großes Aergerniß, daß Männer das thun sollten, was den Frauen zukäme.

Im Nutkasunde dürfen bei einigen Stämmen die Weiber bei festlichen Gelegenheiten nicht mit den Männern essen, wiewohl sie in ihrem Putze dabei erscheinen; doch haben sie, was bei mehreren Nationen nicht der Fall ist, an den gewöhnlichen Mahlzeiten Antheil. Bei andern Bewohnern des Nutkasundes müssen die Weiber sogar einzelne Männer des Nachts bewachen, damit diese ruhig schlafen können, und keine Sorge tragen dürfen, vom Feinde überfallen zu werden.

In einigen andern Gegenden dieses Sundes scheinen aber die Weiber sich wenigstens nicht ungestraft Unrecht thun zu lassen. Die Iphigenia — ein englisches Schiff unter Douglas Befehlen, — hatte einen Handel mit diesen Wilden angefangen, von welchem auch ein Weib, das in einem eigenen Kanot ruderte, Nutzen ziehen wollte. Ein Befehlshaber oder Oberhaupt, welches wahrscheinlich den Vortheil des Handels gern ausschließlich allein bezogen hätte, woll-

te das Weib abhalten an Douglas Schiff zu kommen. Dieses aber hatte Stärke und Entschlossenheit genug, eine solche Anmaßung zu strafen. Es nahm sein Ruder, und gab mit demselben dem Oberhaupte so kräftige Schläge, daß dasselbe anfing zu taumeln, und nur matt und mit Mühe sich der Angriffe des Weibes erwehren konnte. So arbeitete die Wilde wohl eine halbe Stunde mit aller Macht auf das Oberhaupt los, ohne daß sich, ein einziger von den in ihren Kanots anwesenden Männern dazwischen gelegt hätte. Nicht zufrieden damit allein, enterte sie den Kahn des Mannes, zog ihr Messer, und zerfleischte den Schenkel desselben so, daß das Blut heraus strömte. Vielleicht hätte das Weib den Menschen ihrer Wuth aufgeopfert, wenn sich nicht Douglas ins Mittel geschlagen, und sie aus einander gebracht hätte. — Der völlig Entkräftete konnte kaum noch ans Land rudern.

Sonderbar ist es, daß eine solche geringschätzige und verächtliche Behandlung der Weiber, nicht allgemein im ganzen nordwestlichen Amerika ist. Wenigstens fand Marchand daß bei den Tschinkitanern die Weiber sehr geschont waren. Hier übernahmen die Männer nicht nur die schwersten Arbeiten selbst, sondern sie thaten auch sogar den Frauen die Ehre an, dieselben bei manchen dieser Arbeiten um Rath zu fragen. — Aber freilich war das auch eine seltene Ausnahme.

Bei den Grönländern wird die Frau oft geprügelt, und vornehmlich dann, wenn sie keine Kinder schafft. Man schlägt ihr die Augen braun und blau. Ein Grönländer sagte: die Frau könne er wohl prügeln, denn sie sei sein; die Magd aber dürfe er nicht schlagen, weil sie ihm nicht gehöre.

Werden die Weiber in Amerika so gemißhandelt, so geht es ihnen in verschiedenen Gegenden Asiens nicht besser. Der Ostiak betrachtet seine Frau nicht anders, als seine Sklavin, die alle und jede Hausarbeit verrichten, dem Manne aufwarten, seine Kleider trocknen und flicken, die Hütte aufschlagen und abbrechen muß. Kommt er von der Jagd oder Fischerei zurück, so muß sie alles zubereiten, reinigen, und über die Seite schaffen — der Mann bekümmert sich um nichts. — Jedoch darf der Mann seine Frau nicht ohne Einwilligung des Schwiegervaters prügeln — (auch bei den Patagoniern geschieht das nie;) der Mann beschützt hier sogar die Frau in jedem Gezänke, auch wenn sie offenbar Unrecht hätte.

Bei den Samojeden haben es, wo möglich die Frauen noch schlimmer, als bei den Ostiaken. Sie haben hier eben sowohl als bei jenen alle Hausarbeiten zu verrichten, und werden von den Männern fast niemals eines Wortes oder eines Blickes gewürdigt — ja

sie müssen es ihren strengen Gebietern sogar an den Augen absehen, was diese verlangen. Die Ehre mit dem Manne essen zu dürfen, wiederfährt ihnen nicht — sie müssen warten bis dieser sich erst aufs beste gepflegt hat, dann gehören ihnen die Ueberbleibsel. — Besonders sind es bei beiden Völkerschaften die, einmal durch den Aberglauben eingeführten Sitten, welche diesen armen Geschöpfen das Leben sehr schwer machen.

Bei den Ostiaken darf sich ein verheirathetes Weib Zeit ihres Lebens nicht vor ihrem Schwiegervater sehen lassen, — immer muß sie ihn vermeiden. Begegnet sie dennoch demselben, so muß sie sich umkehren, und das Gesicht verdecken. Die nehmliche Obliegenheit hat zwar der Ehemann auch gegen seine Schwiegermutter, jedoch nur so lange, als er keine Erben hat *).

Bei den Samojeden muß zwar das Weib die Hütte aufschlagen, jedoch darf sie selbst nicht eher hineingehen, bis sie zuerst sich selbst, dann alles worauf sie gesessen hat, selbst den Schlitten, und überhaupt jedes Stück, welches sie in die Hütte trägt, über einem kleinen, von Rennthierhaaren angezündeten Feuer, durchräuchert hat — alles darum weil diese höchst schmutzigen und unflätigen Menschen, doch ihre Frauen

*) So ist auch bei den Tscherkassen es üblich, daß sich das verheirathete Kind, nicht eher vor seinen eigenen Aeltern sehen lassen darf, bis es erst selbst Nachkommenschaft hat.

für unrein halten. — Will sie die, vorn auf den Schlitten gebundenen, Kleidungsstücke losmachen, so muß sie dabei unter die Schlittenstange durchkriechen, und in dieser Lage die Bänder und Knoten lösen. — In einer aufrechten Stellung das zu thun wäre großes Unrecht.

In jeder Hütte ist ein Stab hinter dem Feuer eingeschlagen — diesen darf die Hausfrau nie überschreiten, wenn sie von einer Seite der Hütte, zu der andern will, sondern sie muß um das Feuer und um den Pfahl herumgehen. Geschähe das nicht, so würde gewiß die nächste Nacht der Wolf ein Rennthier hohlen.

Will das Weib durch einen Zug hintereinander folgender Schlitten auf die andere Seite derselben, so darf sie auch nicht etwa zwischen den Schlitten hindurch gehen, sondern sie muß entweder warten, bis der Zug vorüber ist, oder unter den Schlittenstangen durchkriechen.

Die schlimmste Zeit hat die Samojedin nach ihrer Niederkunft, wo sie zwei Monate lang kein Fleisch von frischerlegten Thieren essen darf, sondern sich mit altem Vorrathe behelfen muß, von dem man leicht errathen kann, in welcher lusterweckenden, reizenden Beschaffenheit er sein mag.

Wie gut es die Weiber bei den Tschuktschen und Koriäken und andern hieher gehörigen Nationen haben mögen, läßt sich hieraus leicht errathen. Doch

sollen sie in Kamtschatka, nach Steller, welcher hierin am glaubwürdigsten ist, sehr von den Männern verehrt werden, wiewohl Neuere versichern, daß sie auch nur als Lastthiere angesehen würden. Vielleicht läßt sich beides mit einander vereinigen. Arbeiten müssen sie freilich auch viel, aber das thut der Verehrung und Zärtlichkeit der Männer keinen Eintrag.

In verschiedenen Gegenden des mildern Asiens wird der Mann immer als der unumschränkte Gebieter seiner Frau betrachtet, und bei einigen Völkern ist dieselbe eben so gut ein Lastthier, als bei den nordöstlichen Asiaten. Auf Malabar darf sie nicht eher den Hunger befriedigen, als bis der Mann seinen Hunger gestillt hat; — in Siam bestellen die Frauen das Feld, fällen Holz, kaufen und verkaufen und verrichten alle Geschäfte. Der Mann steht um sieben Uhr auf, wo ihm die Frau das Frühstück — Reis und Fische — schon bereit halten muß. Nach dem Frühstück schläft er wieder einige Stündchen, und eben so nach der Mittagsmahlzeit; die übrige Zeit unterhält er sich so gut er kann, mit Spielen — Tabakrauchen u. s. w. Die Frau hingegen darf nicht einmal mit ihm, ja sogar nicht einmal in seiner Gegenwart essen. — Hingegen sollen — wenigstens sonst — bei den Zingalesen die Weiber einer großen Achtung genießen — und

nicht nur sie selbst, sondern sogar weibliche Thiere, die eine Last tragen, sind Zollfrei. Dennoch darf keine Frau in Gegenwart einer Mannsperson, wenn es auch ihr eigener Sohn wäre, sitzen.

Selbst bei den sanften Bewohnern der Südsee-inseln ist das weibliche Geschlecht sehr zurückgesetzt. In Otaheiti darf nie das Weib mit dem Manne essen, selbst nicht einmal recht in Gegenwart desselben. Sie hat ihren besondern Winkel, in welchen sie sich entfernt und ihre Mahlzeit einnimmt, die aber niemals mit den Leckerbissen versehen ist, die der Mann genießt. Selbst Damen von Stande bekamen nur sehr selten Schweinefleisch zu essen, und es war daher von den gemeinern Mädchen nicht zu verwundern, daß sie, wenn ihnen die Engländer solches Fleisch gaben, dasselbe gierig verschlangen. Selbst sogar die weiblichen Kinder sind von den männlichen, in Absicht auf den Tisch abgesondert. — Den Tisch des Mannes muß die Frau besorgen, aber nie würde der Mann, auch wenn die Frau krank wäre, ihr ein Gleiches thun — und er würde dieselbe eher sterben sehen, ehe er ihr Speise reichte. —

Eben so waren bei verschiedenen Sandwichsinsulanern die besten Speisen für Weiber und Mädchen tabu (verboten!) und ein Mädchen wurde sogar arg dafür gezüchtigt, daß sie auf dem Schiffe der

Engländer Schweinefleisch zu essen, sich unterstanden hatte.

Diese rauhe Behandlung der Weiber, die noch in manchen andern, hier nicht erwähnten Gegenden zu Hause ist, hat auch bei verschiedenen gebildeten Völkern, in den Hütten der niedrigern Stände, noch manche Spur hinterlassen, wie der aufmerksame Beobachter leicht finden wird. Vor vielen andern rohen Völkern machten vielleicht unsere teutschen Vorfahren, eine glückliche Ausnahme. Bei ihnen galten die Weiber etwas, als Wesen, in denen etwas Göttliches wäre, die man daher zu Rathe ziehen, und beim Weissagen und Zeichendeuten hören müsse. Wie aber übrigens ihr Verhältniß gegen die Männer gewesen sein müsse, läßt sich vielleicht vermuthen, wenn man weiß, daß unsere alten Stammherrn ebenfalls außer Jagd und Krieg wenig andere Beschäftigungen kannten — das ganze Hauswesen fiel also doch auch wohl in den ältesten Zeiten, den Frauen allein zur Last — und dem Manne gehörte die Ruhe auf der Bärenhaut.

4. Sitten bei Bestattung der Verstorbenen.

Auffallend ist von mancherlei Seiten die Achtung, welche selbst sehr rohe Völker, ihren Todten beweisen, und sehr wahrscheinlich aus verschiedenen Spuren, daß dieser Achtung die dunkle Hofnung einer Fortdauer nach dem Tode, zum Grunde liege, und gewiß nicht blos die Folge ehemaliger Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit sei, und merkwürdig, wie sie sich, nach der Verschiedenheit der übrigen Begriffe und Vorstellungen, verschiedentlich ausdrückt, und wie insonderheit fast bei allen Völkern, das Leichengepränge sich nach dem Range des Verstorbenen richtet.

Die Sitte, dem Körper des Verstorbenen, oder auch den Ueberbleibseln dieses Körpers einen eigenen Ruheplatz zu geben, ist sehr allgemein. Bei den Hindus werden alle Leichenbegängnisse des Abends gehalten, aber auf verschiedene Weise, nach Verschiedenheit der Religionsmeinungen und Stämme. Einige

begraben, andere verbrennen ihre Todten. Jeder Stamm hat aber seinen besondern Todtenacker, die alle außerhalb des bewohnten Ortes, in der Nähe eines Teiches oder Flusses liegen.

Wenn im eigentlichen Ostindien jemand gestorben ist, so sucht man ihn, so bald als möglich, aus dem Hause zu schaffen, welches aber nicht durch die gewöhnliche Thüre geschehen darf, sondern man macht eine Oeffnung in die Mauer, durch welche die Leiche in einer sitzenden Stellung getragen wird. Gleich nach dem Tode eines Menschen, bezeigt die ganze Nachbarschaft, durch Heulen, Schreien, Haarausraufen, Herumwälzen auf der Erde u. s. w. ihr Beileid. Nach den Sitten anderer Hindus, hält ein Haufen von Weibern einen eigenen Todtentanz, wobei sie einen Kreis schließen, sich halb rasend stellen, und Sterbelieder singen.

Der Braman ordnet bei den Hindus die Leichenzeremonien — badet sich erst, knüpft um einen Finger des Verstorbenen einen Ring von Gras, betet, bringt ein Opfer, und räuchert das Haus. Man bittet die Götter um die Aufnahme des Verstorbenen ins Paradies, bringt nach Beendigung der ersten Gebete Feuer, legt an vier Orte neben dem Todten etwas von einer heiligen Pflanze, opfert, und wirft Kuhmist ins Feuer *). Jetzt

werden

*) Bei den Hindus ist die Kuh das heiligste Thier, und alles, was von ihr kommt, nimmt an der Heiligkeit Antheil, — der Mist, der Urin, der Schwanz derselben.

werden die Gebete wieder fortgesetzt, die aber aufhören, so bald der betende Braman mit einer, mit Blumen bekränzten Kuh beschenkt wird, welches nothwendig geschehen muß, wenn der Verstorbene nicht unglücklich werden soll. Der Braman flüstert nun dem Todten einige geheimnißvolle Worte ins Ohr, damit er in den Himmel gelassen werde, ohne Zweifel also eine Art Parole — er wird, nebst den andern anwesenden Bramanen, von den Umstehenden mit Gelde beschenkt, welche sich hierauf das Haar abscheeren, und wenn ein heiliger Fluß in der Nähe ist, sich auch baden.

Unter vielfältigen Zeremonien, unter Begleitung von Trommeln und Trompeten, und dem Klaggeschrei der Verwandten, tragen vier Parias*) den Todten hinaus zur Grabstätte, wo ebenfalls noch mancherlei vorgenommen, (vielleicht um zu erfahren, ob er noch lebt) denselben in die Nase geknippen wird, wo Haare und Nägel verschnitten, und überdieß ihm, als letzte Mahlzeit, Butter, Reiß und geronnene Milch in Hände, Ohren und Mund gesteckt werden. Nun wird der Todte auf den Scheiterhaufen gebracht, der von den Aesten des **Mangobaums**, bei Reichern von Sandelholz errichtet wird. Der Vornehmste aus der Fa-

*) Leute aus der untersten und verachtetsten Classe oder Kaste unter den Hindus, von welchen an einem andern Orte mehr vorkommen wird.

milie zündet, ein neues Gefäß voll Wasser auf der Schulter tragend, den Scheiterhaufen an, läßt das Gefäß fallen, und läuft, um sich in dem nächsten Teiche oder Flusse durch Baden zu reinigen. Die übrigen Verwandten bringen den Scheiterhaufen vollends in Brand, es erhebt sich ein gräßliches Geheul, und die Musik dazu, macht dasselbe noch widriger. Am Ende baden sich alle. — Zehn Tage hinter einander wird noch auf der Grabstätte ein Todtenmahl aus Reiß aufgesetzt, und während dieser Zeit ist auch das Haus des Verstorbenen unrein, welches erst nachher, durch Besprengen mit Wasser und durch Opfer wieder gereinigt wird. Ueber den ausgebrannten Scheiterhaufen gießt man Milch, und die vom Feuer nicht verzehrten Gebeine, werden gesammelt. Arme Hindus können freilich so viel nicht thun — sie wickeln ihre Todten in Leinwand, und lassen sie auf einem Scheiterhaufen von Kuhmist verbrennen.

Die Anwohner des Ganges werfen auch wohl ihre Leichen bloß in diesen Fluß, weil sie denselben für sehr heilig halten, und glauben, daß dies eben so gut sei, als ob sie den Leichnam verbrannt hätten. Bei der Sekte der Saniassi begräbt man die Leiche bis an den Hals in die Erde. Ein Mönch aus ihrem Orden, zerschlägt so lange Kokusnüsse auf dem Kopf derselben, bis dieser selbst in Stücken geht. Dann erst wird auch der Kopf mit Erde bedeckt.

Die ehedem so herrschende schreckliche Sitte, daß sich Weiber mit ihren Männern verbrannten, ist bekannt genug, wiewohl ihr Entstehen sehr unbekannt ist *). Vielleicht hat man hier, so wie man an andern Orten dem Verstorbenen seine Bedienten, Pferde u. s. w. in die Unterwelt nachschickte, damit es an nichts zu seiner Bequemlichkeit fehle, auch hier ihm sein Weib nicht vorenthalten wollen. Wenigstens haben in Ostindien nur eigentlich die Weiber der vornehmsten Kaste — der Braminen, das Recht, sich mit den Männern zu verbrennen. Seitdem die Hindus mehr mit den Europäern umgegangen sind, und in denjenigen Ländern, in welchen muhammedanische Fürsten auf dem Throne sitzen, ist diese Sitte höchst selten geworden, und in den letztern sogar, wie von den Engländern in Bengalen, verboten. Auf der Küste Malabar,

*) Nach einem alten Schriftsteller hatten die Weiber häufig ihre Männer vergiftet — ein König befahl, daß sie mit dem Manne sich verbrennen sollten — und, natürlich — dieses Mittel half. Niemand war nun für das Leben des Mannes besorgter, als dessen Frau — aber bei manchen Stämmen der Indianer des nordwestlichen Amerikas, opfern sich die Weiber auch zuweilen mit ihren verstorbenen Männern — und ähnliche Sitten finden sich überall. — Der Grund liegt tiefer. Fast bei allen alten Völkern, nördlicher und südlicher Gegenden findet man, daß Waffen, Pferde, Kleider, Frauen, dem verstorbenen Hausherrn durch Verbrennen nachgeschickt wurden. — So hatten sie doch gleich wieder in der andern Welt die kostbarsten ihrer Güter.

wo die muhammedanische Religion noch wenig Eingang gefunden hat, findet man daher dieselbe noch am meisten, und selbst hier ist es nicht mehr nöthig, wenn die Wittwe eine ewige Wittwenschaft gelobt. Uebrigens ist diese Sitte auch nur denjenigen Wittwen erlaubt, welche kinderlos sind — die übrigen müssen sich der Erziehung ihrer Kinder widmen.

Gewöhnlich müssen wohl die meisten Weiber, wie natürlich, sehr ungern sich zu diesem Schritte entschlossen haben, sonst hätten die Braminen nicht nöthig gehabt, diejenigen mit einer ewigen Schande zu belegen, die ihn nicht thun wollten, und hingegen den Folgsamen, die höchsten reizendsten Freuden des Himmels zu versprechen. Indessen hat es Fälle genug gegeben, wo junge Weiber freudig zu der Wiedervereinigung mit ihren Männern sich anschickten, vielleicht entzückt und begeistert von den Vorstellungen der künftigen Herrlichkeiten, und — von dem berauschenden Opium.*)

So bald das Weib entschlossen ist, sich selbst zu opfern, wird sie in eine Art Sessel vor die Hausthüre gesetzt, die Trommel wird geschlagen, und beständig mit Trompeten geblasen. Sie muß sich von Stund an aller Speisen enthalten, und kauet nur noch Betel,

*) Aber auch, gewiß genug, ohne solche Hülfsmittel folgt noch jetzt manche Frau in Indien ihrem Manne ganz freiwillig nach. Man hat Fälle, daß weder Gewalt noch Milde, sie davon haben abhalten können. — So groß ist die Macht der Vorstellungen.

und trinkt nur noch; und um sie in einer beständigen Betäubung zu erhalten, mischt man Opium unter ihr Getränk. —

Die Art der Verbrennung ist nach den Gegenden verschieden. In Bengalen schmückt sich das unglückliche Opfer mit seinem kostbarsten Geschmeide. Der Zug wird durch Musikanten aufgeführt, und die wilden Hörner und betäubenden Trommeln sowohl, als die Lobgesänge ihres Heldenmuths von den Braminen, lassen keine Besinnung aufkommen. Hinter der Musik kommen die Braminen = Priester, mit Blumen in den Händen, und nach ihnen die Wittwe, in langem weißem Gewande und mit herabhängendem Haare. Nach ihr folgen andere Braminen mit Gefäßen voll Oehl, und nach diesen andere mit brennenden Fackeln, die blos aus den Stäben eines sehr harzvollen Holzes bestehen, welche so helle als Wachsfackeln brennen. Bei der Ankunft am Scheiterhaufen vertheilt die Unglückliche ihren Schmuck an ihre theuersten Verwandten, von welchen allen sie mit Jammern, oder mit dumpfer Betäubung, die oft dem Muthe ähnlich sieht, Abschied nimmt. Auf einer Leiter steigt sie auf den auf Pfählen errichteten Scheiterhaufen, legt sich neben dem Leichnam ihres Gatten, und umfaßt ihn. Damit eine Aenderung ihres Entschlusses nun unmöglich werde, so wird über beide ein starker Baum fest gebunden. Der Raum unter ihrem Lager, wird in einem Augen-

blicke mit Reissig ausgefüllt, auf welches die Braminen ihre Oehlgefäße ausleeren. Der nächste Verwandte zündet den Holzstoß mit seiner Fackel an, der übrige Theil des Gefolges legt seine Fackeln ebenfalls an allen Seiten an, und die fürchterlich mörderische Musik macht es unmöglich, die letzten Seufzer oder das Jammergeschrei der Unglücklichen zu hören *). Erst da folgt die schreckliche Stille der Musik, wo man gewiß ist, daß sie keinen Laut mehr von sich geben könne. In wenigen Augenblicken ist alles verbrannt, man sammelt die Gebeine, wirft sie in irgend einen heiligen Fluß, und gießt Milch auf die Stäte des Scheiterhaufens.

Auf der Küste Malabar wird der Scheiterhaufen auf eine etwas andere Weise in einer Grube errichtet. Auf der obersten Lage des Haufens liegt der Verstorbene, noch tief genug, um nicht oberhalb des Randes der Grube hervor zu ragen. Von dem ausgegrabenen Erdreich sind nahe an der Grube einige Erdhügel aufgeworfen, und der ganze Platz ist mit einer fünf Fuß hohen Wand von weißem Kattun umspannt. Während die Wittwe ihren Schmuck ablegt, steckt man den Haufen an, — die zu Opfernde steigt auf einen der Erdhügel; die Kattunwand, welche den Scheiterhaufen verbarg, wird plötzlich an dieser einzigen Stelle weg-

*) Einen langen Schmerz kann die Unglückliche nicht haben. Sie erstickt früher, als sie verbrennt, wiewohl auch das Letztere nicht lange dauert.

gerissen, und in diesem Augenblicke springt sie, mit einem Gefäße voll Oehl auf dem Haupte, in die Flammengrube hinein. Die Verwandten werfen ihre Gefäße mit Oehl hinterdrein, und die übrigen Zuschauer Stücken von sehr trockenem Holze, so schnell und viel, daß in wenigen Augenblicken nichts weiter zu sehen ist, als ein lodernder Holzhaufen. Bei der Unglücklichen selbst hat das von Oehl triefende Kleid sogleich Feuer gefangen, und in einigen kurzen Augenblicken ist ihr Leben vorüber. — An andern Orten Indiens sind die Verbrennungen noch etwas anders.

Sehr menschlich ist es indessen, daß die Gesetze nicht nur keiner Frau, welche noch unerzogene Kinder hinterläßt, sich mit ihrem Manne zu verbrennen, erlauben, sondern auch keiner, deren Mann abwesend ist, es sei denn, daß sie dessen Gürtel und Kopfbund erlangen könnte.

Auf der Insel Borneo legt man die Leiche eines Hausvaters in einen Kasten, nicht um sie damit zu beerdigen, sondern sie so lange darin aufzubewahren, bis der Sohn, oder einer der nächsten Verwandten einen Sklaven gekauft hat — worüber zuweilen ein Jahr hingehen soll*). An dem Tage nun, an wel=

*) So erzählt es Rademacher. Hat er sich nicht geirrt, so müssen sie entweder die Kunst des Einbalsamirens gut verstehen, oder die Kunst, ihre Geruchsnerven völlig abzustumpfen.

chem die Leiche verbrannt wird, wird auch der Sklave enthauptet, um zum Dienst des Verbrannten in der andern Welt gleich vorhanden zu sein.

In Karnikobar, der nördlichsten Insel des Bengalischen Meerbusens starb eine Frau. Gleich füllten die Verwandten das Haus, und einige verhüllten den Leichnam in Tuch und Blätter, indessen andere alle Kleidungen zerrissen, die derselben angehört hatten. Im benachbarten Hause aber saßen die Männer so ruhig, als wäre ihnen nichts bekannt, und rauchten und tranken. Zwei starke Männer gruben indessen nicht weit von dem Hause ein Grab in den Sand, und dann wollten vier andere den Leichnam hohlen, wobei die Weiber entsetzlich heulten. Der Sohn der Verstorbenen widersetzte sich den Männern aus allen Kräften, und da das vergeblich war, so warf er sich auf den Leichnam, und ließ sich mit forttragen, bis zum Grabe, wo man viele Mühe hatte, ihn loszureißen. — Nachdem die Todte eingesenkt war, schlachtete man ihr sämmtliches (??) Vieh, sechs Schweine, sechs Hühner, und warf sie ins Grab. Ein Mann fuhr mit einem an einer langen Stange befindlichen Büschel Blätter über den Leichnam her, der darauf unter Geheul und Schreien der Weiber mit Erde bedeckt wurde. Nach einigen Tagen errichtete man auf dem Grabe einige Stangen mit einigen Streifen bunten Zeuges.

Die Sitte, alles zu zerstören, was einem geliebten Verstorbenen angehörte, findet sich, unter andern auch in Südamerika, am Oronoko. Selbst die Maisfelder, die für jemanden angebaut waren, wurden verwüstet. „Was soll ich damit, sagte ein Wilder, den ein Missionair davon abmahnte, da derjenige nicht mehr lebt, für den es bestimmt war? Warum soll ich ein solches trauriges Andenken erhalten?" — Nach Cook findet sich auf der Insel Sabu in Asien eine ähnliche Sitte, beim Tode des Fürsten oder Rajahs. So bald er stirbt, wird in allen seinen Ländern ein allgemeiner Schmaus ausgerufen, und alle lebendigen Geschöpfe, deren man sich bemächtigen kann, werden geschlachtet und verzehrt. Je nachdem mehr oder weniger Vieh vorhanden ist, dauern die Schmausereien Monate oder Wochenlang. — Daß eine so verkehrte Sitte in manchen Jahrszeiten Hungersnoth zur Folge haben müsse, ist sehr begreiflich.

Auf den Pelewinseln hörten die Engländer das Heulen und Schreien der Klageweiber bei der Beerdigung einer vornehmen Leiche auch. Vier Träger trugen sie auf Bambusröhren. Es wurden außer Yamswurzeln und süßem Getränke auch Kokosnüsse an die Anwesenden ausgetheilt, aber lauter alte, da sie sonst lauter frische hatten, doch tauschten sie den Engländern

die ihrigen nachmals gegen frische um *). Mit Händen und Füßen wurde die Erde ins Grab gescharrt.

In einigen Gegenden der Erde räuchert man die Todten erst, ehe man sie begräbt. So z. B. auf der Insel Formosa, wo man die Leiche auf ein hohes Gerüste legt, und Feuer darunter macht. Nach dem neunten Tage wird sie eingewickelt, und auf ein noch höheres Gerüste gebracht, und erst, wenn sie drei Jahre hier gestanden hat, wird sie begraben.

An den Küsten der östlichen Tartarei fand Peyrouse ein aus Holzstämmen erbautes, und mit Rinde (Borke) bedecktes Grabmal, welches die Gestalt eines Schuppens hatte, und 2 Leichname enthielt, die in eine Taffetkappe gekleidet, dann in ein Bärenfell gewickelt, und mit einem Gürtel von diesem Felle umgeben waren, an welchem einige kleine Silbermünzen und kupferne Kleinigkeiten hingen. Blaue Glaskorallen waren hie und da gestreut, auch lagen 10 — 12 silberne Ohrringe da, von der Größe der Halsbänder, und wohl 2 Unzen schwer, überdies noch ein Messer, eine Axt, ein Kamm, ein Löffel, und damit der Todte vor der Hand etwas zu leben hätte, auch ein Sack mit Reiß. In einer andern Gegend fand er große Begräbnißhäuser, in welche die Leichen der Reichen mit den Särgen eingesetzt wurden. Die Leichname der

*) Die so allgemeine Sitte des Leichenessens war also gewissermaßen auch hier.

Aermern, wurden in einem Sarge, auf einem Gerüste von vier Fuß hohen Pfählen der freien Luft ausgesetzt. Man weiß wohl, nach welcher Meinung man dem Verstorbenen nicht blos hier allein, sondern auch, anderer Orten mancherlei mitzugeben pflegt. So geben die Tschuwassen einen Leisten, auf welchem Bastschuhe geflochten werden, einen dabei gebräuchlichen Pfriemen, ein Messer, etwas Bast, und einen Feuerstahl, den Männern mit ins Grab, damit sie sich in der Unterwelt Schuhe zu ihren Reisen machen können. So gibt auch der Ostiake dem verstorbenen Freunde sein Messer, sein Beil, und vor allen sein Schnupftabakshorn, (Stahl und Feuerstein aber blos aus Holz geschnitzt) mit, und zieht ihm, nach Beschaffenheit der Jahrszeit die besten Winter- oder Sommerkleider an. Die Weiber heulen gewaltig, und die Männer stehen klagend um den Todten, der, anstatt des Sarges, in einen Kahn gelegt wird, dessen beide Spizzen aber abgehauen sind. Bei männlichen Leichen werden wenigstens drei Rennthiere, bei Reichen, weit mehrere mit Schlingen gefesselt, und mit Stangen niedergeschlagen, die denn auf der Grabstätte liegen bleiben. Das Zuggeschirr derselben wird auf ein kleines Gerüst gelegt, und die umgekehrten Schlitten daran gelehnt. Nahe bei dem Grabe wird ein Todtenmahl bereitet — man sättigt sich, und nimmt das Uebrige mit nach Hause. Uebrigens begräbt man so schnell,

daß die am Morgen Verstorbenen Mittags schon unter der Erde sind.

Zu den Begräbnißplätzen wählen die Ostiaken und Samojeden gern Anhöhen. Die Letztern ziehn dem Todten so viel Kleider an, als nur immer möglich ist, ja, sie legen dergleichen auch noch um die Leiche herum, und geben ihr Tabak, Pfeifen, Löffel, Schalen, Bogen, Pfeile, Messer und Beil mit. Der Todte wird ganz leicht verscharrt, und dann ein wenig mit Strauchwerk bedeckt. Eben so auch die geschlachteten Rennthiere. Im Winter wird alles blos in Schnee verscharrt, und die Körper der Menschen und der geopferten Rennthiere sind für die Eisfüchse und anderes Wild ein guter Fraß. Ueber den Kopf des Todten wird ein Kessel gestürzt, damit die Seele desselben darinnen wohnen könne, ohne eingedrückt zu werden, oder sonst etwa Schaden zu nehmen. Uebrigens darf die Leiche nicht zu der Thür der Hütte hinausgeschafft werden, denn sonst würden mehrere aus dem Hause sterben, sondern sie wird oben zum Dache hinausgezogen. Todtenmahle werden, wie schon erwähnt ist, auch gehalten, und zum Andenken des Verstorbenen muß der nahe Verwandte, wenn er auch nach 10 Jahren an einem solchen Grabe vorüberzöge, ein Rennthier schlachten und mit seiner Gesellschaft verzehren, auch das Geweihe beim Grabe aufstecken. Uebrigens darf in langer Zeit niemand den Namen eines

Verstorbenen nennen, wenn er nicht als Feind der Verwandten will angesehen sein — der Todte würde nämlich dadurch beunruhigt*).

Auf den aleutischen und den Fuchsinseln, legt man die Armen mit ihren Kleidern, oder in eine Matte gehüllt, in eine Grube. Reiche aber werden mit ihren Kleidern und Waffen umgeben, in einen kleinen hölzernen Kahn gelegt, welcher an Stangen schwebend aufgehängt wird. So verfault der Leichnam in der Luft.

In Afrika begraben die Kaffern ihre Todten gar nicht, sondern überlassen sie den Wölfen. Nur der König und ganz kleine Kinder erhalten ein Begräbniß. Der Körper des erstern wird tief in den Kraals, da wo die Ochsen stehen, verscharrt, die Leichname der letztern aber in die Höhlen der Ameisenfresser eingesetzt. Die Hottentotten verscharren sie ein wenig, und legen Steine darüber. In einigen Gegenden steckt man Arme und Weniggeachtete in hohle Bäume — an andern Orten setzt man eine lange Zeit Lebensmittel auf das Grab, damit der Todte nicht hungere. —

*) Ich weiß wohl, welchen Grund man den Satz: die Todten muß man ruhen lassen! bei uns unterzulegen pflegt; sollte nicht aber vielleicht der wahre Grund hiervon, und auch davon, daß man nur Gutes von Todten sprechen müsse, in einem ähnlichen Umstande liegen können?

In Niederguinea wird der ins Grab gelegte Leichnam mit einem Teige von Erde und Wasser bedeckt. Stirbt ein Fürst, so werden zwei oder drei seiner liebsten Weiber lebendig mit begraben, und das Drängen nach dieser Ehre ist so groß — wie man vorgibt, daß es vor Gerichte ausgemacht werden muß, welche den meisten Anspruch daran haben. In andern Gegenden werden zum Dienste des Fürsten in der andern Welt, eine Menge Offiziere und Sklaven hingerichtet, und durch eine Oeffnung am Grabe in der Nähe des Mundes werden der Leiche Lebensmittel eingesteckt. — An einigen Orten werden den Todten die Geräthe, deren er sich im Leben bediente, ebenfalls mitgegeben; an andern aber überzieht man den Leichnam blos mit Harz und gibt gar nichts mit, jedoch nur aus dem Grunde, weil es würde gestohlen werden.

Die Negern sind sehr besorgt, die Geister der Verstorbenen möchten wiederkommen und sie quälen, und brauchen zu Verhütung dessen die Mittel ihrer Zauberer. Weiber lassen sich von einem Priester, mit Stricken umwinden, und ins Wasser werfen, damit die Seele des Mannes, die sich sonst auf ihren Kopf setzt, desto eher von ihnen ablasse, ohne Zweifel ist also hier die Seele eher zu ertrinken in Gefahr, als ein Körper; oder aber sie kann das nasse Element nicht leiden. — In Malamba, zieht man den Todten,

mit dem letzten Athemzuge beinahe, an Händen und Füßen, und unter fürchterlichem Geschrei aus dem Hause, hebt ihn in die Höhe und wirft ihn heftig herunter. (Auch vielleicht um ihn gewiß zu tödten, falls er noch nicht tod sein sollte.) Dann fällt man über ihn her, umarmt, drückt, küßt ihn und stellt sich, doch ohne eine Thräne, verzweiflungsvoll, und nun erst wird der Todte beerdigt.

In Guinea und sonst an der Westküste Afrika's besorgen ganz Fremde die Anstalten zur Beerdigung, und die Verwandten schlachten indessen das nöthige Vieh, verkaufen Waaren und Sklaven, um Branntewein genug zu einem fröhlichen Leichenschmause zusammenzubringen. Uebrigens muß nach der Landessitte fürchterlich geheult, und das Gesicht, Hände und Brust müssen tüchtig zerkratzt werden. Diese Sitte, die in Afrika sehr häufig ist*), (wie auch das Haarabscheeren) wird im Hause und auch am Grabe beob-

*) In Abissinien kratzen sich die Frauen ein Stück Haut, eines Sechsers groß, aus jeder Schläfe. Stirbt ein sehr Vornehmer, so tanzen die 12 Richter — alte Männer von 60 — 70 Jahren, auf eine lächerliche Weise, und singen dazu. Auch in Massuah in Nubien wird ein ganz munterer Tanz beim Tode eines Verstorbenen getanzt. Unter den Tscherkassen zerkratzt sich die Frau die Brust, bis aufs Blut, Männer aber schlagen sich mit ihrer dicken, kurzen Peitsche ins Gesicht, um die blauen Flecken zu bekommen, die ein Zeichen der Trauer sind.

achtet. Der hinter dem großen Leidwesen folgende Ball und Schmaus, dauert dafür auch oft 3 Tage.

Die Negern vieler Gegenden sind sehr geneigt, den Tod ihrer Verwandten der Zauberei oder der Vergiftung von ihren Feinden zuzuschreiben. Man befragt daher, um Sierra Leone, in dem Gebüsche, welches in diesen Gegenden den gewöhnlichen Begräbnißplatz des Verstorbenen ausmacht, denselben, ob er durch solche Zauberei oder durch Gift umgekommen sei? — Ob der Todte mit dem Kopfe schütteln oder nicken soll, kommt auf die Träger und deren ziemlich plumpe Kunstgriffe an. Nickt er — so fragt man weiter: ob der oder jener seiner Feinde Schuld sei? Bejaht er, und es ist durch Zauberei geschehen, so wird der Schuldige zum Sklaven verkauft — bei Vergiftungen ist man nachsichtiger. Man verwahrt zwar den Vergifter, aber so, daß er leicht entlaufen; und nachmals durch einen gewissen Reinigungstrank seine Unschuld beweisen kann. Man sieht leicht, wie sehr hier die Rachsucht sich des Aberglaubens bedienen könne.

Das Begräbniß eines Königs wird oft ein Jahr aufgeschoben, und der Leichnam indessen über einem hölzernen Rost mit Kohlen getrocknet. Viele Weiber und Sklaven werden zu seiner Bedienung geschlachtet — ja man kauft sogar noch Menschen, die Alters oder Gebrechlichkeit wegen sehr wohlfeil sind, und haut sie grausam bei der Beerdigungsfeierlichkeit in Stücken.

So

So ist es bei den Aminas, Ibos, Mokkos, Mandongos. — In Sennaar und Nubien wird gar allen Seitenverwandten eines Königs die Gurgel abgeschnitten.

Die fürchterlichste Begräbnißfeier ist unstreitig auf der Goldküste in Afrika, wenn ein König stirbt. Sogleich nach seinem Tode ist ein wilder Aufruhr in dem Pallaste. Die Weiber zerschlagen alle Kostbarkeiten, und metzeln sich selbst nieder, und die Einwohner der Stadt plündern einander die Häuser. Das hört erst dann auf, wenn durch Kanonen die neue Wahl eines Königs verkündigt wird, welche denn die Minister auch aus dieser Ursache möglichst beschleunigen. Dann nimmt die fürchterliche Beerdigungsfeier ihren eigentlichen Anfang. Der königliche Leichnam wird in der Mitte eines viereckten Platzes begraben, und mehrere seiner ersten und geliebtesten Weiber mit ihm, entweder in der Gruft selbst, oder in der Einfassung des Vierecks. Der erste Minister, dessen Leben der König selbst nicht antasten durfte, muß nun mit in die Unterwelt, und zugleich eine Menge von mehreren hundert Sklaven. Ja bei dem Tode des Königs Frempung von Akim wurden dreitausend Sklaven hingerichtet, und 336 seiner Weiber zerbrach man die Knochen, und begrub sie lebendig. Oft leben viele solcher Elenden noch mehrere Tage auf dem Begräbnißplatze, indessen das Volk unaufhörlich über den

halberschlagenen Leichnamen tanzt und singt. — Aehnliche fürchterliche Grausamkeiten kommen hier sogar jährlich bei der Begräbnißfeier des verstorbenen Königs vor.

In Südamerika wird bei verschiedenen Einwohnern Guiana's der Todte in seiner Hütte verbrannt, und verschiedene pulverisiren die Gebeine desselben und trinken sie hinunter. Bei andern bringt man denselben in seine Hängematte, und darin wird er nebst seinen Waffen und Geräthen beerdigt — und am Ende kommt ein Trinkgelag. — Die Guaraunos binden den Todten mit Bast oder Binsenstricken an einen am Ufer eines Flusses stehenden Baum, und werfen ihn in den Fluß. Am zweiten Tage schon ist von gefräßigen Fischen alles Fleisch herunter genagt. Nun wird das Gerippe genommen, in einen, mit farbigen Glasstükken ausgeputzten Korb gelegt, und dieser an die Dekke der Hütte gehängt.

Stirbt bei den Kariben (oder Karaiben) ein Oberhaupt, so hängt man es in seiner Hängematte in die Luft. Da es dort so heiß ist, so ist in 24 Stunden alles in Fäulniß gegangen. Unzählige Schwärme von Fliegen setzen sich auf den Leichnam, — aber die unglücklichen Frauen des Verstorbenen, müssen 40 Tage lang die Fliegen verscheuchen. Nun erst geht die Beerdigung vor sich, und es werden ihm Bogen, Pfeil

und Schild mitgegeben. Das Weib, welches ihm den ältesten Sohn gebar, den Erben aller väterlichen Güter, wird, welches man als einen Vorzug betrachtet, verbrannt. Nach einem Jahre werden die Knochen der Verbrannten gesammelt, und in einem Kasten an einen in die Augen fallenden Ort gestellt.

Bei verschiedenen Einwohnern Guiana's gibts auch Trauermusiken, (Wehklagen sind bei den meisten üblich) von großen und kleinen aus Schilf gemachten Flöten, oder Blasinstrumenten. Auf der einen Seite folgen der Leiche die Jünglinge und hinter ihnen die Männer, auf der andern die Mädchen und hinter ihnen die Frauen. Der Wittwer oder die Wittwe stimmt allein an: „O wir Unglücklichen! Er (Sie) ist dahin!" Und nun fällt das ganze Chor ein: „Er ist dahin!" — Zur Trauer färben sich auch einige mit einer lang haltbaren Farbe.

Bei den Patagoniern werden von den verschiedenen Völkerstämmen, die Todten von den Weibern erst zubereitet, ehe sie beerdigt werden. Eine Frau nimmt den Verstorbenen die Eingeweide aus, und verbrennt sie. Dann wird das Fleisch sehr sorgfältig von den Knochen abgeschabt, und diese noch in die Erde gegraben, damit die Würmer dieselben ganz rein abzehren mögen — andere lassen diese Knochen auf Schilfhürden von der Sonne trocknen und bleichen. Innerhalb eines Jahrs müssen diese Knochen an den allge-

meinen Begräbnißort, den diese Stämme haben, gebracht werden. Während des Knochenschälens gehen die Männer in langen Mänteln, mit berußten Gesichtern um das Zelt des Verstorbenen, stimmen Klagetöne an, und verscheuchen die Vallichus oder bösen Geister, indem sie mit langen Stangen auf die Erde schlagen. Einige gehen in das Zelt, und bezeigen den Hinterlassenen mit Heulen und Schreien und wohlzerkratzten Schenkeln ihr Beileid, müssen aber dafür Glaskorallen und andere kostbare Sachen erhalten. Die Pferde des Verstorbenen werden gleich getödtet, einige wenige ausgenommen, damit er darauf ins Land der Todten reite. Die Wittwe desselben darf, ohne dringende Noth, ein ganzes Jahr nicht aus ihrem Zelte, darf ihr mit Ruß geschwärztes Gesicht und die Hände nicht waschen, und von verschiedenen Arten Fleisch nicht essen. Die Gebeine des Todten werden zu seiner Zeit von dessen ehemaligen Lieblingspferde, welches sehr aufgeputzt ist, an den Begräbnißort, der oft wohl 300 Meilen*) entfernt ist, gebracht, wo dann noch manche Zeremonien damit vorgenommen werden, die aber uns zur Zeit noch unbekannt sind.

Andere Stämme haben große Gewölbe. Die Todtengebeine werden aneinander gebunden, mit Knöpfen und Federbüschen geschmückt, ordentlich bekleidet, und dann hineingelegt, oder vielmehr nach der Reihe hin-

*) Hoffentlich wohl keine deutschen Meilen.

gestellt, Bogen, Pfeile, Trinkgefäße, u. s. w. in der Hand haltend. Eine alte Frau muß jährlich einmal die Skelette reinigen und ausbessern, und steht dieses Geschäfts wegen in großem Ansehn. Die südlichen Patagonier, bringen die Gebeine weit von ihren Hütten weg, stellen sie, da sie sich keiner Gewölbe bedienen, in eigenen Zelten und Hütten auf, und um sie her die Gerippe ihrer Pferde. Bei den Abiponern in Paraguai, werden die Leichen in eine Ochsenhaut gewikkelt, und in den Wäldern begraben. Ist es die Leiche eines Kriegsführers, so werden ebenfalls einige Pferde erstochen, und diese nebst Lanzen und einem Topfe neben das Grab gestellt. — So hat der Verstorbene in Zukunft, was er zum Reiten, Jagen und Trinken bedarf. — Jedem Todten wird vor der Beerdigung Zunge und Herz ausgeschnitten, und den Hunden vorgeworfen; deswegen, damit der Zauberer, der hier an jedem Tode schuld ist, auch umkommen möge! — — Von Anführern, die auf einem Kriegszuge gefallen, führt man blos die Knochen ins Erbbegräbniß. Ist ein Kogike im Treffen geblieben, so trauern die Männer durch Abschneiden des Kopfhaares, trinken, singen und trommeln; die Weiber erheben ein Klaggeschrei. — Niemand aber nennt den Namen eines nicht lange Verstorbenen.

Die Neukalifornier verbrennen ihre Todten und heben die Gebeine ebenfalls in eigenen Häusern

auf. Den Namen eines Todten zu nennen, ist, wie bei den Samojeden, eine große Beleidigung. Sie mahlen in der Trauer den Leib schwarz, und vergießen noch lange nachher Thränen über den Verlust eines Freundes.

Die Kanadischen Wilden beerdigen jedes ihrer Oberhäupter mit seinem Skalpirmesser, seiner Streitkolbe, mit Glaskorallen, mit den üblichen Farbestoffen — um sich zu putzen, wenn es ins andere Land kommt, und mit einigen Stückchen Holz, um sich unterwegs Feuer zu machen; auch wird ihm ein Becher von Baumrinde mitgegeben, damit es einmal trinken kann. Die Todten bei den Muskogulgen in Kanada, haben ihr Grab in ihren vormaligen Wohnungen, nämlich eine viereckte, mit Cypressenrinde ausgelegte Oeffnung, worin sie in sitzender Stellung gebracht, und mit ihren Waffen versehen werden. — Die Tschaktas, die nicht weit von ihnen wohnen, erdrosseln ihre, vom Zauberer unheilbar ausgegebenen Kranken, und die Gestorbenen werden auf ein hohes Gerüste gelegt, und wenn das Fleisch so weit verfault ist, daß es sich von den Knochen löst, so schält der Priester, (Zauberer) das Fleisch mit den Nägeln ab, und läßt es auf dem Gerüste, da hingegen die Knochen in das Familienbegräbniß in einer Kiste beigesetzt werden. — Dann wird ein Mahl gehalten.

Die Nigeponindianer verbrennen ihre Tod-

ten — und sind es Oberhäupter gewesen, so werden ihre Gebeine auf einen sehr hohen Pfahl gestellt. Die Bewohner der innern Gegenden am Nutkasunde begraben erst die Todten, dann scharren sie dieselben aus und verbrennen sie. Die großen Knochen werden in Baumrinde gewickelt und an Pfähle gehängt. Die Gräber sind dicht bei den Häusern. — So fand es Makenzie auf seiner zweiten Reise. Kleine Kinder werden bei einigen nordwestlichen Indianern, und unter andern auch im Nutkasunde, in einem länglichen Kasten an Bäume gehängt, und nach einiger Zeit beerdigt. Leichen der Erwachsenen, hat man nie so gefunden. — Auf der Charlotteninsel macht man einen Pfeiler, auf welchen in einer Höhe von 10 Fuß Bretter befestigt, und auf diesen die Leichen gesetzt werden, welche man, ohne Zweifel gegen den Wind, mit Moos und großen Steinen bedeckt. Andere befestigen auf vier Pfählen einen sehr künstlichen und fest verschloßnen Sarg, der nur 2 Fuß über der Erde ist. Noch andere in den nahgelegenen Gegenden haben (nach Dixon) regelmäßig eingezäunte Begräbnißplätze. Dem Todten wird der Kopf von dem Körper getrennt, und dieser in Pelz eingewickelt, und in eine längliche, der Kopf aber in eine viereckige Kiste gelegt, welche beide mit Zähnen und Muschelschalen nett verziert sind. Auch müssen die Kisten bemahlt werden. Dann schlägt man 2 weiß angestrichene Pfähle ein,

welche an den Spitzen zusammengebunden werden, so daß sie einen Bogen machen. In der Mitte dieses Bogens hängt die Kiste. —

Bei den Grönländern ist es üblich, einen Hundskopf auf das Grab eines Kindes zu legen — dieser, sagen sie, muß den Weg zum Lande der Seelen aufspüren, weil das Kind selbst den Weg dahin aufzufinden, noch viel zu einfältig ist.

Uebrigens ist bei sehr vielen Völkern das Heulen und Schreien über den Verstorbenen sehr üblich. Bei den meisten nordwestlichen eingebornen Amerikanern, kommt noch das Haarabschneiden hinzu, und bei einigen Stämmen — nach Makenzie — das Ablösen eines Fingergelenkes. Die Trauerzeit und auch das unaufhörliche Heulen über den Verlust des Todten, dauert oft ein ganzes Jahr — indessen ist die Traurigkeit über den Verstorbenen selbst, gewöhnlich bald vorüber. Sehr stark äußert sich diese bei den Cheppewyanindianern, bei welchen ein geliebter Todter, nicht nur durch das Abschneiden der Haare, und das mit Kohlen geschwärzte Gesicht betrauert wird, sondern auch dadurch, daß man sich das dicke Fleisch der Schenkel und Arme mit Pfeilen und Messern durchsticht. — Höchst merkwürdig ist es, daß nach Makenzies Zeugniß, auch hier die Weiber den verstorbenen Männern, ihr Leben opfern. — Man sieht hieraus, wie dunkel und tief der Grund des Verbrennens der

Weiber in Hindostan, in frühern Zeiten und Begriffen verborgen liegen müsse; und wie wahrscheinlich diese Sitte von einer Seite, nur eine Milderung der weit unmenschlichern noch vorhandenen ist, nach welcher man in Afrika die Weiber des Vornehmen mit Gewalt zwingt, sich dem Verstorbenen zu opfern.

In Louisiana mußten, wie in Mexiko und verschiedenen andern Gegenden des nördlichen Amerika's, dem Oberhaupte, die Günstlinge nothwendig nachfolgen. Bei dem Stamme der Natches wurden dieselben in einen Kreis sich zu setzen angewiesen; jeder erhielt eine Pille von Tabaksblättern (wahrscheinlich mit noch andern Zusätzen,) welche sie verschlucken, und damit sich die Kräfte derselben leicht entwickelten, Wasser hinterher trinken mußten. Dann hub ein feierlicher Todtentanz an. Die Opfer hatten einen sehr künstlich verschlungenen Strick um den Hals, und 2 starke Männer, die beiden Enden desselben gefaßt. Indem der Tanz vermittelst der Pillen in eine Art wahnsinniger Fröhlichkeit überging, wobei jedoch der Takt des Todtengesanges gehalten wurde, wurde der Strick plötzlich stark und fest zugezogen, und die Tanzenden auf einmal erwürgt. —

Solche Todtenopfer sind nicht nur unter den rohern Wilden Afrika's und Amerika's, sondern auch unter mehreren Südseeinsulanern, selbst bei den sanften Otaheitern nicht ungewöhnlich, wenn ein Prinz

stirbt *). — Auf der Insel Tongatabu opferte man sogar schon bei der Krankheit des sehr alten Oberhaupts; — nicht etwa Kriegsgefangene und Sklaven, sondern der älteste Sohn desselben ließ für die Genesung seines Vaters einen jüngern Bruder erwürgen, auf dessen Grabe aber der ältere in tiefer Trauer saß. Da dieses Opfer keine Genesung schaffte, so lockte er einen 2ten entfernten Bruder zu dem Vater, und ließ ihn durch drei starke Männer unter Beihülfe seiner eigenen Schwester erwürgen. Auf diese Weise half die Landessitte dem Unmenschen, vielleicht gefährlicher Mitwerber sich zu entledigen. Indessen starb das Oberhaupt, und die Leiche wurde in dem Fiatuka oder dem großen Begräbnißgebäude vor der Hand beigesetzt. Das Volk erschien im Traueranzuge — in Matten eingehüllt — trugen Zweige von Kastanienbaum um den Hals, und mit scharfen Haizähnen verwundeten sich die Anwesenden das Gesicht. Hinter dem auf Baumzweigen getragenen Körper, kam das Volk; hinter diesem eine sehr dicke, fette, von vier Männern getragene, Königin (nicht die Gemahlin des Verstorbenen), neben der ein andres großes Oberhaupt seinen Platz hatte, welches von zwei Frauen des Verstorbenen begleitet wurde, die beide zum Opfer bestimmt waren. Eine war sehr gleichgültig gegen ihr Schick-

*) Auch den gebildeten Römern waren dieselben nicht unbekannt.

sal, die andere aber weinte. Neben dem Fiatuka wurde ein Leichenessen gegeben, welches aus Awa-Getränke, aus Schweinefleisch, Yamswurzeln, und einem aus der Brodfrucht bereiteten Gericht bestand. Eine Menge Menschen zerschlugen sich dabei das Gesicht. — Den dritten Tag darauf ging die Beerdigung selbst erst vor sich. Gegen hundert bewaffnete Menschen traten auf den Begräbnißplatz, schlugen ihre Köpfe mit Keulen so heftig, daß man die Schläge auf vierzig Schritte weit hörte. Das Blut rann stromweise vom Kopfe herab. Andere stießen sich ihre Speere durch Schenkel und Arme, und einer, aus einer fremden Insel sogar, zündete, wie ein Wahnsinniger, sein beöhltes Haar mit einem Feuerbrande an. Eine andere Abtheilung von Männern wiederhohlte die nämlichen Gräßlichkeiten. — Nachmittags hörte man, die, anfangs entfernten Jammerklagen von 140 Weibern und Mädchen, deren jede einen Korb mit Sande trug. Achtzig Männer, welche 2 solche Körbe trugen, folgten ihnen. Der Zug sang im Wechselgesang der Weiber und Männer: „Dies ist der Seegen des Verstorbenen." Zwei andere Partheien stimmten in diesen Gesang ein, und bedeckten den Theil zwischen dem Grabe und dem Orte, wo der Körper stand, mit Baummatten und Tuch. Sieben Muschelhörner wurden geblasen, indem ein klagender Leichengesang angestimmt und die Leiche auf einem Ballen schwarzen Tuchs

zu Grabe getragen wurde. Neunzehn Weiber brachten und legten ihre besten Kostbarkeiten zum Geschenke ins Grab, und der Sohn des Verstorbenen sandte zu dem nämlichen Zweck 35 Ballen Tuch. Das Volk indessen zerfetzte sich Gesicht und Gliedmaaßen, und sechszehn, die vielleicht zu einem stärkern Ausdrucke ihrer Traurigkeit, durch die Landessitte verpflichtet waren, hatten sich den kleinen Finger abgeschnitten. Die Verwandten des Todten behandelten sich am übelsten — einige hatten mehrere Speere im Arme, mit welchen sie sogar herumtanzten, und dieselben im Fleische abbrachen. Ein großer Stein, acht Fuß lang, halb so breit, und einen Fuß dick, wurde über die Oeffnung des Grabes an 2 Stricken, von 200 Menschen hinuntergelassen, indessen Weiber und Kinder sangen: „Mein Vater! mein Vater! bester aller Oberhäupter!" Noch einige Tage dauerten die Todtentänze und Klagen, die aber die Missionaire, die Erzähler Dieses, eben so wenig mit anzusehen wagten, als die Hinrichtung der zu Todtesopfern bestimmten Menschen.

Auf Otaheiti wird sogleich nach dem Tode eines Kranken von allen Verwandten eine laute Klage erhoben — indessen schadet das wohl nicht, daß sie nicht, gegen Europäer zum wenigsten, in ein lautes Gelächter ausbrechen könnten. Selbst eine Mutter fing überlaut an zu lachen, da sie Bligh beim Klagen über ihr Kind, neben dessen Beerdigungsplatze an-

traf. — Der Leichnam wird in weisses Zeug gewikkelt, und in einer Art Häuschen, zum Marai*) oder Begräbnißgebäude gebracht. Der Priester geht vorher, betet und sprengt Seewasser gegen die Leiche, welche dann jedesmal einige Schritte rückwärts getragen wird. In der Nähe des Marai wird auf 4 hohen Pfählen ein Gerüste errichtet, der Leichnam darauf gesetzt, mit großen Tüchern bedeckt, und mit Kränzen behängt. Bei Vornehmen werden bei dieser Beisetzung des Verstorbenen, Tänze unter Trommeln und Singen gehalten. Hier bleibt der Leichnam, bis er in einigen Monaten verfault ist, und während dieser Zeit opfert man nahe bei dem Gerüste (oder Tupaupau) gebratene Schweine, Hunde, Hühner, Pisangs und Brodfrüchte. Die Weiber ritzen und verwunden den Kopf mit Haifischzähnen, fangen das Blut in Läppchen auf, und werfen es unter den Tupaupau. Ein naher Verwandter zieht eine Trauermaske an, die aus Otaheitischem Zeuge (von Baumrinde) Perlmutter und Taubenfedern gemacht ist, nimmt in eine Hand eine Klapper aus Perlmutterschale, in die andere einen Stock mit einer Art Säge aus Haifischzähnen. Einige schwarzgefärbte Knaben mit ähnlichen Stöcken in den Händen begleiten die Maske, und so gehen sie zusammen nach dem Marai.

So bald die Klapper ertönt, geht jeder auf die

*) Von diesen Gebäuden an einem andern Orte.

Seite, sonst würde er von den Haifischzähnen verwundet.

Dieser Gang wird während des Verwesens des Körpers einige male wiederhohlt, bis der Körper völlig verweset, (und in einigen Inseln der Südsee das Fleisch in darunter gemachte Gruben gefallen) ist. Die Knochen werden dann gereinigt und gewaschen, und wenn der Verstorbene ein Erih (von der königlichen Familie ist) in dem Marai, sonst aber außerhalb desselben beerdigt. — Die Speise, die sie neben dem Tupaupau hinsetzen, ist eigentlich für ein Paar böse Geister bestimmt, welche, wo sie nicht hier ihre Eßlust stillen könnten, sonst von dem Verstorbenen zehren, und auch wohl Lebendigen noch schaden würden. Diese müssen durch diese Opfer, und durch die Gebete der Priester versöhnt werden.

Merkwürdig und seltsam genug, um eigends beschrieben zu werden, ist die erwähnte Trauerkleidung der Leidtragenden in Otaheiti. Das Obertheil derselben besteht aus einem flachen dünnen Brette, welches wie ein halber Mond mit beiden Hörnern gestaltet ist, 2 Fuß Länge und vier bis fünf Zoll Breite hat. In dieses Brett sind Löcher gebohrt, um Bänder dadurch zu ziehen, und vier bis fünf ausgesuchte Perlmutterschalen fest daran zu binden. An den beiden Enden oder Spizzen des Brettes finden sich zwei große, mit blaugrünen

Taubenfedern besetzte Muscheln, (zwei andere große Muscheln sitzen mitten auf dem Brette) über welche wieder ein Stück Perlmutterschale hervorragt, welches länglich, etwa 9 bis 10 Zoll hoch, oben breiter als unten, und mit einem strahlenähnlichen Zirkel von weißen Federn umgeben ist. Am untern Rande dieses halbmondförmigen Brettes, hängt eine Art Schürze herab, die aus 10 bis 15 Reihen kleiner, durch Kokosfasern zusammen gebundener Perlmutterstückchen bestehet. An das Ende jeder Reihe sind noch Korallen oder Schneckendeckel angebracht. An beiden Seiten dieser Schürze fällt von den obersten Enden des Bretts, ein Schwanz von grünen und gelben Federn herab, welche gerade den Hauptschmuck des ganzes Anzuges ausmachen. Da die Schürze an dem Rande des Brettes befestigt ist, so muß sie oben breiter als unten sein, und natürlich einen Bogen machen.

Dieses herrliche Anzugsstück nun wird mittelst zweier Schnüre am Kopfe des Leidtragenden befestigt, und hängt senkrecht vor ihm herunter. Das Brett bedeckt Hals und Schultern, die Schürze die Brust und den Unterleib, und zwei Muscheln des Brettes gerade die Augen. Zum Sehen ist durch eine derselben ein Loch gebohrt, und die obersten Muscheln, mit Inbegriff der Federn, reichen wenigstens zwei Fuß über den Kopf hervor.

Ueberdies zieht der Leidtragende noch ein Stück

Matte oder Zeug an, und steckt, nach der Landesart, den Kopf durch ein in der Mitte der Matte gemachtes Loch. Ueber dieses Stück wird ein zweites getragen, welches unten bis auf die Füße hängt, und mit Knöpfen von Kokosschalen besetzt ist. Um die Hüften herum ist diese Kleidung, durch einen rund gedreheten Gürtel von braunem und weißem Zeuge geschürzt. Ein netzförmiger Mantel, mit großen blauen Federn dicht besetzt, hängt den Rücken herab, und ein braun und gelber Turban, mit einer Menge aus braun und weißem Zeuge bestehenden Schnüren auf den Kopf festgebunden. Eine weite Kappe, die aus abwechselnden Streifen von braunem, gelbem und weißem Zeuge verfertigt ist, fällt über Hals und Schultern hinweg, und so ist von der Gestalt des Leidtragenden wenig zu sehen. In der einen Hand trägt derselbe die genannte Klapper von Perlmutter, in der andern den mit Haifischzähnen besetzten Stock, mit welchem er alle verwundet, die ihm etwa in den Weg kommen könnten.

Uebrigens ist es in verschiedenen Inseln der Südsee, auf den neuen Hebriden, den Gesellschafts-, den Marquesasinseln, und in Neuseeland Sitte, zur Trauer und zum Andenken des Verstorbenen die Haare desselben zum Andenken zu tragen*), so wie es in Neuholland, in verschiedenen

Gegen=

*) Die Mode Haarringe von Freunden und Geliebten zu tragen, welche vor einem Jahrzehend so beliebt war, ist

Gegenden Afrika's und Südamerika's und noch sonst Sitte ist, beim Tode eines geliebten Verwandten, den ganzen kleinen Finger, oder ein Glied desselben abzulösen, wovon auch bereits einige Beispiele vorgekommen sind.

Zum Schlusse dieses Abschnittes noch eine Sitte aus Europa, nämlich die irische Todtenwache. Stirbt der arme Ire, so wird das Strohlager desselben sogleich vor der Hütte verbrannt, unter dem widerlichen Geheule der Familie. Dieses Geheul ruft die Nachbarschaft herbei, welche nun in dasselbe mit einstimmt. Die nächste Nacht darauf versammeln sich alle Freunde, Nachbarn und Verwandten des Verstorbenen in einer großen Scheune, wo die Leiche auf Brettern liegt, bis ans Gesicht bedeckt, und ringsum dieselbe brennende Lichter, auf messingenen Leuchtern, welche oft mehrere Meilen weit her, zusammen geborgt sind. Die Zahl der Leuchter muß ungerade sein. Tabak und Pfeifen, Kuchen und Bier, und auch wohl Branntewein, werden herum gegeben. Man klagt nun um den Todten — und tröstet sich in seinem Schmerze mit einem Schlückchen, bis die Alten anfangen, einzuschlafen, wo dann die Jungen freien Spiel-

doch nicht etwa gar von dieser Sitte — Sitte sage ich, denn Mode ist es dort nicht — der Südseeinsulaner entlehnt gewesen?

raum haben, ihre Possen und anderes Unwesen zu treiben.

In den ältesten Zeiten hatte man in diesem Lande Chöre, welche Wechselgesänge bei der Leiche sangen. Der Hauptsänger und Dichter (Barde) fing den Trauergesang am Kopfe der Leiche an, die andern antworteten. Jetzt heult man blos, und die blutarmen Iren machen, so gut sie können, die Gesänge selbst. — Der Leichenzug wird oft einige Tausende stark, denn überall, wo die Leiche durchgeht, schließen sich immer mehr an. Ein solcher Zug geht aber oft 10 Meilen weit, denn die ärmsten Leute haben eine eigene Begräbnißstelle, und auf dieser muß, was zur Familie gehört, beerdigt werden, so weit entlegen der Ort dieser Begräbnißstelle auch sein mag. Kommt nun ein solcher Zug, so verläßt eine Menge von Menschen ihre Arbeit, so dringend diese auch sein könnte. — Auch ist es hier gewöhnlich, daß Bettler, wenn sie schon alt sind, für ihre Beerdigung betteln, d. h. für Sarg, Lichter, Pfeifen, Tabak und Bier.

5.

Heirathssitten.

Die eheliche Verbindung, wird fast in allen Weltgegenden, als eine wichtige Handlung des menschlichen Lebens betrachtet, und beinahe immer um so mehr, je mehr ein Volk in seiner Bildung vorwärts gekommen ist, — am meisten aber vielleicht unter den Hindus, bei welchen es (wie einst bei den Juden) ein großes Unglück ist, kinderlos, und als eine Art Schande betrachtet wird, Wittwe zu sein. Diese haben daher auch bei ihren Verheirathungen eine Menge Gebräuche, die freilich andern Völkern um so weniger eigen sind, je mehr sie in einem, zum Theil sehr rohen Naturzustande leben.

Die Hindus kennen zweierlei Heirathen — die auf das Kannigadanam, wo das Mädchen umsonst gegeben wird, und die auf den Patiam, wo an den Vater desselben 21 und höchstens 31 Ponnes (etwa von 30 bis 44 Thaler) bezahlt werden. Bei einer solchen Verbindung sieht man nur darauf, daß die Vorbe-

deutungen gut sind, und daß der böse Blick, der dem Brautpaare viel schaden könnte, vertrieben werde, zu welchem Ende von einer alten Frau ein eigends dazu bereitetes rothes Wasser vor dem Brautpaare im Kreise dreimal herum gedreht, und dann weggegossen wird.

Am Vermählungstage werden vor Bräutigam und Braut, die in zwei Ecken eines Gezelts, daß eigends dazu errichtet wird, einander gegenüber sitzen, in einem Kreise herum Krüge gesetzt, deren Deckel aber nur diesesmal gebraucht werden. Die beiden größten Krüge stehn den Brautleuten am nächsten. Innerhalb dieses Kreises sind eine Menge Lichter angezündet. Die Braminen suchen nun durch ihre Gebete, den obersten Gott, und die oberste Göttin zu bewegen, in die beiden größesten Krüge herab zu steigen, in die kleinern aber die geringern Gottheiten. Die Lichter stellen den Gott des Feuers vor. Man zündet auch noch kleine Feuer von verschiedenen Holzarten an, und der Bramin unterhält dieselben, unter mancherlei Gebeten, mit Butter und kleinen Holzstückchen. Hierauf sagt er dem Brautvater laut, was er zu thun habe. Dieser legt Betel, Bananen*), und eine goldene Münze (Pagode) in die Hand der Braut, und diese in die Hand des Tochtermannes, ihres Bräutigams. Die Brautmutter gießt ein wenig Wasser über die vereinigten Hände der

*) Die lieblichste Art Pisang.

Verlobten, und der Vater spricht laut, und nimmt alle vorhin genannten Gottheiten zu Zeugen: „Ich Sohn von N. N. und Enkel von N. N. gebe meine Tochter N. N. Euch Sohn des N. N., und Enkel des N. N. Der Bramin nimmt hierauf den Tali (ein Blättchen und einen Tigerzahn) und reicht ihn, außer den Göttern, welche begreiflicherweise den Rang haben, allen Anwesenden, und jeder muß die Hand darauf legen, indessen der Bramin stets ruft: sie werden Getraide, Geld, Kühe, und viele Kinder bekommen! Nun bekommt der Bräutigam den Tali, hängt ihn an den Hals der Braut, und die Ehe ist damit geschlossen. Jetzt schwört der neue Ehemann für seine Gattin zu sorgen, faßt sie beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie dreimal um ein innerhalb der Krüge stehendes hölzernes Gerüste, setzt ihren Fuß auf einen neben dem Gerüste befindlichen Stein, auf welchem Gewürze gerieben werden, zur Erinnerung daran, ihre Haushaltung zu besorgen. — Der Bramin ermahnt, beim Umgang der jungen Frau die Arindody (eine große weibliche Heilige) nachzuahmen, und nun kommt ein großes Becken mit Reiß, welchen der Bramin, unter Gebet, mit etwas Safran vermischt, dann davon auf die Schultern beider Eheleute, beide Hände voll wirst, welches alle Anwesende, um ihren Segen zu geben, und Fülle und Ueberfluß zu wünschen, auch thun. Die Weiber vom

Hause bringen dann etwas Milch mit Palmzucker und Bananen, wovon die Neuvermählten kosten.

Die religiösen Feierlichkeiten sind damit vorüber, und nun nehmen die Lustbarkeiten ihren Anfang. Diese sind bei Reichen kostbar genug, und es soll manche Hochzeit an hunderttausend Thaler kosten — aber dann sind freilich auch 5 — 600 Braminen dabei gegenwärtig.

Auf der Küste Malabar sind erst viele Zeremonien im Hause. Dann setzt sich der Bräutigam in den Palanquin, (Sänfte) und läßt sich durch die Stadt tragen, wo ihn die Musikanten, Sänger und Tänzer und zugleich auch alle Gäste begleiten. Dieses geschieht gewöhnlich des Nachts, und an Fackeln, Lichtern, Lampen u. s. w. fehlt es dabei nicht. Auch trägt man auf Papier gemahlte transparente (durchscheinende) Figuren, welche Gottheiten vorstellen. Erst nach der Rückkehr des Bräutigams geht die eigentliche Verbindung (oder Trauung) vor sich.

Eine Hochzeit zu Tata in Borneo, war feierlich und prächtig genug, um daraus zu ersehen, wie viel auch dort eine Verbindung zwischen Mann und Weib gilt. —

In einem der größten Häuser, hatte man alle Abtheilungen (Scheidewände) eingerissen, um ein einziges großes Zimmer daraus zu machen. In einem

andern grossen Zimmer, an diesem erstern, waren an hundert Gäste versammelt. — Rund umher in dem Hauptzimmer, hingen an den Wänden eine Menge von Kleidern, die aber größtentheils von den Nachbarn erborgt waren. Die Decken dieses Zimmers waren mit weißen Zeugen behangen, die bis auf den Fußboden herunterreichten. Am obern Ende des Zimmers stand ein schönes Sofa, mit vielen Polstern und Kissen versehen, auf welchem jedoch niemand saß. Die Musik, welche in der nächsten Nacht vor dem Hochzeittage gemacht wurde, war eben nicht gekünstelt. Es wurden von einem Menschen Becken an einander geschlagen, eine klingende Kette wurde von einem andern, in die Höhe geworfen und wieder gefangen, und von noch andern wurden kleine krumme Eisen und messingene Teller an einander geschlagen — eine Musik, welche die Musik der Fleischer in London, die sie mit Rindsknochen machen, nicht sehr kann übertroffen haben. —

Der Schmaus des Hochzeittages ging um drei Uhr Nachmittags an, und jeder Gast erhielt einen kleinen Korb, um die Reste des Mahls darinnen mit nach Hause zu nehmen. — Vom obern Ende der Stadt, kam der Bräutigam auf einem, auf dem Floße erbauten Throne, zu Wasser herabgefahren, mit einer goldenen Krone geschmückt, und den ganzen Leib gelb bemahlt. Ein feines Leinentuch war um die Hüften geschlagen, die Brustwarzen waren vergoldet und die

Augenbraunen abgeschoren. Vor dem Bräutigam stand die vergoldtete Figur eines Vogels, welche eben so gut einen Strauß als einen Pelikan vorstellen konnte, mehrere seltsam und possenhaft gekleidete Männer — das Floß landete am Hause der Braut, welche in demselben ebenfalls auf einem Throne saß. Der Bräutigam sendete ihr mit zwölf Mädchen von seinem Floße, in zwölf Schalen die Brautgeschenke, und die Braut ihrer seits, erwiederte diese Geschenke. Der Priester empfing hierauf den Bräutigam am Hause der Verlobten, sprach ein Paar Worte, und streuete zum Zeichen des Ueberflusses einige Reißkörner über ihn aus. Die ganze Versammlung that einen großen Schrei, und gab dann eine Salve aus kleinem Feuergewehr. — Der Bräutigam wurde zu seiner Braut hineingeführt, und die Neuvermählten blieben nun allein *).

Bei den Japanern haben die Vermählungszeremonien manche Aehnlichkeit mit den vorigen. Das Brautpaar begiebt sich in Sänften, welche von Büffeln oder Pferden getragen werden, unter Begleitung der Verwandten und Musikanten, zu einem Hügel außerhalb der Stadt. Die Braut empfängt hier die Ge-

*) Höchst verwickelt in Absicht der Bezahlung ist die Art, wie der Eingeborne auf Sumatra zu einer Frau gelangt, wo die Töchter der Aeltern größter Reichthum sind. — Zu einem Hochzeitmahle kommt übrigens wer Lust hat, ohne auf Einladung zu warten. Die Frau ist aber nicht viel besser als die Sklavin des Mannes.

schenke des Bräutigams, und vertheilt sie unter ihre Angehörigen. Beide Verlobte ersteigen nun den Hügel, wo sich alles lagert, und die Musikanten mit Klöppeln auf kupferne Kugeln schlagen. Oben auf dem Hügel ist ein Zelt, in welchem viele Lichter brennen, und auf einem Altar in dem Zelte, steht ein Götze, mit einem Hundskopfe (zum Bilde der Treue) mit offenen Armen, einen Messingdrath in den Händen haltend. Vor diesem Götzen werden sie von dem Bonzen (Priester) unter mancherlei Gebeten verbunden, indem Braut und Bräutigam eine brennende Fackel halten. Die Umstehenden erheben ein Freudengeschrei, und gratuliren. Hierauf giebt der Bonze seinen Segen; — es werden ein paar Büffel geschlachtet, und ein Feuer angezündet, in welches alle Spielsachen, die die Braut als Kind hatte, hineingeworfen werden, dagegen ihr andere ein Spinnrad und andere Hausgeräthe geben, deren Bedeutung ihr nicht ungewiß sein kann.

Bei vielen Völkern wird die Braut von dem Vater ganz eigentlich verhandelt. So ist es bei den Kalmucken, wo man vorher über den Kalun oder den Preis, der in Pferden und anderm Vieh gegeben wird, mit dem Brautvater einig sein muß. Hier erhält auch die Braut einige Ausstattung, an Kleidern, Hausgeräth, Filzpolstern und Decken zum Bette, und einem neuen Filzgezelte. In diesem neuen Filzgezelte liest

der Gellång (oder Priester) einige Gebete über das Brautpaar, läßt die Haarflechten der Braut, das Zeichen des Mädchenstandes, lösen, und sie nach der Weibersitte, in zwei Zöpfe flechten; nimmt die beiden Mützen des Paars, geht mit ihnen etwas in die Steppe, und räuchert unter einigem Beten die Mützen, die dann dem Brautpaare wieder aufgesetzt werden. Hierauf geht der Schmaus an, welcher bei Vornehmen und Reichen oft sehr kostbar ist.

Bei den Mokschanern (im casanischen und orenburgischen Distrikt) wurde sonst die Braut auf eine Matte gesetzt, zu dem Bräutigam getragen, und mit den Worten übergeben: „Da hast du Wolf das Schaf." Das Schaf mußte sich aber dem Wohlstande gemäß gegen den Wolf sehr ungeberdig stellen, wiewohl es demselben übergeben war. Noch jetzt meinen es einige mit ihrer Ziererei so ernstlich, daß sie sich, wenn sie aus der russischen Kirche zurückkommen, das ganze Gesicht unbarmherzig zerkratzen. Bei andern dieses Stammes muß bei der Hochzeit öffentlich Grütze ausgetheilt werden. Jeder bekommt seine Kelle voll in den Huth, oder in den Rockzipfel, oder wohin er sonst will. — Bei den Katschinzker Tartaren, pflegen die Reichern einen Freiwerber an den Brautvater zu schicken, welcher demselben Branntewein und Tabak mitbringt. Raucht und trinkt der Vater mit ihm, so ist dies das Jawort. Erst nach 6

oder 12 Monaten darf der Bräutigam selbst kommen, und um den Kalun handeln. — Arme Tartarn pflegen, statt des Kaluns dem Brautvater eine Zeitlang zu dienen. — Bei der Hochzeit wird die Braut unter großem Geheul derselben, in welches alle anwesenden Weiber einstimmen, in das Zelt des Bräutigams eingeführt, und dann wird mehrere Tage lang herrlich gelebt.

Bei den Ostiaken nimmt der junge Ehestandslustige Mann, einige seiner Freunde, unter welchen er sich einen Freiwerber aussucht. Alle gehen in die Jurte (Hütte) des Vaters seiner Geliebten, welcher schon errathen kann, warum man kommt und die Gäste bewirthet. Diese letztern begeben sich nun in eine andere Jurte, der Freiwerber aber bleibt und geht mit seinem Antrage heraus. Jetzt geht denn auch das Dingen und Handeln des Kalims oder Kaluns wegen an, und der Freiwerber muß von dem Brautvater zur Jurte des Bräutigams, und von der Jurte des Bräutigams zu jenem hin und her rennen, bis sie endlich beide des Handels einig sind. Der Kalim bei einem reichen Mädchen beträgt nicht leicht unter hundert Rennthieren, und einer Menge Pelzwerke, die aber in verschiedenen Fristen abgezahlt werden. Ist die erste Post abgetragen, und der Vater ändert seinen Willen nicht, so wird die Ehe völlig und ohne weitere Umstände in der Jurte des Vaters vollzogen, aber die

junge Frau kommt nicht eher in ihres Mannes Jurte, bis der Kalim völlig berichtigt ist. Doch entführt der junge Mann zuweilen vorher noch seine Frau heimlich. Der Vater derselben schweigt dazu, nimmt aber die Gelegenheit wahr, wie er sie, oft erst nach einigen Jahren, wenn die Tochter etwa einmal bei ihm zum Besuch ist, wieder erhalten, und den Schwiegersohn zur Abtragung des Restes zwingen kann.

Bei den Samojeden geht das Anwerben genau so zu, wie bei den Ostiaken, nur daß die Begleitung draußen vor der Thür des Mädchens auf ihren Schlitten hält, und vor Frost klappert, indessen der Freiwerber handelt, welches hier aber weit länger dauert, da die Samojedischen Väter unersättlich in ihren Forderungen sind, die aber freilich auch einen Theil ihres Kalims an die Verwandten austheilen müssen. Ist das Kalim abgetragen, so muß der Schwiegervater den Freier mit Rennthierfleisch bewirthen. Beide singen einander über der Mahlzeit alles zu; der Schwiegervater singt: „daß er seine Frau lieben und gut halten soll," und der Schwiegersohn: „daß er sein Bestes thun wolle." Hat nun der Schwiegervater die Ausstattung fertig, so hohlt der junge Mann die Braut ab, bringt die Weiber mit, die sie, — denn sie sträubt sich sehr — auf seinen Schlitten binden, und führt sie nebst der Morgengabe des Schwiegervaters an Tuch und Rennthierfellen, und mit den kleinen Geschenken, welche

alle die ihm geben, die an dem Kalim Antheil hatten, mit sich in sein Haus.

Lange so viele Umstände nicht machen die Tschuktschen bei ihren Verheirathungen. Ersieht sich der junge Mann ein Mädchen, welches ihm gefällt, und nicht nur in den dort üblichen weiblichen Arbeiten eine geschickte Hand hat, sondern auch, was für einen weit wesentlichern und bedeutendern Vorzug gehalten wird, im Stehlen, so geht er in das Haus des künftigen Schwiegervaters, und bietet diesem seine Dienste an. Werden sie angenommen, so kommt es nur darauf an, von seiner Braut mit seinen Anträgen günstig aufgenommen zu werden, und die Heirath ist gemacht.

Bei den Kamtschadalen, bei welchen auf ganz ähnliche Weise zu Werke gegangen wurde, mußte es sich der Freier gefallen lassen, oft drei- und vierjährige Dienste zu leisten, ohne daß es ihm half, wenn er nicht die Gunst der Braut erhielt.

Bei einigen nordwestlichen Indianern in Nordamerika geht der Freier zum Vater des Mädchens. „Gib mir deine Tochter," spricht er, „daß die zarten Wurzeln ihres Herzens sich mit den meinigen verschlingen, so daß der stärkste Sturm, der bläst, sie niemals umwerfen soll!" — Willigt der Vater ein, so geht der Bräutigam in ein Schwitzbad, kommt dann zu der Braut,

raucht eine Pfeife bei ihr, und hat etwa hundert kleine zollange Holzstückchen, welche er von sich wirft. So viel deren die Braut in einem Birkennapf fängt, so viel Geschenke muß er dem Schwiegervater geben, auch muß er der Familie ein Gastmahl ausrichten, dahingegen der Brautvater ihm einen Biberrock, eine Flinte und ein Kanoe oder Kanot (Kahn) geben muß. — Sonst waren die Heirathssitten noch einfacher. Der Bräutigam ging in die Hütte, deren Thüre ein bloßes Fell war, und zupfte die Braut dreimal bei der Nase. Dieses wiederhohlte er oft mehrere Monate, und dann ging die Heirath vor sich. Bei den Muskogulgen in Kanada, kommt der junge Mann zur Wohnung des Mädchens, und steckt in Beisein einiger Freunde ein Rohr in die Erde. Steckt das Mädchen ein Rohr daneben, so werden die Rohre gewechselt, aufbewahrt, und die Heirath ist gemacht.

Am aller einfachsten und am rohesten gehen die in der Gegend der Hudsonsbai wohnenden Indianer zu Werke. Es ist unbekannt, wie es gehalten wird, wenn ein Mädchen nur einen Freier hat, aber wenn ihrer mehrere sind, so ringen sie um das Mädchen, und der stärkste bekommt es. Das ganze Ringen aber besteht in nichts anderm, als daß sie sich einander bei den Haaren herumziehen, wo zuweilen der Schwächere den Stärkern dadurch zu überlisten sucht, daß er sich heim-

lich vorher die Haare abschneidet, und mit Fette beschmiert. Dem Sieger gehört das Mädchen, welches hier gar keinen eigenen Willen hat *).

Dem Anscheine nach gehen die Grönländer, wiewohl sie viel sanfterer Gemüthsart scheinen, doch auch auf eine eben so gewaltsame Weise zu Werke. Das Mädchen wird entweder von dem Freier selbst, oder von einem seiner Freunde mit Gewalt entführt; aber gewöhnlich kann das Mädchen die Absicht des Freiwerbers wohl vorher ein wenig merken. Hat der Bräutigam die verlangte Braut nun in seinem Hause, so erfordert es die Landessitte, daß sie ihm wenigstens ein Paarmal davon läuft; jedoch wäre es unschicklich, sehr weit sich zu entfernen, und an unbekannte Oerter, sondern sie muß an einen Ort gehen, wo man sie leicht wiederfindet. Dann muß sie auch noch einige Tage tüchtig weinen. Streubt sie sich weniger, so wird sie von den andern Mädchen verlästert. Ist es ihr aber mit ihrer Widerspenstigkeit ein wirklicher und völliger Ernst, so läuft sie weit weg, und schneidet sich wohl gar die Haare ab, in welchem Falle für den Bräutigam nichts weiter zu thun ist.

*) Mit den Weibern machen sie es ohngefähr eben so — der Stärkere nimmt den Schwächern sein Weib mit Gewalt, uns es ist niemand unter ihnen, welcher darüber richten kann.

Ganz einzig vielleicht sind die Sitten mancher Indianer in Guiana, wo das Mädchen eben so gut den ersten Antrag thun kann, als der Mann. Liebt sie einen Jüngling, so bietet sie ihm Holz an, um des Nachts neben seiner Hängematte (der gewöhnlichen Schlafstäte) Feuer anzumachen, und einen Trunk. Nimmt er das an, so ist die Ehe eben dadurch geschlossen — das Mädchen geht, und hohlt ihre Hängematte, und hängt sie neben der seinigen auf. Gewöhnlich werden die Töchter in ihrer Wahl von den Müttern, oder von den nächsten Anverwandtinnen geleitet, welche besonders darauf sehen, ob der junge Mann ein geschickter Jäger oder Fischer ist. Von andern Umständen weiß man hier nichts.

Noch auffallender ist die Sitte der Othomaks in Guiana, welche, so viel es nur immer angeht, ein junges Mädchen mit einem angehenden Greise, und Jünglinge mit alternden Wittwen verbinden, damit, wie sie sagen, nicht zwei Thoren zusammenkommen.

Bei verschiedenen Indianern dieses Theils von Amerika, ist es nicht ungewöhnlich, sehr nahe Verwandtinnen zu heirathen, und oft wird, wie bei den Hindus, diese Heirath schon bestimmt und abgeschlossen, wenn die Mädchen kaum einige Jahr alt sind. Bei andern Stämmen dieser Völker sehen die Schwiegerväter ihre Töchtermänner als ihre Knechte an, die das Holz auf dem Felde umhauen, für sie jagen und fischen,

und

und für den Schwiegervater eben so gut, als für den Unterhalt ihrer eigenen Kinder sorgen müssen, indessen der erstere in seiner Hängematte der edlen Ruhe pflegt.

Bei den meisten Negernationen in Afrika, werden die Bräute erhandelt, wie bei so viel andern theils angeführten Völkern. Einige Rinder oder andere Thiere, einige Pagnen (ihre baumwollenen Leibtücher), einige Glaskorallen und Branntewein zahlt man am Senegal; an der Goldküste stehen aber die Bräute höher im Preis; denn dort muß der Bräutigam wohl 6 bis 8 Pagnen, einige Anker Branntewein, einige Dutzend Pfeifen und Taback dazu, und noch manches andere zahlen. Ist das aber abgetragen, so führt er das Mädchen sogleich in seine Hütte, und setzt sich eben so bald in Besitz der Hausobergewalt, indem er ihr befiehlt, Holz, Wasser oder andere Dinge herbeizuhohlen.

An andern Orten läßt der Neger die Braut bitten ihn zu besuchen. Sie kommt dann in ihrem besten Putze, von einer Menge Weiber begleitet, die sich alle ebenfalls geschmückt haben. Oft kauft sich der Neger ein Mädchen, welches noch ganz in den Kindheitsjahren ist. Er nimmt es dann zu sich in seine Hütte, und gibt ihm Unterhalt, bis es erwachsen genug ist, um verheirathet zu werden. Bei der Hochzeit müssen die Anstalten getroffen sein, daß Pylko (eine Art Bier) Tobak und Pfeifen hinlänglich vorhanden sei, vor al-

len Dingen aber auch Brannteweiu, womit alle begleitende Weiber bewirthet werden. —

Etwas feierlicher als bei den Afrikanern, sind die Verheirathungen bei den Otaheitern — wenigstens murmelt ein Priester singend einige Worte dabei her, und das Brautpaar antwortet ihm in kurzen Säzzen. Dann essen Braut und Bräutigam zusammen, und jedes nimmt einige Speise aus der Hand des andern. Zuletzt baden sich beide in einem Flusse, und werden nun als Eheleute angesehen.

Die Heirathsgebräuche bei verschiedenen andern Völkern, sind mit den angeführten von vielen Seiten ähnlich, und es würde ermüdend sein, dieselben einzeln anzuführen. Doch erwähnen wir noch Folgendes:

Bei den Bewohnern der Landenge Darien in Amerika dauern die Hochzeiten mehrere Tage. Die Brautleute werden mit feierlichen Reden und Tänzen einander übergeben; man bläst auf verschiedenen Arten Flöten; die Gäste geben dem jungen Paar Geschenke, bepflanzen ihnen ein Stück Land mit Mais, und bauen ihnen eine Hütte. Dann trinkt man Chicacopah (ein aus Mais gemachtes berauschendes Getränk), nachdem man klüglich zuvor Aexte, Messer u. s. w. bei Seite geschafft hat, damit nicht mit Mord und Todtschlag einträchtige Fröhlichkeit endige.

6.

Bruchstücke aus der Lebensart verschiedener Völker.

Die verschiedenen Arten, das Leben zu erhalten und zu genießen, sind so mannigfaltig als die Begriffe, Bedürfnisse, Neigungen und äußerlichen Zustände der Menschen, und der gesittete Europäer steht in seiner gesammten Lebensart eben so weit von dem rohen Sohn der Natur ab, als in seiner Bildung.

Der schmutzige Ostiake, der Samojede, der Tschucktsche und mehrere Völker, besonders des nordöstlichen Asiens und des nordwestlichen Amerika's, haben keinen Sinn für die Reinlichkeit und Sauberkeit, welche uns das Leben so werth macht. Bei den Ostiaken hängt von den Wänden der Ruß in ganzen Zapfen herab, und jedermann, Aeltern und Kinder, und selbst Hunde nicht ausgenommen, verrichtet seine Nothdurft in der Jurte oder Wohnung, ohne daß sich jemand die Mühe nimmt, diesen Unrath wegzuräumen. An Waschen und Baden des Körpers oder der Geschirre ist

kein Gedanke. Mit beschmierten Händen reißt die Hausfrau die Fische und hohlt sie wieder aus dem Kessel heraus, wo sie die Hände dann nur an den fetten Pelzzipfel obenhin abtrocknet. Das Haar ist von Schmutz zusammengefilzt, Kopf und Pelzrock mit einer ganzen Armee von Läusen versehen, und aus dem nämlichen Troge fressen oftmals Hund und Mensch. Es würde ekelhaft werden zu beschreiben, wie ähnlich ihnen so viele andere Völker sind, und ich bemerke nur noch, daß es fast bei allen mongolischen Völkerschaften durch religiöse Gesetze verboten ist, verschiedene Geräthe im Flusse zu waschen, z. B. bei den Kalmucken.

Wie verschieden von der unsrigen, die Lebensweise der Völker sein müsse, die blos von der Jagd, dem Fischfang, oder von ihren Heerden allein leben, läßt sich leicht erachten. Sie müssen überall in den Wäldern umherziehen, die Küsten der Meere, oder die Mündungen der Flüsse besuchen, oder mit ihren Heerden und mit ihrem ganzen Hauswesen aufbrechen, um Gegenden zu finden, wo sie Weide für ihre Thiere antreffen. Eine der letztern, einigermaaßen ähnliche Lebensart führen auch manche Tiroler. Sie haben nämlich eigene Wohnplätze für den Sommer, und eigene für den Winter. In der letztern Jahreszeit halten sie sich in ihren Thaldörfern auf, kommt aber der Frühling, so bezieht man die mittlern Alpen oder Gebirgsgegen-

den. Der Familienvater führt an einem Leitseil das Packpferd, welches an beiden Seiten Körbe hat, worinnen die kleinsten Kinder stecken. Ihm folgt die Mutter mit den erwachsenen Knaben und begleitet von ihren Töchtern, die alle zur Stickerei nöthigen Geräthe tragen. Ihr folgen die Mägde mit ihren Spinnrädern, und die Knechte mit dem Milchgeräthe und den Bienenstöcken. Die ganze Familie, nebst dem Gesinde bewohnt nun hier eine hölzerne Hütte, und jeder verrichtet seine Arbeiten. Gegen die Mitte des Julius ziehen die Männer mit ihren Heerden in die höheren Alpen hinauf, welches sie das Alpenfahren nennen. Der erste Senn oder Hirte führt mit den ältern Kühen den Zug an, und der Zusenn oder Beihirte schließt ihn mit dem jüngern Vieh. Bis über die Mitte des Septembers bleibt man auf den höhern Alpen, dann aber führt man die Heerden wieder an den Fuß der Gebirge hinab. In der Schweiz werden zwar die Heerden auch den Sommer über auf die Alpen getrieben, allein die Familie des Besitzers zieht nicht mit ihr, sondern sie bleibt der Huth des Sennen anvertraut, der den ganzen Sommer über fast allein von dem Ertrag seiner Heerde lebt, von ihrer Milch und ihrem Käse, und das wenige Brod, was er bedarf, von Zeit zu Zeit nachgeschickt bekommt.

Von ganz anderer Natur ist die herumstreifende Lebensart der Zigeuner, die sich, da sie aus Hindostan durch Kriege vielleicht vertrieben sind, seit dem funfzehnten Jahrhundert über ganz Europa ausgebreitet haben. Wo es dem Ziegeuner gefällt, da bleibt er, und in den Gegenden, wo dieselben häufig sind, z. B. in Siebenbürgen, wohnt er am liebsten unter Zelten. Der ganz Arme begnügt sich aber auch mit dem Obdach, welches ihm ein Baum gewährt. Für den Winter gräbt er sich ein Loch in einem Hügel, macht ein Dach von Aesten und Zweigen darüber, hängt ein Tuch statt der Thür vor, und liegt mit seiner Familie darinnen um das angezündete Feuer. Bänke, Stühle, Betten, und fast alle unsere Küchen- und Hausgeräthe bedarf er nicht; hat er ein Messer und einen Topf, so hat er genug, um zufrieden zu sein. Seinen Unterhalt nimmt dieses Volk von Musik und Tänzen, mit welchen sie andere belustigen, von dem Wahrsagen, welches ihnen die Leichtgläubigkeit und der Aberglauben bezahlen müssen, und besonders von der Geschicklichkeit, mit welcher sie Lebensmittel zu stehlen wissen. — Zu diesem Erwerbe werden die Kinder schon von Jugend auf häufig angehalten. Die Männer beschäftigen sich im Sommer allenfalls noch mit einigen nützlichen Arbeiten, besonders sind viele in Schmiedearbeiten nicht ganz ungeschickt, aber im Winter liegen sie blos und faullenzen, und die Weiber müssen sehen, wie sie die-

selben ernähren. Dafür sind sie aber auch in der Wahl ihrer Nahrungsmittel nichts weniger als delikat — sie nehmen mit dem Aase umgefallener Thiere gern fürlieb, und behaupten sogar, wenn das Fleisch der von Menschen getödteten Thiere schon so gut sei, so müsse das Fleisch derjenigen, welche Gott abschlachte, noch besser sein. Ihr höchstes Glück besteht in Branntewein und im Taback, und eine Pfeife, die vom Tacksafte recht durchdrungen und zerfressen ist, ist ein so köstlicher Leckerbissen, daß sie nach und nach zerkauet und hinunter geschluckt wird.

Die Lebensart der Buschmänner, oder Buschhottentotten (entlaufene Hottentotten, die sich in Bergen und Wäldern aufhalten) in Südafrika, ist sehr elend, indem sie zwar den Sommer über so viel sich rauben, als sie nothdürftig haben müssen, aber in den Wintermonaten, wo sie die Höfe der Kolonisten oder Bauern nicht plündern können, leiden sie unbeschreiblich von Kälte und Hunger, und überdies sind sie von der steten Furcht gepeinigt, überfallen zu werden. Ein ähnliches Leben führen die eben so unglücklichen Busch- oder Maronnegern in Westindien, und namentlich in Surinam. Doch sind diese unter diesem viel reichern und fruchtbaren Himmelsstrich auch viel eher im Stande, ihr Leben, wenigstens mit Wurzeln, durchzubringen.

Halte man nun einmal gegen diese armselige oder höchst einfache Lebensart, die üppige schwelgerische Lebensart eines reichen, europäischen oder asiatischen Weichlings. Welch eine Menge von Bedienten und kostbaren Geräthen, bedarf ein indischer Reicher! Er muß einen eigenen Betelkoch haben*), der ihm diese Frucht zubereitet, einen Diener, der sie ihm aufbewahrt und zubringt, einen Hukabadar, oder Tabackspfeifenträger, der ihm seinen mit Zucker, Zimmtwasser und verschiedenen wohlriechenden Ingredienzien zubereiteten Taback nachträgt, einige Paar Palankin- oder Sänftenträger, wenn er verreisen oder sich spazieren tragen lassen will, und einen Hirkarrah oder Laufer, der mit einem großen Bambusrohre dem Palakinträger vorangeht, um ihm Platz zu machen. Neben dem Palankin muß auch der Alkarra oder Sonnenschirmträger vorher gehen, um beim Aussteigen oder Ausruhen sogleich seine Herrschaft gegen den Sonnenstrahl zu schützen. Außer diesen und vielen andern Bedienten, muß er auch eine Menge Mädchen haben, die ihm frische Luft zuwedeln, wenn er auf seinen Polstern im Zimmer oder im Garten sitzt, ihm Erfrischungen in silbernen Schalen reichen, ihm Musik machen, und dann auch auf andere Weise unterhalten müssen.

*) Der Betel ist ein Rankengewächs, etwa wie unser Hopfen, und wird neben die Arekabäume gepflanzt, von welchen die Nuß in Stücken zerschnitten, mit einem Betelblatte und etwas Muschelkalk eingewickelt, und dann gekauet wird.

Schon hieraus wird man die Ueppigkeit der indischen Lebensart errathen können. Kein Wunder, daß die in Bengalen sich aufhaltenden Engländer eine ähnliche angenommen haben! Jeder dort sich aufhaltende, und in einer nur einigermaßen bedeutenden Stelle angestellte Europäer, muß von einem großen Schwarme Bedienten umgeben sein. Er bedarf allein acht Träger, eben so viele Boten, mehrere Friseurs und Thürhüther, und eigene Leute, die seine Tabackspfeife stets brennend erhalten u. s. w. Um sieben Uhr früh öffnet der Thürhüther das Haus, und lässet die übrigen Bedienten herein, indem die eigentlichen Hindus in dem Hause eines Europäers, weder essen noch schlafen; um acht Uhr wird der Herr von seinem Oberhofmeister oder ersten Hausofficianten geweckt, und nun treten alle ein, die mit seinem Anzuge zu thun haben. Einer zieht seine Schlafkleidung aus, ein anderer gibt ihm reine Wäsche, die in Indien täglich zweimal gewechselt wird, ein dritter reicht ihm Waschwasser, der Friseur ordnet sein Haar, und muß ihm auch täglich die Nägel beschneiden. Aus dem Schlafzimmer geht er in das Frühstückzimmer, wo er Thee trinkt, und sein Hukkadabar ihm die Pfeife überreicht, und Sorge trägt, den Pfeifenkopf stets brennend zu erhalten. Der oberste Hausagent oder B a n i a n, durch welchen alle häuslichen oder kaufmännischen Geschäfte besorgt werden, und wer sonst etwas verlangt, tritt

nun ein, und die vorhandenen Angelegenheiten werden abgethan. Um zehn Uhr läßt er sich nun dahin tragen, wo er etwas zu verrichten oder zu suchen hat, und ohne die Träger, müssen ihn wenigstens noch zwölf Personen begleiten, alle in eine Art Livree gekleidet. Um zwei Uhr setzt er sich zu Tische und steht um vier Uhr wieder davon auf, um sich nun zur Ruhe zu begeben, wozu er ausgekleidet und eben so förmlich, wie des Abends zu Bette gebracht wird. Jetzt gehen nun auch die meisten Bedienten nach Hause, und kommen um sieben oder acht Uhr wieder, wo alsdann der Herr auf die nämliche Weise wieder geweckt wird, wie am Morgen, und auf die nämliche Art bekleidet und frisirt. Es wird nun Thee getrunken, Besuche werden gemacht oder angenommen, Konzerte angehört, und um zehn Uhr setzt man sich zu Tische, wo man bis zwölf Uhr bleibt und sich dann zur Ruhe begibt.

Welch ein Aufwand hier herrsche, ersieht man auch daraus, daß, wenn ein englischer Befehlshaber in Angelegenheiten der ostindischen Compagnie auf Reisen ist, diese ihm, außer den Bedienten, die er selbst hat, zweihundert Lastträger hält, acht Personen zum Verschicken, funfzig Laskarn oder indische Bootsleute, nebst ihren drei Befehlshabern, für den Theil der Reise, welcher auf Flüssen gemacht wird, zwei Schreiber und einige andere Leute. Ueberdies werden ihm ein Elephant, zwölf Pferde, vier mit Ochsen bespannte

Kutschen, dreissig offene, und zwölf bedeckte Boote gehalten. Jährlich würde ein solcher Troß 135,324 Gulden kosten.*)

Wie die angesehenen Holländer in Batavia leben, sticht mindestens gegen die Lebensweise nicht wenig ab, welche sie in Europa, in ihrem Vaterlande führen, wo ihre etwas arge Frugalität wenigstens keine Tugend ist. — Gleich des Morgens ist offene Tafel, und der Frühstückstisch ist mit Thee, Kaffee, Chocolade, Butter, Fisch und Fleisch besetzt. Nach dem Frühstück begiebt sich der männliche Theil des Hauses auf die große Hausflur, wo Taback und Pfeifen, und zum Anfeuchten des trocknen Gaumes Madera, Medock, Wachholderbranntewein, holländisches Halbbier, und englisches Porterbier reichlich vorhanden sind. Bis ein Uhr wird hier ab- und zugegangen, um die Geschäfte zu verrichten, und man pflegt bis dahin eine Flasche Wein auszuleeren, — wer mäßiger ist, begnügt sich mit einigen Flaschen Halbbier, um die Ausdünstungen zu ersetzen, welches in diesem Klima wohl nöthig sein mag. Um ein Uhr setzt man sich zu Tische. — Vorher aber reicht ein Sklave jedem ein tüchtiges Glas Madera, damit der Magen zur Verdauung gestärkt

*) Bei Kriegszügen ist der Troß ungeheuer groß. Das war im Morgenlande schon in den ältesten Zeiten so, und daher waren bei einer persischen Armee die Frauen, Kinder, Köche, Diener u. s. w. der Soldaten.

werde. Dann kommen drei Sklavinnen, deren erste eine silberne Gießkanne mit Wasser hält, die andere ein silbernes Waschbecken, und die dritte das Handtuch. Jeder wäscht sich, ehe er ißt. — Bei dem Mittagsessen fehlt, ungeachtet der köstlichen Speisen, die Eßlust, die das Frühstück schon genommen hat — man trinkt daher nur noch. Die weiblichen Sklaven haben bei Tische die Aufwartung, indessen die männlichen in einiger Entfernung Musik machen.

Nach der Tafel wird sogleich Kaffee getrunken und nun begiebt man sich zur Ruhe, wozu man sich eben so auskleidet, wie des Nachts. Man legt statt der vorigen Kleidung den Schlafrock an, setzt eine nesseltuchene Mütze auf, und wirft sich auf das Ruhebette, welches aus Matratze, Polstern, Kissen und einer kattunenen Decke besteht. Sklaven müssen während des Schlafs, wie es in Indien häufig üblich ist, mit Fächern Kühlung zuwehen. Um sechs Uhr steht man wieder auf, kleidet sich an, trinkt Thee, fährt spatzieren und besucht Gesellschaften. Die Damen sind mit Juweelen überhäuft, und jede hat eine Sklavin bei sich, die zu ihren Füßen sitzt, und in eine goldene Dose eine Mischung aus Arekanuß, Kardamum, Pfeffer, Tabak und Muschelkalk, alles zusammen in ein Betelblatt eingepackt, aufbewahrt, und ihrer Gebieterin von Zeit zu Zeit reicht. Wird es den Damen zu warm, so ziehen sie, auch in fremden Häusern, ihre Klei-

der in einem Nebenzimmer aus, und kommen leichter und bequemer gekleidet zur Gesellschaft. Die Männer machen noch weniger Umstände, und kommen in einer baumwollenen Jacke, und in einer leichten Mütze, welche oft mit einer kostbaren Garnitur Diamanten besetzt ist. — Die Hitze der Gegend entschuldigt diese ihre Freiheit in der Kleidung hinlänglich.

Wie theuer es hier übrigens sein mag, wird man daraus beurtheilen können, daß, einen Brief schreiben zu lassen, gewöhnlich 6 und mehr Thaler kostet, und ein westphälischer Schinken, welcher hier für einen köstlichen Leckerbissen gilt, zu manchen Zeiten mit vierzig Thalern bezahlt wird. — Die schmackhaftesten Fische überläßt man den Sklaven, weil sie zugleich die wohlfeilsten, wegen der Menge sind, in welcher sie gefangen werden. Es würde hier für höchst schimpflich gelten, solche wohlfeile Fische zu essen.

In mehreren westindischen Besitzungen, ist die Lebensart der Angesehenern und Reichern eben so üppig und weichlich als wir von Ostindien gesehen haben. Auf den Tafeln ist alles prächtig, da doch sehr viele Lebensmittel außerordentlich theuer sind. — Ein Truthahn z. B. kostet oft in Surinam neun Thaler. — Hingegen sind Fische und Früchte sehr wohlfeil. Für etwa einen Groschen kann man ein Schock Orangen, oder acht Ananas kaufen, und Zitronen, Tamarinden, u. s.

w., kann man sich an vielen Orten selbst, unter den Bäumen, nach Belieben auflesen, denn diese sind hier so häufig, daß sogar die Straßen in der Hauptstadt Paramaribo mit Alleen von Pompelmusen, Tamarinden und Zitronen besetzt sind, so daß man in einem Garten zu sein glaubt; um so mehr, da hier kein Pflaster ist, sondern die Straßen blos Kiesboden haben. — Sehr viele Familien haben zwanzig bis dreißig Sklaven, blos zu ihren häuslichen Geschäften, denn für jedes einzelne, oft unbedeutende Hausgeschäft, ist auch ein eigener Sklave angestellt.

Ueppiger noch, wo möglich, als in der Stadt, lebt der Surinamer Pflanzer, wenn er auf seiner Besitzung seinen Aufenthalt wählt, welches jedoch nicht sehr häufig zu geschehen pflegt. Gegen sechs Uhr erhebt er sich aus seiner Hängematte, über die ein feines Tuch gespannt ist, damit er nicht, von den Muskiten, (welche hier den Namen Teufelstrompeter führen) zu sehr zerstochen werde. Sehr zärtliche Weichlinge lassen sich auch wohl die ganze Nacht von ihren Sklaven Luft zuwedeln. — Gleich nach dem Aufstehen geht er auf den bedeckten Vorplatz seines Hauses, wo schon der Kaffee nebst Taback und Pfeife seiner warten, und sechs schöne Sklaven und Sklavinnen für die allmächtigen Winke ihres Gebieters bereit stehen. Der Aufseher der Sklaven und der ganzen Pflanzung kommt nun und stattet unterthänigsten Bericht ab,

was gearbeitet, was krank, was geboren worden, was gestorben oder entlaufen ist, und vor allen Dingen, welche von den Sklaven ein Versehen begangen haben. Der beschuldigte Sklave wird, ohne weiter gehört zu werden, sogleich an einen Pfeiler gebunden, und mit einer Peitsche, welche tief ins Fleisch einschneidet, zerhauen, und die gepeitschten Sklaven gehen nun an ihre Arbeit, wenn sie zuvor, für empfangene Strafe ihr: „Danke Massera!" (gnädiger Herr) gesagt haben. Jetzt kommt auch der Wundarzt und stattet Bericht ab, und wird mit einigen Flüchen entlassen. Hierauf kommt eine alte Frau mit allen jungen Negerkindern, von welchen sie gleichsam die Gouvernante ist. Die Kinder sind alle vorher gebadet und gewaschen worden, um würdig dem Herrn vorgestellt werden zu können, und empfangen nun ihr Frühstück. Jetzt empfiehlt sich der Aufseher mit vielem Kriechen und Verbeugungen.

Der Pflanzer hat jetzt seine verdrießlichen Geschäfte abgethan, spaziert im Negligee umher, welches aus einem Paar langer feiner Schifferhosen, seidenen Strümpfen, und rothen saffianenen Pantoffeln besteht. Der Halskrågen des Hemdes ist offen — er hat ein leichtes Kleid von feinsten indischen Zeugen darüber geworfen; das Haupt ist mit einer leichten baumwollenen Mütze bedeckt, und über diese ein mächtiger Biberhut gestülpt. So wandelt er in seiner Pflanzung um

her, oder durchreitet seine Felder, und kommt dann gegen acht Uhr wieder. Jetzt zieht er sich ein wenig anders an, so daß er im Stande ist, entweder in der Stadt, oder in einer benachbarten Pflanzung einen Besuch abzustatten. Statt der vorigen Schifferhosen, werden seidene Beinkleider angelegt; ein Neger zieht ihm Schuhe und Strümpfe an, ein anderer bringt Bart und Haare in Ordnung, der ganze übrige Anzug wird ebenfalls durch einen frischen ersetzt, und er geht unter einem, von Sklaven getragenen Sonnenschirme dem Ufer des Flusses zu, (denn die meisten Reisen können hier auf den Flüssen in Barken gemacht werden,) wo die Barke, mit sechs bis acht Ruderern besetzt, schon seiner wartet, und von dem Aufseher hinlänglich mit Wein und Früchten, Taback und Pfeifen versehen ist.

Bleibt der Herr zu Hause, so frühstückt er gegen 10 Uhr in einem großen Saale, in Gesellschaft seines Aufsehers. Brod, Butter, Käse, Bier, Madera, Mosler und Rheinwein, Früchte, Schinken, Pökelfleisch, gebratene Hühner u. s. w. stehn schon zu seiner Wahl bereit, und das heißt dann doch ein schlechtes Frühstück. Ist sein Appetit gestillt, so wird ein Buch in die Hand genommen, oder ein wenig Schach oder Billard gespielt, oder aber Musik gemacht. Dann kommt die Zeit, wo die Hitze sehr zunimmt, und diese treibt ihn zu seiner Mittagsruhe. Er wiegt sich in seiner Matte hin und her, läßt sich von einigen Negern

fächeln,

fächeln, und steht um drei Uhr wieder auf. Das Mittagsmahl, welches hier der Ruhe nachfolgt, da es in Ostindien derselben vorangeht, und ihm Fische, Früchte, Wildprett, feine Weine u. s. w. bringt, ist bereits angerichtet. Er speiset, und wenn das geschehen ist, so geht alles wieder den Gang, wie nach dem Frühaufstehen — es wird wieder gepeitscht, die Arbeiten werden ausgetheilt u. s. w. — Zu Abend wird nur wenig genossen, einige Gläser schwaches Punsches getrunken, Karte gespielt, Taback geraucht, bis die Schlafenszeit — zehn Uhr — herankommt, wo er von seinen Pagen zu Bette gebracht wird.

So leben diese Menschen – bezahlen bei alle dem aber doch oft ihre Schulden nicht, sondern geben häufig genug mit einem wohlgefüllten Beutel heimlich davon.

In Madras kann ein Europäer ohne Weib und Familie, wenn er ein Mann von einigem Ansehen ist, nicht erträglich eingerichtet sein, wo er nicht wenigstens ein Dukasch oder Haushofmeister hat, der ihm monatlich 4 Pagoden (Dukaten) kostet, einen Tafeldecker zu 3 Pagoden, einen Koch zu 3 P., einen Peon oder Boten zu 2 P., einen Küchenjungen zu 1 P., einen Friseur und Barbier zu 1½, eine Waschfrau zu 1 P., und eine Plattfrau zu ½ Pagoden. Die Barbiere müs-

sen hier auch die Nägel abschneiden, die Ohren mit einer silbernen Nadel reinigen, wobei sie das Ohr sehr angenehm zu kitzeln wissen, und zugleich die Glieder kneten oder schampoen (wovon an einem andern Orte). Bei einem Gastmahle bringt jeder seine Bedienten mit, so viel er deren hat, die alle in einer Reihe hinter ihrem Herrn, bis an die Wand stehen. Es gibt einen ordentlichen Aufruhr, wenn der Herr einmal ein Glas Wasser fordert. Nach geendigter Tafel legt man sich schlafen, und läßt sich von den Indiern mit Kuhschwänzen oder Fächern die Fliegen abwehren. — Die europäischen Damen trinken hier blos, essen und schlafen, und es würde ein großes Unheil anrichten, wenn man einer zumuthen wollte, die Wirthschaft zu führen.

Um der kühlen Seeluft zu genießen, müssen Thüre und Fenster stets offen sein, und Abends werden die Lichter unter Glocken gesetzt, damit sie die Muskitos und andere Insecten nicht auslöschen. Alles was kühlt ist hier, wo man bei Tische an beiden Seiten Schnupftücher gegen den Schweiß haben muß, sehr angenehm. Das gewöhnliche brausende Getränke ist der Saft der Kokosnüsse, mit Porterbier und Muskovadezucker vermischt. Selbst unter den Wein wird noch um der Kühlung willen, Salpeter gethan. Aermere kühlen ihr Getränke, indem sie ein nasses Tuch um eine Fla-

sche schlagen, und dieselbe eine Viertelstunde in die Zuglust hängen.

Die Indier in Madras, sobald sie früh aus dem Hause treten, dehnen sich und spülen sich den Mund aus, und um 6 Uhr gehen sie in Parthien von 6 bis 12, Männer, Frauen und Kinder unter einander, jedes ein Stückchen dampfenden Taback im Munde haltend, auf die benachbarten Felder, wo tausende niederhocken, um das natürlichste Bedürfniß zu befriedigen, das man nicht wohl aussprechen darf. Sechs bis sieben, welche gern mit einander plaudern wollen, setzen sich in einen Kreis. So bleiben sie eine Stunde, die ihre geselligste und angenehmste ist, und in welcher sie sich auch durch keinen Fremden stören lassen. — Ihre Bedeckung gegen den Morgenthau besteht blos aus einem Stück weiß baumwollenen Zeuges.

Die Trägheit dieser Menschen ist besonders in dem einen Theile der Stadt, in dem Fort Georg, sehr arg. Den ganzen Tag sitzen sie vor ihren Thüren, und kaum rühren sie sich, wenn sie oder ihre Kinder von Wagen und Pferden Gefahr laufen beschädigt zu werden. Sie schlafen wie die Jagdhunde 20 mal in einer Stunde wieder ein, wenn man sie zwanzigmal gestört hat. Ihr liebstes Sprüchwort ist: „es ist besser gehen als

laufen; besser sitzen als stehen, und liegen ist am allerbesten."

Höchst angenehm und gemächlich muß die Lebensart eines wohlhabenden und freien Otaheiters *) sein, dem alle die Mühseligkeiten, welchen sich bei uns der Mensch unterziehen muß, um das Leben zu erhalten, unbekannt sind. Die Brodfruchtbäume sind hinreichend, ihn das Jahr hindurch zu erhalten, entweder frisch, oder gesäuert, um sie aufzubewahren. — Bäume, die keine weitere Mühe im Anpflanzen erfordern, als daß ein Zweig derselben in die Erde gesteckt wird. Fast ohne die Mühe, oder nur bei sehr leichter Mühe des Menschen, wächst ihm der Papiermaulbeerbaum, sein Pisang, sein seltener köstlicher Apfel, und seine Arumwurzeln, und alle seine Arbeiten — etwa der Bau eines Hauses, oder eines Kahns, sind bei der vielen Muße ihm mehr eine angenehme Beschäftigung als Anstrengung. Der Aufgang der Sonne erweckt ihn, um sich in der erfrischenden Quelle zu baden; dann beschäftigt er sich zu seiner Unterhaltung, oder spaziert umher, bis die Hitze steigt, wo ihn der Schat-

*) Otaheiter — Otaheiti sollte man eigentlich nicht sagen. Das O und das A in verschiedenen Namen der Gesellschaftsinseln, sind nur die Geschlechts- und Vorsetzsilben, — indessen ist es einmal üblich geworden, dieselben mit zum Namen zu ziehen.

ten seiner Palmen zur Ruhe einladet. Hier bringt er seinen Putz in Ordnung, bläst seine Flöte, singt sein einfaches Lied, oder streckt sich im Grase aus, um sich an den Melodien der Vögel zu ergötzen. Sein leichtes Mahl darf nicht mit Sorgen genossen werden, und nach demselben fällt er in die Arme eines süßen Schlafs. Am Abend unterhält ihn Erzählung und fröhlicher Tanz; nach dem Abendessen badet er sich wieder, und auf seiner Matte beglücken ihn die Träume!

7.

Jagd und Fang verschiedener Thiere.

Wie sehr auch die unwissendsten und rohesten Menschen dem Thiere noch überlegen sind, und wie erfinderisch Bedürfniß und Mangel den Menschen gemacht haben, beweist die Art, wie man in verschiedenen Gegenden der Erde, die Thiere zu berücken, und sich ihrer zu bemeistern weiß.

Wittern die Hunde des finnmärkischen Lappen den Bären in seiner Höhle, so stellt der Lappe nur seinen Bogen vor die Höhle hin, um den bedächtigen Bären in derselben zurück zu halten. Dann haut er mit seiner Axt Aeste von den Bäumen, mit welchen er die Höhle so verbauet, daß der Bär nur noch den Kopf hervor zwängen kann. Jetzt stellt sich der Lappe am Ausgang der Höhle hin, und reitzt den Bär so lange, bis er wüthend seinen Kopf vorstreckt, wo er ihn dann mit seiner Axt erlegt.

Auch wissen die Lappen und mehrere Völkerschaften den Bär durch Selbstschüsse zu tödten, die sie in engen Wegen, oder in eingezäunten Räumen aufstellen.

In Kamtschatka steckte man sonst dem in seiner Höhle liegenden Bären Holzscheite und Aeste zu. Der Bär zog das Holz an sich, und verpanzerte sich in seiner Höhle so damit, daß er sich nicht rühren und regen konnte. Jetzt grub man von oben ein Loch in die Höhle, und erstach den Bären mit leichter Mühe.

Diese Bären sind sehr klein, und nicht besonders wild. Selten fallen sie aus eignem Antrieb einen Menschen an, und den Weibern und Mädchen nehmen sie öfters die eingesammelten Beeren weg, ohne ihnen selbst Leides zu thun.

Die Kamtschadalen sowohl, als die Koriäken und andere benachbarte Nationen, wissen auch von schweren Balken eine Falle zu verfertigen, die den Bären in dem Augenblicke erschlägt, in welchem er das Fallbrett berührt.

Ueberhaupt ist die Kunst des Bärenfangs in Sibirien eigentlich zu Hause. Man macht dort Gruben, in welche spitze Pfähle eingeschlagen sind, und überdeckt die Gruben mit Gras. Ein biegsames Holz, welches leicht losschnellt, und den Bären erschreckt, wenn er es berührt, wird auf der Fährte desselben aufgestellt; — er fängt an zu laufen, fällt in die Grube, und spießt sich auf die Pfähle.

An andern Orten befestigen sie spitze Fußangeln mit Widerhaken, in einem Brette. Durch ein Schreckholz — eben ein solches biegsames und leicht losschnellendes Holz — wird der Bär dahin gebracht, mit dem Fuße in die Angel zu treten. Um den zuerst angehakten Fuß los zu machen, tritt er auch mit dem zweiten hinein. Jetzt da er sich an beiden Füßen fest findet, steht der Bär gleichsam sinnend eine Weile mit den Hinterfüßen still und sieht wie er sich helfen kann. Da er gewöhnlich nichts ausfindig macht, so fängt er zuletzt an grimmig zu wüthen, und so lange zu toben, bis auch die beiden Hinterfüße gefangen sind. Dann wälzt er sich auf den Rücken, mit dem Brette in die Höhe, und in dieser Lage tödtet man ihn.

An der Lena fängt man ihn in einer Schlinge, an welcher ein schwerer Klotz befestigt ist. Der Bär schleppt den Klotz auf einen Berg, wirft ihn herab, und wiederhohlt dies mit so viel Grimm, so oft, bis er tod ist. — Andere Nationen in Sibirien tödten ihn noch anders. Da sie ihre Bienenstöcke in ausgehöhlten Bäumen haben, so hängen sie einen Klotz, der dem Bär beim Heraufklettern sehr im Wege ist, an langen Stricken an dem Baume auf. Der Bär schiebt den Klotz zurück, und dieser schwankt wieder zurück, und trifft den Bär. Dieser wird grimmig, schleudert den Klotz immer heftiger, welcher dann mit desto größerer Gewalt zurückfährt, bis ihn endlich etwa ein Schlag

auf die Nase tödtet. Auch schlägt man mit ihren Schneiden aufwärts gekrümmte Messer und Sicheln in die Bäume, die zwar dem Bären beim Aufklettern wenig schaden, aber beim Hinabklettern verwunden sie ihn so, daß es ihm oft das Leben kostet. Alte Bären sollen indessen, schon beim Hinaufklettern, alle solche Werkzeuge mit ihren Tatzen vorsichtig wegschlagen. Einige binden auch ein an Stricken hängendes Brett gleichsam als Sitz, an das äusserste Ende eines Zweiges; dann wird das Brett mit einem Baststricke an den Stamm des Baumes befestigt. Der Bär besteigt diesen Sitz, aber seine erste Arbeit ist den Baststrick loszureißen, und nun begiebt sich der Sitz wieder zurück, und der Bär schwebt in der Luft, wo er nicht im ersten Schrecken sogleich herabfällt. Fällt er, oder wagt er einen Sprung, so sind für diesen Fall unten in die Erde spitze Pfähle eingeschlagen. Bleibt er sitzen, so wird er mit Pfeilen oder Kugeln erlegt.

Die Tchinkitaner an der Nordwestküste Amerika's greifen den Bär dreist an. Dieser kommt mit aufgerichteten Hinterfüßen auf seinen Gegner los, und indem er denselben mit seinen Pratzen umarmen und erdrücken will, stößt ihm dieser seinen Dolch ins Herz *). Andere nordwestliche Indianer stellen sich

*) Alle Tchinkitaner führen einen metallenen, 15 — 16 Zoll langen, 2 — 3 Zoll breiten zweischneidigen und spitzen Dolch, den sie nie von ihrer Seite kommen lassen.

in zwei Reihen, an beiden Seiten des großen weißen Bären, welcher in ihrem Lande zu Hause ist (welches aber nicht etwa der Eisbär ist). Kommt er, so schießt einer aus der Mitte auf denselben, und diesen verfolgt er; dann aber feuern beide Reihen auf ihn, und erlegen ihn.

Die Elephanten fängt man auf Zeilan zuweilen zu hundert Stück. Man macht von starken Kokosbäumen, einen großen inwendig offenen Verhau, in Form eines Dreiecks, dessen breiteste Seite nach dem Walde zu liegt, und mit Bäumen und Büschen umgeben ist. In der Spitze des Dreiecks hat nur ein Elephant Platz. Die Elephanten im Walde werden nun durch die Zingalesen, (Eingebornen auf Zeilan) mit Trommeln, Trompeten, Schreien und Lärmen, immer näher gegen die Stelle zugetrieben, wo die Falle ist, oder man zündet auch Feuer hinter denselben an, um sie desto gewisser hinein zu treiben. Sind sie alle darin, so wird die Falle geschlossen. Vor der Oeffnung, aus welcher jeder Gefangene einzeln hervor kommt, stehen 2 zahme Elephanten, an welche die wilden mit starken Stricken befestigt, und von diesen so gut gehofmeistert und geprügelt werden, daß sie schon in zwei Tagen zahm sind, wie schon im ersten Bande erzählt ist. Diese Elephanten verkaufen die Holländer an die indischen Fürsten.

Die Agageer, eine abissinische Nation, suchen den Elephanten in Wäldern auf. Zwei Leute setzen sich auf ein Pferd, und zwar ganz nackt, um nicht an Bäumen und Gesträuch hängen zu bleiben. Der hinterste ist mit einem breiten Schwerdte versehen, der vorderste aber, welcher unbewaffnet ist, führt das Pferd. Treffen sie einen Elephanten, so reiten sie dicht an ihm vorbei, und rufen: „Hier bin ich, (indem sie ihren Namen hinzu setzen) „und das hier ist mein „Pferd, (nennen ebenfalls den Namen) dort habe „ich deinen Vater erlegt; da deinen Groß„vater, und jetzt will ich dich auch erlegen, „der du gegen jene nur ein Esel bist." Der Elephant, über das Geräusch erboßt, sucht die Prahler mit dem Rüssel zu packen, und verfolgt dieselben, die sich aber mit dem Pferde hin und her drehen und wenden, bis der hinterste seinen Vortheil ersieht, vom Pferde springt, und dem Elephanten, dessen Aufmerksamkeit auf den Vordersten und das Pferd gerichtet ist, die Flechsen über der Ferse abhaut. Der Reuter schwenkt sich mit dem Pferde, und nimmt seinen Kameraden wieder auf — und die übrigen Jagdgefährten, tödten den Elephanten vollends mit Lanzen.

In Südafrika treibt man durch mehrere Leute die Gazellen aus einem weiten Umkreise zusammen, und auf einen Hohlweg, oder auf eine enge Schlucht

zu, vor welcher die Jäger mit ihren Pfeilen lauern. Es ist ihnen nicht schwer, diese Thiere in großer Menge zu erlegen, da sie zu tausenden ankommen. An andern Orten in Afrika erlegt man diese Thiere ebenfalls in großer Menge, wenn man das hohe trockene Gras anzündet, in welchem sie sich aufhalten, wodurch sie dann an allen Orten aufgescheucht werden *).

In Asien werden die Gazellen und Antelopen durch Unzen und Panther, welche dazu abgerichtet sind, gejagt — freilich nur ein Vergnügen für Fürsten und ähnliche Große. Der Jäger hat das Thier auf einem ledernen Kissen, hinter seinem Sattel, an einer Kette angeschlossen, und über seine Augen eine Kappe gezogen, wie bei uns mit dem Jagdfalken zu geschehen pflegt. Sobald der Jäger eines Wildes ansichtig wird, läßt er seinen Panther von der Kette los, nimmt ihm die Kappe ab, und läßt ihn auf die Erde. Dieser schleicht sich behutsam auf dem Bauche heran, bis er dem Wilde nahe genug ist, um es mit einem einzigen Sprunge zu überfallen. Gelingt ihm

*) Das Grasanzünden ist überall in Afrika Sitte, und Löwen, Hyänen, Schlangen, Gazellen und andere Thiere werden dadurch aufgejagt, und kommen an manchen Orten in großen Zügen hervor. Dieses Anzünden geschieht nur zu einer bestimmten Jahreszeit, um das Hervorkommen des jungen Grases zu befördern, welches in wenigen Tagen wieder frisch und grün da steht.

das, wie es denn gewöhnlich gelingt, so sucht man ihn, mit einem Stücke Fleisch, von seinem Fange abzubringen. Verfehlt aber der Panther seinen Raub, so verfolgt er denselben höchstens noch einige hundert Schritte, steht dann still, und läßt sich wieder willig an seine Kette legen, und die Kappe überstreifen.

Die Ostiaken gehen in Gesellschaften auf Schneeschuhen in ihren großen Wäldern und Ebenen auf die Jagd, und sie haben dazu Pfeile von verschiedener Art, mit welchen sie rothe und Eisfüchse, und mancherlei andere Thiere erlegen.

Bei verschiedenen mongolischen Völkerschaften in Asien, ist die Jagd der unsrigen ziemlich ähnlich. Nur bedienen sie sich, um das hinter Gesträuchern und in Gründen versteckte Wild aufzuscheuchen, der Sausepfeile oder der klingenden Pfeile. Bei den erstern strömt die Luft in eine hohle knöcherne, am Pfeile befestigte Kugel, durch ein enges Loch, und verursacht dadurch das Sausen; die andern haben die nemliche Kugel oder den Knopf, aber daneben noch ein dünnes, drei Zoll breites Eisen.

Unter diesen Völkerschaften kennen die Kalmukken das unmenschliche Vergnügen der Parforcejagd auch, nur daß sie dasselbe etwas menschlicher, blos bei Wölfen sich zu verschaffen suchen. Die zu Pferde

sitzenden Jäger verfolgen den Wolf über die großen Steppen, und hauen ihn mit ihren kurzen und dicken Reitpeitschen zu Tode. Eben so machen es die Kirgisen und Baschkiren. Selbst ihre Pferde helfen ihnen bei dieser Jagd, und treten und schlagen mit den Vorderfüßen auf ihren natürlichen Feind.

Die Padagonier in Südamerika bedienen sich, zum Fang der wilden Rinder und Pferde, eines eigenen Wurfriemens, der an einen sieben bis acht Ellen langen Strick gebunden ist. Sie wissen diesen Riemen so geschickt anzuwenden, daß sich diese Thiere darin verschlingen und gefangen werden *). Auf ähnliche Weise fangen sie Rehe, Guanakas und Strauße.

Um Zobel, Hasen und auch Füchse zu fangen, bedient man sich in Sibirien verschiedener sehr künstlich eingerichteter Fallen. Die Kamtschadalen und angränzenden Nationen bedienen sich zwar auch einiger Arten von Fallen, fangen aber den Zobel doch auch auf andere Weise. Lessep sahe einmal, wie die Hunde einen Baum umringten, auf welchem ein Zobel saß. Der Kamtschadale, mit welchem er reisete, machte so-

*) Die Pferde und Rinder sind hier nicht ursprünglich einheimisch, sondern erst durch die Spanier dahin gekommen, und mit der Zeit wild geworden. Sie haben sich sehr vermehrt.

gleich eine Schlinge, und hielt sie dem Zobel vor. Das Thier steckte auch wirklich den Kopf hinein, aber die Schlinge riß. Es wurde eine neue gemacht, mit der es eben so ging. Dann eine dritte, wo der Erfolg nicht besser war. Und doch wurde beim viertenmale, da der Zobel indessen schon auf einen andern Baum geflüchtet war, derselbe gefangen.

Uebrigens ist es auch in Sibirien häufig, große Stücke Landes einzuzäunen, oder mit Pallisaden zu umgeben, und vor die wenigen gelassenen Oeffnungen Netze, Fallen, Selbstgeschosse u. s. w. zu stellen. Auf diese Weise fängt man Elenn- und Rennthiere.

Selbst den großen und gewaltigen Wallfisch wissen sehr rohe Nationen zu überwältigen. — Die Grönländer, die Kamtschadalen und die Bewohner des Nutkasundes. Die Letztern nehmen eine lange Stange, an welcher vorn ein großer Knochen befestigt ist, in welchem die eirundgeformte, an den Seiten und Spitzen ausnehmend scharfe Harpune sitzt. Diese ist aus einer Muschelschale gemacht, welche noch in einen drei Zoll langen Knochen eingesteckt ist. Die erste Harpune wirft der Befehlshaber oder das Oberhaupt. Der Wallfisch taucht alsdann unter, allein die Stange schwimmt oben, weil ein aufgeblasenes Seehundsfell daran befestigt ist. Kommt der Fisch wieder hervor, so werfen alle ihre Harpunen auf ihn.

Er wird bald genug so entkräftet, daß er nicht mehr untertauchen kann, zumal da es ihm, die vielen an den Harpunstangen befestigten Blasen erschweren. Man schleppt ihn alsdann an das Land, verzehrt sogleich einen Theil des glücklichen Fanges, und vertheilt dann das Uebrige.

Nicht so geschickt ist der Wallfischfang bei den Kamtschadalen, die mit ihren Kähnen in die See fahren, und, wo sie nun einen Wallfisch treffen, denselben mit Pfeilen schießen, wo dann das Thier entsetzlich tobt, und sich endlich verblutet — denn daß ihre Pfeile vergiftet und am Tode des Wallfisches Ursach sein sollten, wie man angibt, ist mir nicht glaublich. Es kommt auf den Zufall an, ob eine oder mehrere der angeschossenen Wallfische an den Strand getrieben werden und in ihre Hände fallen. Die, welche am elutorischen Meerbusen wohnen, gehen anders zu Werke, und machen aus den starken Häuten des Wallrosses armsdicke Riemen, aus welchem sie Netze verfertigen, die innerhalb des Busens aufgestellt, und an einem Ende mit großen Steinstücken beschwert werden. In dieses Netz verwirren sich die Wallfische, mit dem Schwanze, und unter den vergeblichen Bestrebungen sich zu befreien, werden sie in kurzer Zeit so matt, daß sie sterben! Ein solcher glücklicher Fang ist bei diesen Menschen ein großes Fest. Während der Zeit, daß

der-

derselbe aus Land bugsirt wird, steht Jung und Alt am Ufer, und singen und machen ihre Freudensprünge.

Das Wallroß, mit welchem es sehr gefährlich ist, anzubinden, so lange es im Wasser ist, zumal dann, wenn es Junge hat, wo es höchst wüthend wird, wird doch auf dem Lande leicht erlegt. Am Eismeere fängt man sie in großer Menge, oder ersticht sie vielmehr mit Piken. Die Hintersten sind so einfältig, daß sie über die ersten, schon erstochenen, hinüber ins Wasser wollen, wo sie dann ihrem Tode auch nicht entgehen. Es entsteht auf diese Weise oft ein Damm von Wallrossen, und man bekommt eine solche Menge derselben, daß man ihnen nur die Zähne oder allenfalls die ganzen Köpfe nimmt, Haut und Fleisch aber liegen läßt. — Im Wasser werden sie übrigens, ganz wie die Wallfische, mit Harpunen erlegt.

Die Seehunde oder Robben, welche so leicht berückt und getödtet sind, schlagen verschiedene Küstenbewohner mit Prügeln tod, oder erstechen sie mit Spießen. An einem Orte in Kamtschatka besetzen sie, wenn die Robben stromaufwärts gegangen sind, den Fluß in verschiedenen Abständen mit Netzen, bei welchen man ihnen denn, wenn sie zurückkehren, oder mit großem Lärm zurückgejagt werden, auflauert, und sie mit Keulen und Spießen tödtet. Einige nehmen auch einen

kleinen Kinderschlitten, über welchen sie vorn ein weißes Tuch ausspannen. Diesen schiebt der Robbenjäger vor sich her, und kriecht hinten nach, bis er dem auf dem Eise liegenden Thiere den Rückweg zum Wasser abgeschnitten hat; dann springt er vor und erschlägt es *). Oder sie ziehen auch ein Seehundsfell über den Kopf, und kriechen gegen den Wind bis zu ihnen hin. — Diese Thiere müssen übrigens leicht in großer Menge zu erhalten stehn, da sie an manchen Orten zu 800 bis tausend beisammen liegen.

Auf eine merkwürdige Weise fängt man in Westindien den Leguan — eine oft 6 Fuß lange, große mit dem Krokodil verwandte Eidechsenart, — der um seines kostbaren Fleisches willen, zuweilen sogar lebendig nach Europa verschickt wird. — Ein in diesem Fange geübter Neger durchsucht das Gehölz, wo er Leguane vermuthet, in seinen Händen eine Stange haltend, an deren Ende eine Schlinge befestigt ist. Entdeckt er einen Leguan auf den Baumzweigen, auf welche er sich legt, um sich zu sonnen, so fängt er an zu pfeifen. Mit merklichem Vergnügen wendet das Thier seinen Kopf nach der Gegend hin, von welcher die angenehmen Töne kommen. Der Neger tritt unter beständigem Pfeifen demselben immer näher, kitzelt

*) Ein tüchtiger Schlag auf die Nase, ist gewöhnlich bei diesen Thieren tödlich.

ihm dann mit dem einen Ende der Stange, erst die Seiten und dann die Kehle. Die angenehmen Empfindungen dieses Kitzeln sind so stark, daß der Leguan sich von einer Seite zur andern wälzt, und zuletzt, von der Wollust seiner Gefühle überwältigt, einschläft. Jetzt bringt man den Kopf desselben behutsam aus den Zweigen hervor, wirft ihm die Schlinge über, und giebt ihm einen so mächtigen Schlag auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden taumelt. In diesem Zustand der Betäubung wird ihm der Fuß auf den Leib gesetzt, und man schnürt ihm seine Klauen mit Stricken zusammen. Gewöhnlich hilft es dem Thiere nichts mehr, wenn es den Kamm und die Lappen an der Kehle vor Zorn aufbläst, zumal da selbst sein Biß blos schmerzhaft, aber nicht gefährlich ist — man bindet ihm aber auch noch das Maul zu, und schleppt ihn fort.

Wie leicht der Fang der Schildkröten ist, die den Seefahrern eine so gesunde und schmackhafte Speise geben, ist bekannt. Man fängt dieselben in Netzen, in welchen sie bald sterben, da sie ohne Luft nicht leben können; man wirft sie, wie den Wallfisch mit Harpunen, wo sie dann sehr leicht sich verbluten; am bequemsten aber fängt man dieselben, wenn sie auf dem Lande sind. Man legt sie auf den Rücken, und tödtet sie nun ohne Mühe, mit einem Schlage auf den Kopf. Oder man trägt sie auch ins Boot, wobei man sich nur

vor ihrem scharfen Gebiß in Acht nehmen muß, schafft sie ins Schiff, und nagelt sie unten auf dem Schiffsboden an, wo sie sich mehrere Wochen lang erhalten, wenn man sie nur täglich einige male mit Seewasser begießt. Am bewundernswürdigsten ist der Fang derselben, durch einen kleinen, spannenlangen Fisch, die Remora, welche sich so fest an die Schildkröte ansaugt, daß dieselbe mit ihr ans Ufer kann gezogen werden. Dieser Remora bedient man sich überhaupt in Westindien, um andere Fische zu fangen. Man befestigt sie an Leinen, und fährt mit ihr in die See. Sie eilt auf jeden Fisch zu, und hängt sich an denselben an.

Birkhühner weiß man in einigen Gegenden Rußlands sehr leicht zu fangen. Man steckt dünne Birkenstangen in der Runde in die Erde, oben weiter, unten enger, so daß sie gleichsam einen Trichter ausmachen. Oben in diesem Trichter werden einige Reifen auf ein Kreuz befestigt, und am Rande mit Stroh und Kornähren bewunden. Der Reif bewegt sich aber leicht um eine Achse. Sobald ein Birkhuhn auf den Reif fliegt, dreht sich derselbe, und das Huhn fällt in den Trichter hinab. In einer kleinen Entfernung von einer solchen Falle, befestigt man an einem Baume oder sonst eine Stange mit einigen Kornbüscheln, damit die Hühner von hier aus auf den Reif fliegen, und

sogleich beim Auffliegen in den Trichter hinab fallen mögen.

Wilde Gänse fangen die Kamtschadalen an den Flüssen und Seen in Gruben, die unten weiter als oben, und mit Dingen überdeckt sind, welche diese Vögel gern fressen. Die Gruben sind enge genug, daß die hineingefallenen Vögel ihre Flügel nicht ausbreiten, und davon fliegen können. Die Zeit, wo die Seevögel sich mausern, wissen die Kamtschadalen sehr genau, und hetzen dann Enten, Gänse, Schwane und andere Vögel mit Hunden, und erschlagen sie mit Knitteln, in solcher Menge, daß sie dieselben kaum verzehren können.

Sehr possirlich und leicht ist in Kamtschatka der Fang des Seepapageis, der zu den Tauchern gehört, und etwas größer als eine Taube ist. Dieser ziemlich einfältige Vogel, der oft den Leuten auf den Fahrzeugen ins Gesicht fliegt, hält sich an den Küsten auf, und setzt sich des Nachts auf den Rand der Meeresfelsen zum Schlafen hin. Gegen Abend setzt sich der Kamtschadale mit seiner großen Kuklanke am Ufer unter einem Felsen nieder, und verhält sich ganz stille. Die Vögel sammeln sich haufenweise unter der Kuklanke, oder kriechen auch wohl in die großen Pelzärmel,

welche sie für bequeme Höhlen ansehen, und da werden sie dann erwürgt.

Eine andere Art Vögel, von der Größe einer Ente, welche die Gewohnheit haben, sich des Abends reihen und schichtenweise auf die Felsen zu setzen, wird in Schlingen gefangen, welche man an eine lange Stange bindet. Man steiget mit derselben oben auf den Felsen, und zieht einem Vogel die Schlinge über den Kopf. Der Vogel sucht zwar mit dem Kopfe auszuweichen, und wendet denselben hin und her, da er aber nicht so klug ist, weg zu fliegen, so wird er dennoch endlich gefangen. Die übrigen neben sitzenden sehen still und ruhig zu, bis die Reihe auch an sie kommt. Oft wenn sie sich in Fischen übersättigt haben, fängt man sie ohne viele Mühe, gar mit den Händen.

In einigen Gegenden Ostindiens fängt man die Enten auf eine sehr einfache Weise. Man setzt einen Topf auf den Kopf, der, um zu sehen, und Athem hohlen zu können, vier Löcher hat. Oben im Topfe ist ein fünftes Loch, in welchem ein grüner Zweig steckt. In dieser Gestalt geht man bis an den Hals ins Wasser, nahet sich langsam dem Vogel, und zieht ihn bei den Füßen unter das Wasser. Auch nimmt man Netze, vor welchen man einen grünen Zweig hält, kriecht sehr langsam, hinter dem Netze, den Vögeln näher, und wirft nun dasselbe über sie.

Der ersten Art ganz ähnlich fangen auch die Chinesen verschiedene Seevögel. Man läßt, damit sich die Vögel daran gewöhnen, erst ausgehöhlte Kürbisse auf dem Wasser schwimmen. Dann steckt jemand den Kopf in den Kürbiß, geht bis an den Hals ins Wasser, und zieht den Vogel hinunter, der dann in einen, am Leibe sitzenden Sack gesteckt wird. — Auf eine sehr ähnliche Weise fängt man auch in einigen Gegenden Südamerika's verschiedene Seevögel.

Im nordwestlichen Amerika fängt man Repphühner und andere Hühner, indem man eine Hecke von Sträuchern macht, worinnen einige Oefnungen gelassen sind, vor welchen Schlingen gelegt werden. Die Weidenbüsche, deren Knospen diese Vögel gern fressen, umgiebt man mit solchen Zäunen. Da sie im Winter, zumal wenn der Schnee trägt, lieber laufen, als über die Hecke fliegen, so laufen sie an derselben hin und her, bis sie an eine Oeffnung kommen, und in der Schlinge gefangen werden.

Sehr ähnliche, wo nicht gar die nemlichen Arten Vögel, als diejenigen, welche an den Meeresküsten von Kamtschatka sich aufhalten, fängt auch der Isländer, wiewohl auf eine weit gefährlichere Weise. An der senkrechten oder steilen Seite des am Meere liegenden Felsen, ragt ein wohlbefestigter Balken hervor, an welchem ein Riemen sitzt, der um den Leib des Vogels

fängers herum gewunden ist. Dieser läßt sich an dem Riemen hinab, und gibt durch ein Seil denjenigen, die den Riemen halten, die nöthigen Zeichen. In seiner Hand führt er eine Stange, vorn mit einem Haken versehen, vermittelst dessen er sich von einem Orte zu dem andern fortzieht, am andern Ende aber mit einer aus Fischbein und Pferdehaaren verfertigten Schlinge, mit welcher sich die Vögel, die der Menschen gar nicht gewohnt, und eben darum auch nicht scheu sind, ohne Widerstreben, und ohne sich retten zu wollen, fangen lassen. Es sitzen auch hier diese Vögel in großen Schaaren beisammen, und nicht selten einige hundert Klaftern tief am Felsen hinunter. Die Bewohner der kleinen Inseln um Island gewinnen durch diesen Vögelfang einen großen Theil ihres Unterhalts.

Auf einigen Inseln gehen viele gemeinschaftlich im Frühling auf diesen Fang aus. Sie haben Bretter von 2 Ellen lang, und etwas über eine Elle breit. Fünf bis sechs solcher Bretter verbinden sie mit einander, und lassen sie an einem langen Seile hinschwimmen. Es sind in diesen Brettern achtzig bis 150 Löcher voll Schlingen, und auf dem ersten und letzten Brette sitzt ein Lockvogel. Die Vögel kommen in großen Schaaren, und man fängt oft auf einmal mehr als zwanzig Vögel. Eine solche Art des Fanges ist aber nur da anwendbar, wo die See ruhig ist.

Vorzüglich mannigfaltig ist die Art Fische zu fangen. In China weiß man die Pelikane so abzurichten, daß sie ihrem Herrn die gefangenen Fische wieder hergeben. Sonst legte man ihnen Ringe um den Hals, damit sie die Fische nicht hinunter schluckten, jetzt ist das nicht mehr nöthig.

Zur Zeit des Mondscheins weiß man hier auch die Fische durch ein weiß angestrichenes, am Kahn befestigtes, und nach der Wasserfläche zu geneigtes Brett, zu berücken. Der Mond muß auf das Brett scheinen, auf welches dann der Fisch springt, weil er es für eine lichte Stelle im Wasser hält. Das Brett steht aber mit einer Schnur in Verbindung, der man nur einen Ruck geben darf, um den Fisch in den Kahn zu schnellen.

Eine kleine Art Fische, deren man sich zum Köder für die übrigen bedient, fangen die Pelewaner haufenweise, indem sie einen Zug dieser Fische auf eine Untiefe jagen, die sie rings umher mit ihren Kähnen besetzt haben. Die Ausleger (Balanciers) an den Kähnen sind mit Matten überdeckt, und die Fische werden durch Lärmen und Schreien, und durch Schlagen mit den Rudern so geängstet, daß sie auf diese Matten springen.

In Otaheiti geht man nur des Nachts mit den Kähnen auf den Fischfang aus. Man zündet Feuer an, wodurch die Fische ans Ufer gelockt werden, und

bei schönem Wetter sind der Kähne oft so viel, daß das Meer von ihren Feuern ganz erleuchtet ist. Sie fischen mit Netzen und mit Angelhaken, die, weil sie glänzend sind, den Köder unnöthig machen, aber sie wissen auch auf den Riffen, die Fische sogar mit Wurfspießen zu erlegen — eine Kunst, die sie mit vielen andern, und rohen Völkern sogar, z. B. mit den Eingebornen auf Botanybay, gemein haben. So fangen die Kanadischen Indianer den Lachs ebenfalls mit Wurfspießen. Einer steht mit einem Speer oder Spieße vorn im Kahne, bei einer ebenfalls daselbst befindlichen Fackel, deren Schein den Lachs anlockt; — und dann wird er mit dem Speer getödtet. Diese und manche andere Fische mögen auf diese angegebene, wiewohl sehr künstlich scheinende Weise doch an einigen Orten sehr leicht gefangen werden, da sie in so großen Zügen beisammen sind. In der Gegend der schon einmal erwähnten Bai Castries schlugen einmal Peirousens Matrosen binnen 4 Stunden, zwölfhundert Lachse, an der Mündung eines kleinen Baches todt; und ein andermal erlegten sie deren eine große Menge, auf einer Wiese. Eben so häufig in seiner Art, ist der Fang der Sardellen und Heringe in manchen Gegenden des Nutkasundes. Man fing in geflochtenen Körben so viel, daß alle Einwohner eines Dorfes nicht im Stande waren, sie alle zu trocknen, ehe sie stinkend wurden.

In Surinam fängt man sich blos dadurch eine Menge von Fischen, daß man in einem Fluß eine viereckte Umzäunung macht, deren Thür man mit der steigenden Fluth öffnet. Nach einiger Zeit schließt man diese Thür. Ist das Wasser abgelaufen, so hat man gewöhnlich eine große Menge von Fischen.

Die Neger in Afrika führen queer durch den Fluß einen Steindamm, in welchem sie jedoch einige Oeffnungen lassen, die mit großen, aus gespaltenem Rohre gemachten Körben besetzt werden. Die starke Strömung treibt den Fisch in diese Körbe hinein, macht es ihm aber freilich unmöglich, wieder heraus zu kommen.

In Afrika fangen die Aegypter den 32 pfündigen Biuny dadurch, daß sie einen Teig von Leim, Thon, Mehl, Honig und Stroh machen, und ein Stück Datteln hineinstecken, an welchem ein Angelhaken befestigt ist, der mit einem Seile in Verbindung steht. Dieses Seil hat eine Glocke, und wird am Ufer an einen Baum gebunden. Der Fischer fährt nun auf einer aufgeblasenen Ziegenhaut (nicht auf einem Kahn — An mehrern Orten Afrikas hat man kein anderes Mittel, über die Flüsse zu setzen, als dieses) bis auf die Mitte des Flusses, und versenkt seine Masse. Beißt nun ein Fisch an, so hört man es an der Glocke, zieht ihn ans Land, treibt einen starken eisernen, mit einem Seile versehenen Ring durch seinen Kinnbacken,

wirft ihn wieder in den Fluß, bis ihn jemand kauft, und befestigt so lange das Seil irgendwo am Ufer.

Ich will diesen Abschnitt mit einer Angabe schließen, aus welcher sich der Reichthum mancher Gegenden an Fischen beurtheilen läßt. Es geben nämlich nach Hrn. Pallas nur die Hauptfischereien in den untern Wolgamündungen und im Busen des kaspischen Meeres — ohne die Fische zu rechnen, die in der übrigen Länge der Wolga, im Ural und im Jaick gefangen werden, nach mäßigen Angaben jährlich, an Hausen, 103,500 Stück, an Stören, 302,000 Stück, an Sewrugen, (welche ebenfalls wie Hausen zum Störgeschlecht gehören) 1,445,000 Stück, welche zusammen eine Einnahme von etwas mehr als zwei Millionen Thaler geben, und eine Menge Menschen beschäftigen und ernähren. — Wie reich mag nun der ergiebigere Fischfang an den Küsten von Neufundland sein?

8.

Verschiedene Arten zu reisen.

Diejenigen Völker, welche fast ganz allein von dem Ertrag ihrer Heerden leben, sind schon durch diese Lebensart gezwungen, ihre Wohnplätze öfters zu verändern, weil ihrem Viehe die Weide fehlt, welche ihm Futter gibt. — So entstehen Nomaden, zu welchem viele tartarischen und mongolischen Völkerstämme Sibiriens und viele Araber gehören. Hier muß der ganze Stamm, mit Weib und Kind, mit allen Heerden und allem Hausgeräthe aufbrechen, um einen neuen Wohnplatz zu suchen.

Der Kalmucke, dessen Horde oder Ulus einen andern Lagerplatz für ihr Vieh sucht, bricht sehr bald die Filzhütte ab, in welcher er mit seiner Familie wohnte, und bepackt damit seine Kameele oder seine Stiere. Am Tage des durch Herolde bekannt gemachten Aufbruchs — und sie müssen im Sommer alle acht Tage, zum wenigsten, aufbrechen, — treiben zuerst die

Männer das Vieh bei den Filzhütten zusammen, indessen die Weiber, mit Hülfe der größern Kinder die nöthigen Pferde satteln und bepacken. Die Filze werden zu unterst auf das Lastvieh gelegt, die Stücke, aus welchen das Gestelle besteht, kommen zu beiden Seiten darüber, und überdies hängt man noch verschiedene Bündel und Packe darauf, die schon des Abends vorher sind fertig gepackt worden. Die Reichen überdecken ihr besseres Gepäcke mit bunten Filzen oder Teppichen, und binden auch wohl ihrem Lastviehe Schellen und kleine Glocken ein. Im Zuge selbst werden die Kameele an einander gekoppelt, die Stiere aber ungekoppelt getrieben. Die Treiber sind die Weiber und Mädchen, und die Knaben. Die erstern, da sie sich öffentlich zeigen müssen, haben sich aufs beste geputzt und geschminkt, und verkürzen sich die langweilige Reise durch Gesänge. Die säugenden Kinder werden von ihren zu Pferde sitzenden Müttern, getragen, die ein wenig größern aber in tiefe Körbe gesetzt, die zu beiden Seiten der Kameele oder Stiere hängen. Die einigermaßen schon herangewachsenen Kinder müssen aber selbst zu Pferde sitzen, und die Kinder der Vornehmen haben ihre eigenen und besondern Sättel, aus welchen sie nicht so leicht herausfallen können. Ueberdies wählt man ihnen die sanftesten Pferde aus, welche noch obendrein von der Mutter, oder von einer nahen Verwandtin geführt werden. Die Männer bekümmern

sich indessen um den ganzen Zug nicht; sie haben ihren Angehörigen blos den Ort angezeigt, wohin es geht, und schweifen auf ihren Pferden herum, um sich mit der Jagd zu belustigen, oder sie pflegen im Grase, mit der Pfeife, der Ruhe. Wenn jedoch Wetter und Weg übel sind, so sind sie billig genug, bei dem Zuge zu bleiben, und dem Vieh, wenn es fällt, oder stecken bleibt, zu helfen, auch beim Abpacken und beim wieder Aufstellen der Hütten nicht müßig zu sein. Die besten Plätze der neuen Lagerstatt gehören dem Fürsten oder Chan der Horde, den Götzen und ihren Priestern oder Lamas, und sind schon vorher für dieselben ausgewählt. — Wenn sonst eine Horde auf die eine oder andere Seite der Wolga übersetzte, so wurde davon, in den, dem Orte des Uebersetzens nahe gelegenen Städten Nachricht gegeben, damit sich die russischen Einwohner mit ihren Fahrzeugen einfinden möchten. Man wählte solche Stellen des Flusses, wo derselbe schmal und mit Inseln besetzt war, damit die Pferde und das Rindvieh leicht überschwimmen, und auf den Inseln rasten konnten. Ein solches Uebersetzen, indem Kameele und Schaafe nicht schwimmen, und auch das Gepäcke vielen Aufenthalt machte, dauerte oft einen Monat lang.

Bei verschiedenen tartarischen Horden, bei welchen die Hütten nicht, wie bei den Kalmucken aus einander genommen werden können, werden dieselben

ganz auf einen Karren gesetzt, und ihre kleinen Geräthe stehen ebenfalls auf demselben, nebst Frau und Kindern, und wenn sie an einem Orte sich nicht lange aufzuhalten gesonnen sind, so packen sie die Zelte oder Hütten gar nicht ab, sondern wohnen indessen unter dem Karren, und im Schatten der Hütte.

Die Reisen der Jakuten und Tungusen werden auf Pferden und Rennthieren gemacht. Der Reichthum an Pferden bei der erstern Nation ist berühmt, und ein reicher Jakute soll deren (nach Lesseps Angabe) oft an tausend haben. Für dieses Volk ist es also leicht, von einem Orte zum andern zu kommen. In diesen Gegenden ist es übrigens wie in Lappland gewöhnlich, die Reisen auf Schlitten anzustellen, die mit Rennthieren bespannt sind. Doch reitet der Tunguse seine Rennthiere mehr, als daß er dieselben ziehen läßt. Der dem Thiere aufgelegte Sattel ist so schlecht befestigt, daß er noch zu seiner Unterstützung eines Stocks bedarf, um das Herunterfallen zu verhüten. Man hängt übrigens auch Körbe mit Gepäcke an den Sattel.

Die Araber, die in den Gegenden, welche sie bewohnen, bald da und bald dort umher schweifen, bedienen sich zu ihren Reisen, wie die mongolischen Völkerschaften der Pferde und Kameele. Kehrt ein Stamm nach einiger Zeit zu seinen alten Wohnplätzen

zurück,

zurück, so brüllt und schreit die Heerde vor Freuden *). Hinter der Heerde kommen einige Lastthiere mit den Kindern, mit Kranken, Greisen und Schwachen, welche aber auch oft unter den, mit dem Gepäcke nachfolgenden Kameelen sich befinden. Die gesunden Weiber gehen zu Fuße nebenher, und tragen ihre Kinder. Die Männer reiten mit ihren Lanzen zu beiden Seiten des Zuges, um die Thiere anzutreiben, und Ordnung zu erhalten. Wenn sich Fremde unter diesen Arabern befinden, die den schweren und stoßenden Trab der Kameele nicht ertragen können, so macht man es mit ihnen, wie die Kalmucken mit den Kindern. Man setzt sie in tiefe Körbe, welche an beiden Seiten des Kameels herabhängen. Dies ist überhaupt die Art in verschiedenen Gegenden des Morgenlandes, Weiber und Kinder fortzuschaffen. Es versteht sich, daß um des Gleichgewichts willen, an beiden Seiten des Thieres Körbe hängen müssen, und wenn in dem einen ein Mensch sitzt, so werden in den andern Waaren gepackt.

Bei den Kamtschadalen, wie bei einigen benachbarten Völkern, macht man die Reisen mit Hun-

*) Wie bei uns in den Gebirgsgegenden, wo die Heerden in der bessern Jahrszeit in die Gebirge und Wälder getrieben werden. Tagelang vorher brüllt schon das Rindvieh in den Ställen; und verliert vor Sehnsucht die Lust zu fressen.

den. Diese werden schon von Jugend auf dazu abgerichtet, sich einspannen zu lassen, und Lasten zu ziehen. Damit sie dazu Stärke genug erhalten, so läßt man dieselben eine Zeitlang mit dem Halse an Riemen legen, und setzt ihnen ihr Futter etwas weiter, als der Riemen reicht. Um das Futter erreichen zu können, müssen sie sich anstrengen, den Riemen auszudehnen. Sind diese Thiere einmal ganz abgerichtet, und schon zu Reisen gewöhnt, so läßt man denselben im Sommer ihre völlige Freiheit, und sie sorgen in dieser Jahreszeit selbst für ihren Unterhalt, und zwar so gut, daß sie nicht selten Thiere anfallen und zerreißen. Gegen den Winter kehren sie wieder zu ihrem Herrn und Hütten freiwillig zurück, und dann werden sie zu den Winterreisen gebraucht, und in die Schlitten gespannt. Der Führer des Schlittens hat statt Zaum und Peitsche blos einen krummen Stock, an dessen einem Ende Ringe, anstatt der Schellen sind, an dem andern aber befindet sich ein spitzes Eisen. Will man links fahren, so schlägt man mit dem Ostall oder Stock zur rechten Seite an die Erde oder an den Schlitten, und wenn man rechts will, so wird an die linke Seite des Schlittens angeschlagen, und will man stille halten, so steckt man den Stock mit seiner Spitze vor den Schlitten in den Schnee. Auch beim Fahren bergab gebraucht man diesen Stock, um den Lauf des Schlittens aufzuhalten. Wollen die Hunde nicht ge-

horchen, so wird der Stock nach den Widerspenstigen geworfen, und es muß derselbe mitten im Laufe wieder aufgehoben werden können. Wer diese Kunst, und überhaupt das ganze Fuhrwerk nicht versteht, kann sehr übel ankommen. Die Hunde merken sehr bald die Ungeschicklichkeit ihres Führers, gehen mit dem Schlitten durch, und rennen überall an, bis der Schlitten zertrümmert. Außer dem Leithunde, welcher vorn hin gespannt wird, kommt beinahe alles auf den Führer an, welcher sich in dem schmalen Schlitten, bald links bald rechts werfen muß, um das Gleichgewicht zu erhalten. Man sieht leicht ein, daß hierzu mehr Gewandheit erfordert wird, als dazu, ein Fuhrwerk unserer Art zu regieren. Dennoch giebt es hier noch ein Meisterstück eines geübten Fuhrmanns — nemlich auf einem Beine stehend zu fahren.

Da man in einem Lande, wie Kamtschatka, nicht darauf rechnen darf, Dörfer, und wohl gar Gasthäuser zu treffen, so muß man sich mit den nöthigen Lebensbedürfnissen auf hinlängliche Zeit versehen, und des Nachts, oder auch am Tage, wenn sich ein Sturm erhebt, unter dem Schnee zubringen, in welchem sich Menschen und Hunde eingraben, und nur Nase, Mund und Augen frei lassen. Es ist gewöhnlich, daß, ehe die Reise fortgeht, und auf freier offener, nicht mit Schnee bedeckter Erde, die Hunde die ganze Nacht heulen — ein übler Umstand für den

Schlaf derjenigen, welche nicht daran gewöhnt sind. Sobald aber die Reise fortgeht, und die Hunde angespannt werden, verwandelt sich das traurige Geheul in ein fröhliches Bellen, und der Eifer derselben im Laufen ist unermüdlich, und artet in eine Art Wuth aus, so bald sie die Nähe eines Ostrogs (Dorfs) wittern. Es scheint unglaublich, was diese Hunde vermögen, ist aber durch mehrere bewährte Zeugen versichert. Sie legen in zwei Tagen 120 englische — oder 24 teutsche Meilen zurück, ohne indessen ein einziges mal gesessen zu haben, und zuweilen leisten sie noch mehr im Fasten und Laufen, und sollen sogar in 15 Stunden 100 bis 140 Werste zurücklegen, welches fast unglaublich scheint, und wenn man auch mehr als 8 Werste auf die teutsche Meile rechnen wollte (da man doch gewöhnlich nur 104 Werste auf einen Grad oder 15 teutsche mäßige Meilen rechnet) dies setzt aber einen guten Weg voraus. Bei Thauwetter geht die Reise entweder nur sehr langsam und mit vieler Mühe von statten, oder wird ganz unmöglich. In einigen Gegenden Sibiriens pflegt man in diesem Fall dazu eingerichtete Wallfischknochen unter die Schlittenkufen zu binden.

Ein kamtschadalischer Hundeschlitten ist übrigens gewöhnlich nur für eine Person eingerichtet. Er hat eine halb mondförmige Gestalt, und steht auf vier Füßen, welche auf die beiden Kufen befestigt sind.

Diese sind vorn, wo sie sich aufwärts krümmen, mit Knochen belegt. Hinten ist auf denselben der Mundvorrath gepackt, und da und dort sind mancherlei Zierrathen angebracht. Der Führer setzt sich in die Queere in den Schlitten, und stellt die Füße auf die Kufen. Eine Art zu sitzen, die hier sehr nöthig ist, um an gefährlichen Stellen, welche nicht selten vorkommen, sogleich abzuspringen. Eine einzelne Person fährt mit fünf Hunden; der Leithund allein vorauf, und die übrigen zwei und zwei zusammen. Für zwei und mehr Personen, sind zwölf bis zwanzig Hunde erforderlich. Uebrigens mag wohl dieses Zugvieh nicht so wohlfeil sein, als wir glauben könnten. Bei den Tungusen wenigstens, gilt nach Lesseps Versicherung kein Hund unter fünf Rubel, und manche vorzügliche gelten wohl 150 Rubel.

Die beste Zeit zu reisen, ist in Kamtschatka im März und April, weil da der Schnee gewöhnlich fest genug ist, um leicht darüber hinfahren zu können. Mitten im Winter aber ist eine solche Reise doch sehr beschwerlich, und oft höchst gefährlich. Der Schnee liegt so tief, daß man Mühe hat, nicht stecken zu bleiben, und da wegen des unaufhörlichen Schnees niemals Bahn ist, so muß man fast immer neben dem Schlitten hergehen, und sich nur an demselben anhalten, um nicht ganz zu versinken. Die Sturmwinde sind häufiger, und man muß zuweilen Wochenlang in einem Walde

zubringen, wo am Ende die Hunde oftmals vor Hunger alles Leder und Riemenwerk aufgefressen haben. Sind mehrere Menschen beisammen, so machen sie sich auch wohl eine Art Hütte aus Sträuchern, und bedecken dieselbe mit Schnee, um sich nothdürftig darunter zu bergen. Ist man bei einem Sturm auf der Ebene, so ist das Uebel desto größer. Man muß sich hinter einen, vom Schnee zusammen gewirbelten Hügel retten, wo man aber fast alle Viertelstunden aufstehen, den Schnee abschütteln, und sich wieder oben darauf legen muß. Wollte man einschlafen, so stände man in Gefahr unter der Schneemasse zu ersticken. Auch die Gefahr zu erfrieren, kann alsdann sehr groß werden, wenn anfangs die Ost- und Südoststürme nassen Schnee bringen, welcher, wenn sich der Wind plötzlich in Norden umsetzt, wie oft zu geschehen pflegt, auf einmal gefriert. Und da die Flüsse auch im strengsten Winter selten stark genug zufrieren, so stehen dem Reisenden auch von dieser Seite, eine Menge Gefahren bevor, die er in einem an Flüssen und Morästen so reichen Lande schwerlich vermeiden kann. Auch in den Wäldern, wo man wegen des schnell wachsenden Gesträuches sich überall durchwinden muß, sind der Mühseligkeiten unsäglich viele, und Arme, Beine und Augen können in jedem Augenblicke beschädigt werden. Für den Europäer, welcher hier reisen soll, ist es eine eigene Beschwerlichkeit, daß, wenn er die Nächte unter freiem Himmel

zubringen muß, die Kamtschadalen auf keine Weise zu bewegen sind, wenn auch von Seiten des Wetters kein Hinderniß da ist, Feuer anzumachen, zum Erwärmen, oder zum Kochen. Sie verzehren mit ihren Hunden trockene Fische, ziehen alle ihre Unterkleider aus, und behalten blos die Kuklanke am Leibe; hocken im Schnee nieder und stützen sich auf die Knie, schlafen in dieser Stellung so sanft, als wären sie auf ihrem Lager, und sind beim Erwachen des Morgens so warm und roth, als hätten sie in einem guten Federbette geschlafen.

Die Sommerreisen sind hier auch sehr beschwerlich und gefährlich, da man aus Mangel an Pferden zu Fuße oder zu Wasser reisen muß, auch, wenn mehrere Pferde vorhanden wären, dieselben doch wegen der vielen Landseen, Flüsse, Moräste, steilen Abhänge u. s. w. nicht gebraucht werden könnten. Auf Kähnen sind die Reisen, wegen der vielen seichten Stellen in den Flüssen auch höchst mühsam und langweilig, und dem Fußgänger stehen, außer mehrern der genannten Hindernisse, überall wenigstens ungebahnte Wege mit Mannshohem Grase entgegen. Selbst da, wo Fußsteige sind, stößt man sich in wenigen Stunden die Knöchel wund, da die Fußsteige der Kamtschadalen nicht über acht Zoll breit, und überdies tief ausgetreten sind. Diese Menschen nämlich setzen ihre Füße im Gehen so seltsam, daß beide Füße eine Linie halten,

und also hintereinander zu stehen kommen, und überdies halten sie es für großes Unrecht, einen andern Weg zu gehen, als den, welcher schon von ihren Vorfahren betreten wurde. Sollen unter solchen Umständen gar noch Lasten fortgeschaft werden, so sieht jeder leicht, wie viel Schwierigkeiten dieses haben muß.

Ich will nicht noch umständlich die unendlichen Mühseligkeiten einer Reise durch Sibirien anführen, wo die Stürme, der tiefe Schnee, das Warten auf das Zugefrieren der Flüsse, oder das Warten auf das Verlaufen über die Ufer getretener Ströme, der Mangel an Führern und Wegweisern, an Lastthieren für das Gepäcke, an gebahnten Pfaden, an Herbergen, und sehr häufig auch der Mangel an Nahrungsmitteln, eine unendliche Menge von Hindernissen verursachen. Es ist nicht selten in diesen Gegenden, daß die übertretenden Ströme ganze Gegenden unter Wasser setzen, und die Reisenden nöthigen auf Bäume sich zu retten, wo sie oft nur, wenn die wenige Baumrinde verzehrt, und das Wasser in acht und mehr Tagen nicht verlaufen ist, dem leichten Tode des Ertrinkens entgangen sind, und durch den weit schrecklichern eines entsetzlichen Hungers quaalvoll aufgezehrt werden.

Weit mehr ist für die Gemächlichkeit, wenn auch nicht für das schnellere Fortkommen, bei den Reisenden in Japan und Ostindien gesorgt, wo man in **Norimans** und **Palankinen** zu reisen pflegt.

Die japanischen Norimans sind Sänften, die die Gestalt eines länglichen Vierecks haben, und aus dünnen Brettern und Bambusröhren gemacht sind. An beiden Seiten derselben sind Fenster. Oberhalb der Decke ist eine Stange befestigt, an welcher der Noriman hängt, und von den Trägern auf den Achseln getragen wird. Man sitzt darin auf einem runden Kissen, jedoch kann man sich auch ziemlich ausstrecken, wenn man Lust hat zu ruhen. Auswendig hat der Noriman allerlei Zierrathen, und inwendig ist selbst der Fußboden mit Seidenzeug und mit Sammt belegt. Vorn sind ein oder zwei Schränke, um Bücher und Schreibzeug darin zu legen. Um frische Luft zu schöpfen, können die Seitenfenster herabgelassen werden, deren Oefnungen durch seidene Rouleaus bedeckt sind. Es darf nicht besonders bemerkt werden, daß nur Vornehme auf diese Weise reisen, die sechs bis zwölf Träger haben, welche mit einander abwechseln. Der Mittelstand reiset hier auch auf Pferden, welche der Reiter aber nicht selbst mit dem Zügel regiert, sondern von einem Menschen führen läßt. Der gemeine Mann und der Arme gehen zu Fuße, wie überall. Indessen flechten sie sich doch eigene Reiseschuhe aus Stroh, welche auch mit Strohbändern fest gebunden werden. Solche Strohschuhe oder Strohsocken sind hier so üblich, daß man sie selbst Pferden unterbindet, damit diese nicht stolpern mögen. Auch kegelförmig gefloch-

tene Strohhüte, trägt man auf Reisen, und Regenmäntel aus Papier gemacht, und um den Regen desto weniger durchzulassen, in Oel getränkt.

In Ostindien giebt es verschiedene Arten zu reisen. Das gangbarste Fuhrwerk dieses Landes ist das Hakkari (Häkri). Der nach allen Seiten zu offene, aber mit Vorhängen versehene Kasten, in welchem der Reisende sitzt, hat ebenfalls viel Aehnlichkeit mit unsern Sänften, und ruhet auf einem Karren mit zwei Rädern. Auf der bogenförmig gekrümmten Deichsel, sitzt hinten, zunächst am Sänftenkasten der Fuhrmann, und regiert die Ochsen, welche das Fuhrwerk ziehen *). Er sitzt dort entweder mit untergeschlagenen Beinen, — eben so sitzt nach indischer Sitte der Reisende selbst in seinem Kasten, aber auf Polstern — oder er reitet auf dieser Deichsel. Dieser Art Fuhrwerk bedienen sich selbst Europäer in Indien, indem in den meisten Gegenden dieses Landes die Pferde überaus selten sind. In den nördlichen Gegenden und in dem Lande der Maratten gibt es zwar Pferde in Menge, aber sie sind so zart und leicht gebauet, daß man sie zum Ziehen und Lasttragen nicht für tauglich hält — auch hält man sie für viel zu edel zu diesem Geschäft und bedient sich ihrer blos zum Reiten.

*) Man regiert diese Thiere, wie in Südafrika, wo das Reiten auf Ochsen sehr üblich ist. (S. ersten Th.)

Das Hakkary wird gewöhnlich mit zwei bis vier Ochsen bespannt, und am liebsten wählt man milchweiße dazu — eine Farbe die hier nicht sehr selten ist, da man nicht unsere gewöhnlichen Ochsen, sondern den Bison oder Buckelochsen zu diesem Geschäft nimmt, welcher durch seinen fleischigen Höker oder Auswuchs hinter den Schultern von dem unsrigen deutlich genug unterschieden ist, und oft unsern größten Kutschpferden an Größe nichts nachgiebt. Auch indische Damen pflegen auf sochen Ochsen, mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen zu reiten. Man schätzt dieselben sehr hoch, beschlägt ihre Hörner mit Messing, zuweilen sogar mit Gold- oder Silberblech, und bezahlt ein gutes Paar derselben in den von den Europäern bewohnten Städten mit 600 Rupien (Gulden) und wartet und füttert sie, mit der nehmlichen Sorgfalt, als bei uns ein edles Pferd.

Die Art in Palankinen zu reisen, ist vorzüglich für sehr vornehme Personen und insbesondere für Frauenzimmer. Das Gestelle ist, wie bey dem Noriman sehr leicht aus Bambusrohr gemacht, inwendig mit weichen Polstern und kostbaren Teppichen belegt, und wird an zwei Stangen, von 6, 8 bis 12 Bues oder Trägern auf den Schultern getragen. Ueber dem Palankin, der Länge nach, ist bügelförmig ein Rohr gebogen, über welches eine Decke gehängt wird, die man nach der Sonnen- oder Windseite zu herabläßt,

zu der andern aber aufschlägt. In der regnigen Jahrszeit hat man statt dieser Decke ein Schirmdach von Palmen, in welchem zu beiden Seiten Oeffnungen sind, die durch eine Art Laden verschlossen werden können.

Die Sitte des ganzen Morgenlandes auf Kameelen zu reisen, ist in Ostindien zwar nicht unbekannt, aber doch selten, und wegen der Kostbarkeit des Thiers wird auch der Elephant nur von regierenden Fürsten etwa zuweilen einmal, zu diesem Behufe gebraucht. Seitdem der Elephant in Indien nicht mehr zum Kriege gebraucht werden kann, (s. ersten Th.) dient er eigentlich nur noch blos zum Staate, bei Siegesaufzügen und ähnlichen Feierlichkeiten. Sonst ritt auf einem kostbar geschmückten Elephanten der Mogul jährlich einmal in vollem Glanze aus, und warf Gold- und Silberplatten unter das Volk aus *).

Ein elendes Fuhrwerk in einigen Gegenden von China, dient zum Reisen sowohl, als vielleicht auch dazu, mancherlei Waaren fortzubringen. Man denke sich 2 Tragbahren oder Schubkarrenkasten neben einander, die beide auf den Achsen eines Rades ruhen, welches zwischen beiden hindurch geht. Man denke

*) Diese Platten sollten Blumen vorstellen. — Man darf nicht denken, daß der Mogul sich sehr in Unkosten gesteckt habe — der ganze Aufzug war nichts anders, als eine thörichte und kindische Spielerei. Tausend solcher Goldblumen kosteten kaum funfzig Thaler.

sich noch einige Seegel an der einen Seite dieses Fahrzeuges, so hat man die Gestalt. Es ist übrigens leicht, aus Bambus gemacht, und wird von zwei Menschen fortbewegt. Einer derselben zieht, und der andere schiebt und lenkt. Ist der Wind sehr günstig, so kann der andere allenfalls ausruhen.

In Brasilien war es wenigstens sonst Sitte, daß sich die Europäer in baumwollenen Hängematten, welche die Eingebornen dauerhaft und zierlich zu machen wissen, von ihren Sklaven tragen ließen, und in manchen Gegenden Afrikas, z. B. in Dahomai ist in manchen Fällen diese Art fortzukommen, noch jetzo üblich.

Wie man in verschiedenen Gegenden durch die großen öden Wüsten reiset, davon ist bei anderer Gelegenheit das Nöthige vorgekommen. Man wartet die Gelegenheiten ab, mit großen Gesellschaften oder Karawanen, seine Reise anzutreten, oder aber man miethet sich seine Begleiter und die nöthigen Wegweiser, und tritt seine Reise an. Gewöhnlich sind es Kameele, deren man sich dazu bedient, die sowohl die Reisenden, als deren Waaren und Mundvorräthe tragen müssen. Die große arabische Wüste von Bassora (Balsora) nach Aleppo wird mit einer Karawane nur in funzig

Tagen durchreist, nimmt man sich aber seine vier bis fünf arabische Wegweiser, und miethet sich die nöthige Bedeckung von vierzig bis funfzig Mann, so kann man alles nach seiner Willkühr einrichten, und braucht nicht einmal ganz die Hälfte der Zeit, welche eine Karawane nöthig hat, um die beschwerliche Reise zu endigen. Diese Wüste kann aber freilich nicht zu jeder Jahreszeit bereiset werden. Vom Mai an bis zum August, ist die Hitze zu unerträglich, als daß man nur den Versuch dazu wagen dürfte.

In mehrern Gegenden Afrika's kann man überhaupt nicht zu allen Zeiten reisen, sondern man muß dazu die bequemere Jahrszeit abwarten. Da wo die Gegenden flach und sandig sind, ist das Kameel mit seinen breiten Füßen recht gut als Lastthier zu gebrauchen. Hingegen bei nassem und schlüpfrigem Boden gleitet dasselbe leicht aus, und in bergigen und steinigen Gegenden geht es ebenfalls zu unsicher. Daher bedient man sich in einigen am Niger gelegenen Gegenden, welche feucht und sumpfig sind, lieber der Esel und Maulthiere. Wo das Kameel aber üblich ist, da legt dasselbe etwa 3 engl. Meilen in einer Stunde zurück, und da man dasselbe nicht über acht Stunden täglich gehen läßt, so beträgt die Tagereise eines Kameels kaum fünf teutsche Meilen. (Vielleicht leidet das aber in andern Gegenden seine Ausnahmen) Daß man sich für die ganze Dauer einer solchen Reise mit dem hin-

länglichen Vorrathe versehen, und auch die Oerter, wo sich Weide und Wasser für die Kameele findet, wohl in Acht nehmen müsse, läßt sich leicht erachten, und ergiebt sich auch aus Bruces Reise. (erster Th.) Sehr übel sieht es auf solchen Reisen mit Kranken, Schwachen und Kindern aus. Die größte Bequemlichkeit, welche man ihnen verschaffen kann, besteht darin, sechs bis acht Kameele neben einander zu spannen, eine Zahl Zeltstangen auf ihre Rücken, über diese Säcke, und über die Säcke einige Teppiche zu legen, auf welchen dann die Ermatteten ihren Sitz haben.

Wie man in dem, von so vielen Flüssen bewässerten Surinam zu reisen pflegt, ist schon an einem andern Orte erwähnt. Jeder Vornehme und jeder Pflanzer hat sein Boot, welches von acht bis zwölf Negern gerudert wird. Auf dem Boote ist ein Zelt aufgeschlagen, in welchem keine Erfrischung vermißt werden darf, — das Boot fliegt unter den begleitenden Instrumenten der Musikanten, an welchen es bei einer Lustreise nicht fehlt, tanzend auf den Wellen dahin, und es ist wohl nirgends so möglich, den Widerspruch von Ruhe und Bewegung so schön zu vereinen, als hier. Die durch harte Arbeiten stark gewordenen Ruderer, können vier und zwanzig Stunden hinter einander diese Anstrengungen aushalten,

und stürzen sich am Ende der Reise in den Fluß, um sich zu erfrischen.

Wie ganz Wilde, Völker oder Familien, reisen können, welche noch nicht so weit gekommen sind, sich außer dem Hunde etwa, ein Hausthier anzuschaffen, läßt sich leicht denken. Man geht zu Fuße dahin, wohin man gedenkt. Die Männer tragen ihre Waffen, die Weiber ihre Kinder und Hausgeräthe. Reiset in Guiana das ganze Dorf, so geht der Kazike oder das Oberhaupt durch die Wälder voran, und die übrigen folgen. Das erstere macht mit seinem Messer kleine Einschnitte in die Bäume, und findet sich nach diesen Kennzeichen sicher wieder zurück. Wie gut sich die nordamerikanischen Wilden, bei ihren Jagden, oder bei ihren oft ein Jahr lang dauernden Handelsreisen zu finden wissen, darüber sind die hieher gehörenden Fälle schon vorgekommen, eben so, wie die Art, sich auf Reisen zu erhalten.

9.

Wohnungen. (Gebäude.)

Schon das Thier hat Geschicklichkeit genug, sich einen Ort zu verschaffen, welcher ihm zur Lagerstatt und zum Aufenthalt bei rauher Witterung dienen muß. Verschiedene vierfüßige Thierarten haben ihre Baue, ihre Höhlen, Gruben oder Löcher, und die Vögel ihre Nester, — verschiedener Insekten hier nicht zu erwähnen. Der Mensch, welchen die Natur nicht einmal so mütterlich, wie die vierfüßigen Thiere und Vögel mit einer so warm haltenden Umhüllung versehen hat, bedarf eines sichern, schützenden Ortes noch mehr als sie, und vorzüglich der Theil der Menschen, welcher die rauhen Gegenden der Erde bewohnt; und doch findet man in einigen dieser kältern und rauhern Gegenden die Bewohner so stumpfsinnig, daß sie kaum eine Wohnung besitzen, denn das einer Wohnung Aehnliche, was man bei ihnen antrifft, verdient diesen Namen wohl schwerlich.

Die elenden Feuerländer, bei der Straße le Maire, bewohnen eine Gegend, in welcher die Herren Banks und Solander, welche mit Cook auf seiner ersten Reise dort waren, beinahe mit ihrer Begleitung auf einer kleinen botanischen Reise erfroren wären, wiewohl es gerade dort Sommer war, und einige derselben kamen wirklich vor Frost um. Herr D. Solander hatte seine Gefährten nachdrücklich gewarnt, sich nicht vom Schlaf übermeistern zu lassen, und er selbst konnte demselben, aller vereinigten Bitten der Gesellschaft ungeachtet, nicht widerstehen, so streng war die Kälte, und der Schnee lag so tief, und fiel so häufig, daß es unmöglich war, ein Feuer anzuzünden. Gleichwohl war das Wetter schön und nicht unangenehm gewesen, da sie ausreiseten — wenigstens hatte man es nicht für möglich gehalten, daß die Witterung in wenigen Augenblicken so arg werden würde, wie sie kaum in den rauhesten Gegenden Schwedens und Norwegens im strengen Winter sein mag.

Für eine solche Gegend nun nehme man die armseligen Hütten, wie sie uns Cook beschreibt. Einige Stangen waren so, daß sie den Ausschnitt eines Kreises bildeten, in die Erde gesteckt, und oben so zusammen gebogen, daß sie ohngefähr das Aussehen hatten, als ein von einem Bienenkorbe der Länge nach abgeschnittenes Stück. Die ganze Form einer solchen Hütte machte das Achtheil eines Kreises. Auf der Seite von

welcher der Wind kam, war sie mit einigen Zweigen und mit Gras geschützt, und auf der andern aufgelassen. In diesen elenden Hütten, lebten die armseligen Feuerländer, deren Kleidung ebenfalls darauf nicht eingerichtet war, eine dichte Wohnung entbehrlich zu machen. Die Haut eines Seekalbes, blos um die Schultern geworfen, aber nicht befestigt, macht ihre ganze Bedeckung aus, unter welcher sie, nach Wallis Bericht, freilich vor Kälte zittern mußten.

Nicht viel besser als die Feuerländer, wiewohl in einem viel bessern Klima, wohnen die Neuholländer, welche sich an den Küsten dieser großen Insel aufhalten. Nach Hunters Nachrichten findet sich hier, sowohl ganz dicht an der Küste, als auch tiefer landeinwärts, eine Menge von Felsen von bröckelndem Sande, in welchem sich viele Höhlen gebildet haben, wo oft für funfzig Menschen Raum ist. In diese Höhlen lagern sich die Neuholländer an der Ostküste, oder in Neusüdwallis, die an Stumpfsinn wohl bald nach den Feuerländern kommen mögen, um sich gegen den Regen, oder gegen die rauhe Nachtluft zu schützen. Gewöhnlich zünden sie auch erst ein Feuer in den Höhlen an, ehe sie sich schlafen legen, wo sie dann anfangs warm, wie in einem Backofen liegen, und auf dem Grase, welches sie hineingelegt haben, ruhig schlafen. Da sie aber fast nichts haben, was

einer eigentlichen Kleidung ähnlich wäre, so läßt sich begreifen, daß sie im Winter viel von der Kälte leiden müssen. Sie haben zwar außer diesen Höhlen auch noch Hütten, die aber freilich weit weniger, als ihre geräumigen Höhlen gegen Witterung und Jahreszeit schützen können. In manchen Gegenden mögen dieselben überhaupt nur zu einigem Schutze auf der Jagd dienen, wenn sie in den Wäldern dem Känguruh nachsetzen. Sie sind übrigens nicht besser, wie die Hütten der Feuerländer, und nicht höher, als daß ein Mann darinnen sitzen kann, aber lange nicht so lang, daß er darinnen ausgestreckt liegen könnte, und bestehen aus Baumzweigen, die in Bogen gegen einander gekrümmt, und obenher ein wenig mit Blättern und Baumrinden bedeckt werden. Eine solche Hütte sieht etwa unsern Backofen ähnlich; das Loch desselben ist die Thür der Hütte, welche gewöhnlich von der Windseite abgekehrt liegt. So klein eine solche Hütte ist, so liegen doch oft drei, und wohl gar vier Personen darinnen. Freilich müssen sie sich wunderbar zusammen krümmen, und Kopf und Füße zusammen bringen können, um Raum zu haben; indessen mag sie die Noth wohl eine solche Lage und solches Zusammendrängen gelehrt haben, bei welcher gerade die meiste Wärme statt findet. Es ist bemerkenswerth, daß diese ohnedies schon so elenden Hütten, noch elender werden, je weiter es nach Norden zu kommt, und je wärmer dann

das Klima wird. Keine ist dann über vier Fuß lang, und wo in den kältern Gegenden nur ein offenes Loch ist, ist hier eine ganz offene Seite, an welcher Feuer angezündet wird, um die Füße dagegen ausstrecken und erwärmen zu können. Die Bewohner Neuhollands, in van Diemens Land, hatten zwar auch diese Hütten aus Sträuchern und Rinde, sie wohnten aber auch in hohlen Bäumen, in welchen sie sich, bei ihrer gänzlichen Nacktheit, ohne Zweifel viel besser, als in den Hütten werden befunden haben.

Die Bewohner des nordwestlichen Amerikas, haben zwar unter ihrem strengen Himmelsstrich zu sehr das Bedürfniß eines Schutzes gegen rauhe Witterung und Kälte gefühlt, als daß sie ohne Obdach leben sollten, allein die meisten unter ihnen haben es, bei ihrer herumziehenden Lebensart, und bei den oftmaligen Veränderungen ihres Wohnplatzes, nicht weiter, als bis zur Erbauung sehr leichter Hütten bringen können. Da sie ihre Hauptnahrung durch die Jagd gewinnen müssen, so würde es ihnen wenig helfen, wenn sie auch festere Gebäude aufzuführen verständen, da diese nur denjenigen Völkern sehr nützlich sein können, welche vom Ackerbau leben. Der kanadische Wilde muß schnell eine Hütte erbauen, und eben so schnell wieder abbrechen, und zusammen packen können. Viele dieser Indianer bedürfen zu einer Hütte, oder

vielmehr zu einem Zelte, weiter nichts als ihrer Zeltstangen, und einer Zeltdecke. Die letztere ist gewöhnlich von Elennleder, und bedeckt in Gestalt eines umgekehrten Fächers, die in die Erde gesteckten Stangen. Natürlich kommt der breitere Theil der Decke, über den untersten Theil der Stangen, die den weitesten Umkreis ausmachen. Oben wo die Stangen enge zusammenlaufen, werden sie von dem schmalern Theile der Haut bedeckt, so daß nur ein kleines Loch übrig bleibt, um dem Rauche einen Ausgang zu gestatten. Unten am Fuße der Stangen werden Fichtenreiser gelegt, über welche man den Rand des Zeltes schlägt, den man alsdann, um das Eindringen der äußern kalten Luft abzuhalten, mit Schnee belegt. Im innern Umkreis des Zeltes legt man ebenfalls eine Menge von Fichtenzweigen, um sich derselben zu Sitzen und Betten zu bedienen. In einem solchen Zelte warten die Indianer, welche die Gegenden der Hudsonsbai bewohnen, die ganze strenge Jahrszeit ab, bis zum Eintritt der mildern. Sie pflegen sich freilich solche Stellen auszuwählen — wo anders eine solche Wahl statt findet — wo ihnen die Nähe eines fischreichen Flusses den Lebensunterhalt sichert, oder wo sie Repphühner fangen und Rothwild erlegen können.

Auf eine ähnliche Weise sind die Zelte der Eskimos am Kupfergrubenfluß eingerichtet. Die Stangen sind im Zirkel umhergesteckt, und mit Hirschleder

oder mit Rohr und Strauchwerk belegt. Jedoch haben sie auch noch andere Wohnungen — vielleicht Winterwohnungen, und jene Zelte mögen dann wohl die Sommerwohnungen sein — elende Löcher, welche in die Südseite dort vorhandener Hügel hineingearbeitet, und halb unter der Erde sind. Obenher sind dicht um das Loch herum Stangen gesetzt, den Sommergezelten ähnlich. In einer solchen Wohnung, wo Thür und Rauchloch eins sind, leben einige Familien, und schlafen auf etwas erhöhten Lagerstellen.

Die Tschinkitaner, welche Marchand besuchte, hatten ziemlich ähnliche Hütten, die aber auch nur zum einstweiligen Aufenthalt dienten. Einige Stangen waren ebenfalls in die Erde befestigt, oder statt derselben hatten sie auch wohl ihre Lanzen in den Boden gesteckt. Statt der ledernen Bedeckung waren Baumzweige über und zwischen den Stangen geflochten, so daß nur eine Oeffnung übrig blieb, welche mit gegerbtem Leder bedeckt wurde — ohne Zweifel um den Wind abzuhalten, und den Rauch heraus zu lassen. In der Mitte der Hütte wird das Feuer angemacht, welches bei vielen Indianern fast immer brennend bleiben muß. Ist die Kälte aber größer, so rückt man wohl zwei Hütten zusammen, nnd zündet das Feuer in der Mitte zwischen beiden an. (Bei den Cheppewyanindianern fand Makenzie, daß immer 2 Hütten einander gegen über standen, in deren Mitte

dann das Feuer brannte. Sie waren alle mit Baumrinde bedeckt.) In den Hütten schlafen die Indianer auf Bänken, die aus Borke *) gemacht, und einige Fuß hoch über den Boden erhöht sind. Wenigstens dünkt ihnen eine solche Schlafstelle bei milderm Wetter hinreichend, wenn auch vielleicht bei strengerer Kälte da und dort noch die Decken von Thierhäuten hinzukommen mögen. Die leichte Borke verschiedener Bäume, und vorzüglich von Birken, thut überhaupt dem kanadischen Wilden zur Errichtung einer Hütte, die nur für die Jagdzeit üblich ist, gute Dienste. Er führt mehrere Rollen solcher Birkenrinden in seinem leichten Kanot mit sich, steigt da ans Land, wo er eine reiche Jagd zu halten gedenkt, steckt einige Pfähle in den Erdboden, legt die Borke drüber her, und die Jagdhütte ist fertig. So führen die Bewohner von den Charlotteninseln an der Nordwestküste Amerikas (nach Marchands Erzählung) immer dergleichen Borke, nebst Pfählen (Stangen ohne Zweifel) und auch wohl einigen Brettern in ihren Kähnen mit sich, um sich davon, an jedem beliebigen Platze, eine Sommerwohnung zu errichten. Ihre Winterwohnungen sind, wie die Winterwohnungen ihrer Nachbarn, viel dauerhafter und stärker.

*) So sollten wir die äußerste harte Rinde mit den darunter sitzenden Häuten wohl eigentlich immer nennen.

In den Gegenden der Nordwestküste von Amerika, nemlich im Nutkasunde, am Cookflusse, an der Dixonsstraße, an der Charlotteninsel, und in dieser ganzen Nachbarschaft sind die Wohnungen bei weitem fester, und statt aus leichten Stangen und Häuten, meistens aus starken Balken und aus Bohlen oder dicken Brettern erbauet. In den bisher noch unbesuchten Gegenden, welche Makenzie bereisete, waren zwar die Hütten luftig genug, aber doch dauerhafter. Balken waren auf Gabeln gelegt, und oben her mit Reisern und Zweigen bedeckt, und rings um die Hütten waren Gerüste errichtet, um die Fische darauf trocknen zu können. Solche luftige Wohnungen — wiewohl sie ohne Zweifel auch nur Sommerwohnungen waren, wehrten freilich die große Kälte nicht ab, indessen für Leute, die gewohnt waren, in einem so strengen Klima, ganz nackt am Feuer zu schlafen, mochten sie allenfalls auch dazu wohl hinreichend scheinen. Nicht viel besser waren die Wohnungen, welche Dixon in der Gegend des Prinz Williamsundes, und des Cookflusses im Port Mulgrave traf, denn sie hatten nur vor jenen voraus, daß sie rings umher mit unbefestigten Brettern belegt waren. Solche Wohnungen konnten auch immer noch ebenfalls sehr leicht errichtet, und sehr leicht abgebrochen werden, welches mit vielen in der größern Nähe der genannten Gegenden gewiß nicht der Fall war, wiewohl

auch hier leichtere Hütten, die nur für einen einstweiligen Aufenthalt dienen, nicht unbekannt sein mögen. Eine stärker gebauete Wohnung, fand Makenzie schon diesseits des Forts Mischillimakinak, (im brittischen Kanada, oder im Gouvernement Quebek) welche aber auch hier die einzige ihrer Art war. Sie war dreißig Fuß lang, bei 20 Fuß Breite. Drei Thüren machten die Eingänge zu derselben, die bei drei Fuß Höhe, vier und einen halben Fuß breit waren. Inwendig enthielt dieselbe drei gleich weit von einander entfernte Feuerplätze, mit drei Lagerstellen daneben, hinter welchen drei Gruben zum Fischaufbewahren waren. Man sahe also wohl, daß diese Wohnung auf drei Familien angelegt war. Die Wand dieses Gebäudes war fünf Fuß hoch, und aus den Stämmen der Pechtanne gearbeitet, welche gut in einander gefügt waren; das Dach stützte sich auf eine Giebelstange, die auf zwei Gabeln ruhete. Inwendig war die Wand durch starke Pfosten verstärkt, ohne Zweifel um der Gewalt der Stürme widerstehen zu können. Der Giebel war mit Sparren ausgesetzt, und überall waren Stangen zum Fischtrocknen angebracht.

Dieses Haus war freilich ein Pallast gegen die vorher erwähnten Hütten, aber es war sehr unbedeutend gegen diejenigen Wohnungen, welche der Gegend des Nutkasundes näher angetroffen werden. Hier bestand ein ganzes Dorf aus 11 großen Häusern, und

aus einer Menge von kleinern, die aber nur als Küchen zum Zubereiten, zum Trocknen und Räuchern der Fische dienen mochten. Vier von den größern Häusern waren auf Gerüsten erbauet *), und hatten 100 bis 120 Fuß Länge, bei 40 Fuß Breite. In der Mitte derselben fanden sich vier bis fünf Heerde, die auch wohl zum Trocknen, oder vielleicht zur Zubereitung der Fische dienen mochten. Inwendig war der Raum an beiden Seiten durch Zedernbohlen in Verschläge eingetheilt, welche ohne Zweifel zu Schlafstellen für die an dem Gebäude Antheil habenden Familien dienen mochten. Ueber jeder solcher Schlafstelle standen Kisten, worinnen die Familien ihre Kostbarkeiten aufbewahrten. In der Mitte blieb indessen der gemeinschaftliche Raum immer noch groß genug, und es waren in demselben Stangen zum Fischtrocknen angebracht. Mitten im Dorfe war ein Gebäude von funfzig Fuß Länge, und nur fünf Fuß Breite weniger. An jedem Ende desselben standen vier senkrechte Pfeiler, von welchen die beiden mittlern drittehalb Fuß Durchmesser hatten, und in groteske menschliche Figuren ausgeschnitzt waren. Die Figuren an der einen Seite des Vierecks stellten zwei Menschen vor, die die Hände auf den Knien liegen hatten, auf der andern Seite zwei Figuren, welche die Hände auf den Hüften liegen hatten. Pfosten,

*) In einem andern Dorfe traf er Häuser, welche 25 Fuß über der Erde erhöht standen.

Pfeiler und Figuren waren roth und schwarz angestrichen, und die Spuren von mehrern unterhaltenen Feuern waren in demselben vorhanden. In eben diesem Dorfe waren mehrere längliche Vierecke, die an zwanzig Fuß Länge, und acht Fuß Breite hatten, und aus Zedernbalken so fest in einander gefügt waren, als ob sie aus einem einzigen Stücke verfertigt wären. Sie waren mit mancherlei wunderlichen Figuren bemahlt, unter welchen sich auch Thierfiguren fanden. Die Bestimmung dieser Häuser bleibt sehr ungewiß, wiewohl Makenzie vermuthet, das Opfer darinnen gebracht würden.

Das Prachtgebäude des Königs auf der Insel Wikananisch, welches uns Meares beschreibt, war überall 20 Fuß hoch, rings umher mit langen und breiten Planken überall besetzt, und obenher mit Brettern belegt. Die Hauptbalken des Gebäudes machten drei ungeheure Bäume, welche auf riesenmäßigen, aus Holzklötzen geschnitzten Figuren ruheten. Die Bretter, welche dasselbe bedeckten, konnten hinweg genommen werden, um entweder Licht herein, oder Rauch heraus zu lassen. An einem andern Orte fand Meares sogar 26 Häuser, von welchen er sagt, daß jedes groß genug gewesen sei, um 26 gewöhnliche Häuser zu enthalten.

Das vollkommenste Gebäude der ungeheuren Bauart dieser Gegenden beschreibt uns Marchand, wie

er es auf der Cloakbai an den Charlotteninseln fand. Es war ein längliches Viereck von funfzig Fuß Länge, bei 38 Fuß Breite. Sechs bis zehn behauene Stämme, welche auf den Seiten in die Erde gerammelt waren, machten den Umfang aus; und der Raum zwischen denselben, war mit drei und vier Zoll dicken, und zehn Zoll breiten Brettern, die genau in einander gezapft und gefugt waren, ausgesetzt. Die Wände hielten etwa sechs bis sieben Fuß Höhe, und in denselben waren einige Fenster, (Oeffnungen) und im Gipfel ein Loch zu Licht und Rauch. Eigentlich hatte das Gebäude zwei Stockwerke, von welchen aber nur eins sichtbar ist, indem das andere unter der Erde lag, und etwa fünf Fuß Tiefe hatte. Auf einigen in den Füllmund angebrachten Stufen, steigt man in dieses Stockwerk hinunter. Die Eingangsthür des Gebäudes ist nur drei Fuß hoch, und nur zweie breit, und durch eine Schwelle über anderthalb Fuß vom Boden erhöht. Sie sieht eigentlich wie ein großes weit aufgerissenes Maul, das in einem Baumstamm angebracht, und mit einer zwei Fuß langen Nase versehen. Ueber dieser Maulthüre steht eine geschnitzte Menschengestalt in der Stellung eines Kindes an der Mutterbrust, und über diesen grotesken Säugling erhebt sich die riesenmäßige Statue eines stehenden Menschen, mit einer, einem Zuckerhute ähnlichen Mütze, welche fast eben so hoch ist, als die Figur selbst.

Uebrigens sind auch hier an verschiedenen Theilen des Gebäudes, eingeschnitzte Figuren, von Kröten, Eidechsen, Menschenarmen und Schenkeln. Diese Wohnung war ohne Zweifel wohl eine Winterwohnung, welche sowohl durch ihre starken Stämme sattsam gegen die Stürme als durch ihr unterirdisches Stockwerk gegen die Kälte dieser Gegenden schützte. Daß für den Sommer leichtere Gebäude ihnen eben so wenig unbekannt sind, als den Bewohnern des östlichen Asiens und den Kamtschadalen, ist schon aus dem Vorigen zu vermuthen, wiewohl sie schwerlich hier so ganz gemein sein mögen, da sie ihnen nicht so nöthig sind, indem die Einrichtung ihrer Wohnungen auch für den Sommer die nöthige Bequemlichkeit gewährt, welches bei jenen, fast ganz unter der Erde liegenden Jurten nicht der Fall ist.

Die Winterwohnungen der Kamtschadalen — die jetzt aber immer seltener werden, seitdem sich dieses Volk in seiner ganzen Lebensart je länger, je mehr auf russischen Fuß einrichtet, — haben ebenfalls, wie die meisten vorher erwähnten die Gestalt eines länglichen Vierecks. Man gräbt die Erde vier bis fünf Schuh tief aus, und wirft sie an den Seiten, wie einen Wall auf. Rings umher an den Wänden werden schwache Weidenpfähle eingeschlagen, und der Raum zwischen den Pfählen und den Seitenwänden mit Stroh

ausgefüttert, um das Einstürzen und das Durchfallen der Erde zu verhüten, und ihre Vorräthe gegen Fäulniß zu schützen. Rings um diese Grube herum, ist ein Schuh breites Gesimse von Erde, auf welches Balken gelegt, und mit Pfählen gegen das Ausweichen befestigt werden. Hierauf werden die Hauptpfeiler angelegt, welche das hölzerne Dach mit seinen Balken und Sparren tragen, und die Balken, Stangen und Sparren mit Riemen an einander befestigt. Das ganz hölzerne Dach, wird mit einer dicken Lage Stroh belegt, darüber aber die noch von dem Ausgraben übrig gebliebene Erde hergeworfen, und mit den Füßen fest getreten. In der Mitte der Jurte wird zwischen vier Pfeilern, welche bis zum Dache reichen, der Feuerheerd angerichtet, über welchem eine Oeffnung im Dache ist, die zugleich als Rauchloch und als Eingang dient. Ein dem Feuerheerde gegen über stehendes Zugloch, läßt die Luft von außen zutreten, um das Feuer im Brennen zu erhalten, und wird verschlossen, wenn es ausgebrannt ist. Das Innere der Wohnung ist durch Hölzer und Stangen in mehrere Vierecke abgetheilt, die zu eigenen Schlafstellen und Cabinettern für die verschiedenen Familien dienen, welche an derselben Antheil haben, die mit Strohmatten, und beim Schlafengehen noch mit Rennthier- oder Seehundsfellen belegt werden, um sich darauf in der Kuklanke hinzulegen. Hier hat jeder sowohl neben sich, als auch auf den

Gesimsen über seinem Kopfe seine verschiedenen Geräthe liegen.

Die Oberstelle in der Wohnung ist die dem Zugloche gegen über, und hier war auch sonst der Hausgötze befestigt — ein kleines Stückchen Holz, woran ein Kopf ausgeschnitzt war, dem sie sich bei vorkommenden Gelegenheiten bestens zu empfehlen suchten, und bei fröhlichen Mahlen das Maul ein wenig mit Blut besalbeten — (ein fettes Maul machten) und ihm auch wohl gar ein Halstuch von Slatka Drawa, oder von einem andern beliebten Kraute verehrten.

Es ist begreiflich, daß man zum Rauchloche einsteigen muß, um auf den Boden einer solchen Wohnung zu kommen — ein gefährliches Wagstück für diejenigen, welche an den mit Einkerbungen versehenen Baum, der die Leiter vorstellt, nicht gewöhnt sind. Die kleinen Kinder indessen schlüpfen durch den Zugkanal ein und aus.

Die Größe dieser Wohnungen ist, nach der Zahl der Mitglieder der Familie, sehr verschieden. In manchen Gegenden Kamtschatka's, wo dieselben ziemlich hoch und geräumig erbauet werden, ist wohl für funfzig Personen Platz. In großen Ostrogen oder Dörfern, giebt es auch eine eigene Wohnung, wo der Taion (Oberhaupt, Aeltester, Richter) sich aufhält, wel=

welcher die Gäste und Reisenden bewirthet, und wo man bei großen Festen, und auch wohl sonst zusammen kommt. Diese Gastwohnungen sind freilich geräumiger, und mit bessern Geräthen versehen*).

Die Winterwohnungen dienen für mehrere und oft für alle Familien eines Ostrogs oder Dorfes — mit den Sommerwohnungen, oder den von den Kosaken also genannten Balaganen ist der Fall anders. — Da sie leichter zu erbauen sind, und weder Licht, noch Holz zur Heitzung erfordern, so besitzt jede Familie ihre eigene, worinnen sie von Anfang Aprils, bis zu Anfang Novembers wohnt. Wenn man sich ein auf zehn oder zwölf Pfeilern ruhendes, und wie eine Spitzsäule nach oben zu laufendes Dach vorstellt, so hat man die Gestalt des Gerippes. Die Stangen des Daches sind an den zusammenlaufenden Enden durch Riemen mit einander verbunden, und mit Stroh belegt. Zwei Thüren, nach Süden und nach Norden machen die Eingänge, und es ist allezeit nur diejenige im täglichen Gebrauch, die nicht auf der Windseite liegt. So wie man auf Bäumen, in welche Fußtritte eingehauen sind, in die Jurten hinuntersteigt, so steigt man auf ähnlichen in die Balaganen hinauf; der umgekehrte Baum, ist das Zeichen, daß niemand zu Hause ist.

*) Auch im Nutkasunde scheinen manche Wohnungen vorzüglich für Fremde und Gäste bestimmt. Diese Aehnlichkeit, wie manche andere, wird man wohl nicht übersehen.

Den Raum zwischen den Pfeilern, auf welchen sie ruhen, benutzt man, um Fische und andere Vorräthe, — Wurzeln, Kräuter u. s. w. zu trocknen, welche hier an der feuchten Sommerluft leicht in Fäulniß gehen würden, wenn sie nicht dem freien Zuge ausgesetzt wären. Auch gegen die Füchse, welche sonst sehr häufig waren, war diese Bauart vortheilhaft, gegen ihre eigenen Hunde aber, welche sehr künstlich hinauf zu steigen wissen, nur alsdann, wenn man ihnen ein kurzes und dickes Stück Holz an den Hals gebunden hat. Geräthschaften, welche trocken bleiben sollen, werden unter die Balaganen hingestellt.

Gewöhnlich pflegt man diese Sommerwohnungen sehr nahe an einander zu bauen, und Bretter zu legen, auf welchen man von einer zu der andern kommen kann, ohne erst herauf und hinunter zu steigen. Sonst, wo oft über hundert Balaganen an einem Orte standen, konnte man durch den ganzen Ostrog auf diese Weise gehen, ohne die Erde zu berühren. Bei dieser Nähe der an einander stehenden Gebäude, war es aber freilich auch um alle geschehen, wenn Feuer ausbrach, welches in den strohernen Dächern so schnell um sich griff, daß es oft unmöglich war, die Alten und die Kinder zu retten. Uebrigens würde es für den Europäer eine eigene Sache sein, in solchen Balaganen zu wohnen, da sie jedem Windstoße nachgeben, und wie eine Wiege hin und her geschaukelt werden. Daß

dieselben bei stärkern Stürmen umgeworfen werden, ist eben so wenig selten, als daß Kinder von oben herab fallen, und wo nicht immer tod bleiben, doch Arme oder Beine brechen *).

Aehnliche Winterwohnungen, und ganz so wie die kamtschadalischen gebaut, nur mit mehrern Eingängen findet man auf den nahgelegenen Aleuten, (wo man auch Balaganen hat,) und auf den Fuchsinseln. Auf Unalaska giebt es Jurten von achtzig Fuß Länge, und acht bis zehn Fuß Breite, und es ist Platz darin für zweihundert Personen, welche sich zuweilen auch wirklich darinnen aufhalten. Bei einer solchen Menschenmenge, ist's in der That nicht nöthig, ein großes Feuer zu unterhalten, um sich zu erwärmen. Grade um deswillen schicken sich eben solche Wohnungen für diese Gegenden, und für Kamtschatka, um so mehr, da hier die Wälder und Holzungen sehr schlecht, und außer einigem Treibholze, welches mit den Meeresströmungen ankommt, nur noch einige dürftige Erlen, Birken und Weiden vorhanden sind.

*) Strohhütten, welche an der Erde stehen, findet man auch häufig, um für die Hunde darinnen zu kochen, die an den Flüssen gefangenen Fische zu bereiten, oder Meersalz und Fischfett darinnen zu sieden. Auch errichtet sie der Kamtschadale schon um nur im Sommer ein Nachtlager auf seiner Reise zu haben — daher findet man dieselben überall. Sonderbar, da er auf der Winterreise so wenig Umstände macht.

Manche Reisebeschreiber rühmen die Wohnungen auf Unalaschka noch als reinlich, im Vergleich mit den kamtschadalischen. Man kann sich indessen von dieser Reinlichkeit einige Vorstellung machen, wenn man von Cook nur den einzigen Umstand weiß, daß in dem Harnbehältniß Leder und rohe Thierhäute eingeweicht werden.

Die Winterwohnungen mehrerer nordöstlichen Asiaten, sind im Ganzen, denjenigen in Kamtschatka überaus ähnlich. Die Koriäken mögen sie aber wohl noch weit tiefer anlegen als die Kamtschadalen, denn Lessep sagt, daß er in eine Jurte vierzig Fuß tief habe hinunter steigen müssen. Und bei den Tschucktschen wird das Balkenwerk noch künstlicher und dichter verbunden, als bei den Kamtschadalen. Die oberste Decke machen sie (— ohne Zweifel wohl nur einige) aus Wallfischgerippen, welche sie sehr genau zu verbinden wissen, dann ebenfalls erst mit Stroh oder Rohr belegen, und zuletzt mit Erde bewerfen. Ein aufgeworfener, schräge in die Höhe laufender Erdhügel führt zu dem Einsteigeloche, außer welchem noch ein eigenes Loch für den Abzug des Rauches, und für das Tageslicht mitten im Dache vorhanden ist, unter welchem das Feuer brennt, das entweder vermittelst des gesammelten Treibholzes unterhalten wird, oder vermittelst der Wallfischthranlam-

pen. So wie jede Familie ihre eigene abgetheilte, und über den Boden erhöhte Schlafstäte in der Jurte hat, so brennt sie auch ihre eigene Lampe. Uebrigens hat eine solche Wohnung noch ein eigenes Vorrathsgewölbe, zu welcher, außerhalb, ein dunkler, und mit Erde beworfener Gang führt. Auch haben sie Luftlöcher an ihren Jurten, welche bei ungestümem Wetter, und des Nachts, mit Thüren von Fellen können verschlossen werden.

Die Sommerwohnungen der Tschucktschen, welche gewöhnlich dicht neben den Winterwohnungen stehen, sind mehr den Zelten der nordwestlichen Amerikaner, als den Balaganen der Kamtschadalen ähnlich, und geräumig genug, ebenfalls mehrere Familien zu beherbergen. Hohe, im Kreise umher gesteckte Stangen und Knochen laufen oben in eine gemeinschaftliche Spitze zusammen, wo sie mit Riemen verbunden werden. Diese Stangen sind mit Rennthierhäuten, die rauhe Seite inwendig, belegt, und die Häute mit Riemen daran fest gebunden. Gleich am Eingange des Zeltes findet sich die Feuerstelle, und an den Seiten, die mit grünen Zweigen belegten Schlafstellen, welche ebenfalls durch Rennthierhäute in Verschläge abgetheilt sind. Da diese Sommerwohnungen nicht wie die Kamtschadalischen benutzt werden können, so errichten sie in der Nähe derselben eigene Gerüste, aus Knochen der Wallfische und anderer Seethiere, unter

welchen sie ihre Fischvorräthe und andere Lebensmittel für sich und ihre Hunde trocknen und bewahren.

Bei den Jakuten sind die Sommerwohnungen wenigstens, — wahrscheinlich auch wohl die Winterwohnungen — eben so, wie bei den Tschucktschen eingerichtet, nur daß dieselben mit Birkenborke, welche sie am Rande zierlich auszacken, statt mit Rennthierhäuten bekleidet sind. Die einzelnen Verschläge in denselben, sondern nicht blos die einzelnen Schlafgenossenschaften, sondern schon Herrschaft und Gesinde von einander ab Uebrigens fehlt auch bei diesen Völkerschaften der Hausgötze nicht, der die Wohnung und die Bewohner derselben schirmen und schützen muß — ein kleines Götzenbild, dem sie Kleider anziehen, und Ringe und Schellen anhängen.

Unter den Wohnungen der sibirischen Völkerschaften will ich hier nur noch der samojedischen erwähnen, welche mit den Hütten der Eskimos die meiste Aehnlichkeit haben, indem sie ebenfalls über die in die Erde gemachten Gruben Stangen gegen einander über stecken, und dieselben mit Rennthierfellen, oder auch mit Birkenborke bedecken.

Zuletzt nur noch die Wohnungen der Grönländer, deren Winterwohnungen ebenfalls wieder den Kamtschadalischen in den Hauptpuncten gleich sind. Der in die Erde gegrabene Theil, ist mit Steinen und

Rasen bekleidet, und das darüber angebrachte Balken- und Sparrwerk aus Treibholz gebauet, über und zwischen welchen Stangen und Strauchwerk, hierüber aber das Gestrippe verschiedener Stauden hergelegt werden, welches alles man zuletzt mit Rasen und Erde bedeckt In diese Hütten aber steigt man nicht von oben herein, sondern man kommt in dieselben durch einen Gang, von etwa sechszehn Fuß, der aus Schnee und Eisstücken gebauet ist. Man steigt erst vier Stufen hinab, ehe man in den Gang kommt, welcher anfangs nicht viel mehr Raum hat, als für einen Mann erforderlich ist, aber am Ende immer noch schmaler und niedriger zuläuft, bis man endlich an die Thür der Wohnung kommt, oder vielmehr an den großen Eisblock, welcher das Innere der Hütte verschließt. Da diese Menschen, außer ihrer eigenen Wärme *) nur noch Thranlampen zur Erwärmung der Hütte haben, so würden sie vielleicht zuweilen die Kälte sehr empfinden, wenn ein oder mehrere Löcher im Dache den Eingang ausmachten, da hingegen bei dieser Einrichtung die Wärme sehr groß ist. Freilich sammelt sich nun

*) Es ist mir unbegreiflich, wie man auf den possirlichen Einfall hat kommen können, die Grönländer müßten eine außerordentliche eigenthümliche Wärme haben, da sie im Winter ohne Feuerung aushalten könnten. Alle Europäer, wenn sie in dem nemlichen wohl verwahrten Raume in gleicher Menge, und bei gleicher Anzahl brennender Lampen versammelt wären, würden es eben so gut aushalten, und manche es vielleicht zu warm finden.

auch aller Broden und alle Ausdünstung in einer solchen Hütte, und dieß möchte, nebst dem Dampf der Thranlampen, für unsre Nasen und Lungen den Aufenthalt in denselben wohl unerträglich machen. Uebrigens setzen sie in kleine Oeffnungen dünn geschabte Eisstücke, welche statt der Fenster dienen müssen — eine Aushülfe, deren man sich auch in mehrern Gegenden des russischen Reichs, in welchen die Kälte sehr streng ist, zu bedienen pflegt. Für die Sommerwohnungen, welche wie die schon oft erwähnten, mit Rennthierfellen überdeckten Zelte anderer Völker sind, werden die Fenster aus Fischhäuten gemacht. — Eine Kunst, die man auch in Kamtschatka und in verschiedenen Gegenden Sibiriens versteht, wo man die Blasen mancher Thiere, und vornehmlich Lachshäute so dünne schabt, daß sie durchscheinend werden.

Ueberbleibsel von vollendeten Gebäuden traf man in Peru, mit sehr hohen, aber schmalen Thüren, ohne Fenster, und mit ziemlich gutem Gemäuer. — Aber freilich waren diese Trümmer sehr elend, gegen diejenigen, die uns von der persischen und griechischen Baukunst übrig geblieben sind. — Merkwürdiger sind die Sonnentempel in Peru, die zum Theil aus ungeheuern Steinmassen aufgethürmt sind. Der merkwürdigste war auf einer Insel, und seine Wände waren von außen und innen mit Goldplatten und kostbaren Steinen behängt.

10.

Noch mancherlei Sitten und Gewohnheiten verschiedener Völker.

Verschiedene Sitten und Gewohnheiten sind bisher unter eigenen Aufschriften und bei andern Gelegenheiten angeführt worden; hier sollen noch mehrere erwähnt werden, welche von den unsrigen gänzlich abgehen, und wir fangen an mit der

Freundschaft:

Die bei den meisten Völkern für ehrwürdig genug ist gehalten worden, um sie mit gewissen Feierlichkeiten zu errichten, und vorzüglich bei solchen Völkern, wo es in vielen Fällen sehr schwer war, Hülfe und Unterstützung zu finden.

Wenn ehedem ein Kamtschadale besorgte, er möchte in große Verlegenheit kommen können, und doch des Beistandes eines Mensches gewiß sein wollte, so ging er zu einem seiner Landsleute, zu welchem er vorzüglich Vertrauen hatte, und bot ihm seine Freundschaft an. Wurde das Anerbieten angenommen, so

mußte der, welcher die Freundschaft suchte, sogleich eine Probe derselben ablegen. — Er wurde in die Hütte des andern genöthigt, und von demselben auf eine eigene Art bewirthet. Der Wirth ließ alle die Seinen aus der Hütte herausgehen, zog sich mit seinem Freunde ganz nackt aus, und heitzte nun so arg ein, daß es unerträglich heiß wurde. Zugleich kochte er bei dem Feuer eine überflüssige Menge Speisen, mit welchen er den Gast bewirthete, der so viel in sich hinein stopfen mußte, als dem Wirthe beliebte. Wenn auch der Gast vielleicht schon durch vielfältiges Erbrechen sattsam bewiesen hatte, wie gern er sich in den Willen seines Wirthes fügte, so hörte doch dieser mit seinen Zunöthigungen noch nicht auf, und was das Aergste vielleicht war, goß Wasser auf die heißen Steine, und setzte auf diese Weise seinen Gast in ein schreckliches Dampfbad. Der Wirth indessen machte es sich bequem, aß was und wie viel ihm beliebte, und ging hinaus sich abzukühlen, und trieb das so lange, bis es dem Gaste unmöglich fiel, das länger auszuhalten. Dann that der Wirth demselben den Antrag, daß er ihn beschenken möchte, und der Gast willigte ein, und verschenkte nach nnd nach, seine Hunde, Kleider, Schlitten, und alle seine Habseligkeiten. Hatte ihm der Wirth nun alles abgenommen, dann gab er seinem Freunde Luft, und öffnete alle Thüren und Löcher, machte demselben auch Gegengeschenke, aber alle von

der schlechtesten Beschaffenheit; er gab ihm die ältesten magersten Hunde, und die abgetragensten Kleider u. s. w., und jetzt war das Bündniß geschlossen. Wenn sich aber künftig die Verhältnisse wechselten, und der Wirth der Gast seines jetzigen Gastes wurde, so ging es ihm auch nicht besser. Seit dieser Zeit hatte aber jeder das Recht, von dem andern, auch im Nothfall ohne Wiedererstattung, zu nehmen, was ihm gefiel, und die durch solche Proben bewährte Freundschaft, hatte von nun an Kraft und Dauer für alle Fälle. Insbesondere aber wurde der Freund dadurch verpflichtet, seinen Freund zum Schmause einzuladen, wenn er ein Wild erlegt hatte. — Für die Ehrlichkeit dieses Volkes, ist es ein Beweis, daß sie nie mit Dieben und Betrügern dergleichen Freundschaft zu errichten pflegten, und diese eben deswegen für sehr unglücklich hielten, weil sie zur Zeit der Noth keinen rettenden Freund hätten, und umkommen müßten.

Nach Benjowsky ward das Freundschaftsbündniß auf den benachbarten Aleuten, mit weniger Umständen und Marrern errichtet. Man goß bloß Wasser in das aus Thierhäuten gemachte Gefäß, und wusch sich damit. Vielleicht waren noch manche Gebräuche dabei üblich, die aber leicht Benjowsky unbekannt geblieben sein können.

Die Sitten der Tschucktschen, ein Freundschaftsbündniß zu schließen, sind bereits da gewesen.

Man muß mit dem Urin der Frau dessen, dessen Freundschaft gesucht wird, sich den Mund ausgespült, wo nicht gar davon ein Schlückchen zu sich genommen haben. Was noch sonst bei diesen Menschen nöthig ist, kann hier nicht füglich angeführt werden, eben so wenig, als die Sitte der Indianer des nordwestlichen Amerika's, durch welche dieselben sich anheischig machen, nach dem Ableben des Freundes, dessen Weib und Kinder zu ernähren.

In verschiedenen Inseln der Südsee wird die Freundschaft dadurch errichtet, daß man die Namen vertauscht, und daher kann es kommen, daß mancher unter seinem vorigen Namen bekannt zu sein aufgehört hat. Daher fanden die Europäer, welche mehrere male in Otaheiti gewesen sind, ihre alten Freunde unter neuen Namen wieder, unter welchen sie dieselben gar nicht vermuthet hatten. Auch in verschiedenen, dem Nutkasunde nah gelegenen Gegenden findet sich die nemliche Sitte. Als Etienne Marchand hier anwesend war, (1792) mußte der Hauptmann Chanal mit dem Eingebornen Nousk Freundschaft errichten, und sich dessen Namen beilegen, da dieser hingegen den Namen Chanal annahm. Bei Freundschaftsbündnissen, die mit Auswärtigen errichtet werden, mögen solche Namenvertauschungen wohl nur so lange dauern, als die Anwesenheit der Fremden.

Noch feierlicher, als durch die Sitte der Namenvertauschung, deren schöner Sinn sich leicht errathen läßt, wird auf einigen Inseln der Südsee, die Errichtung der Freundschaft dadurch, daß man die neuen Freunde oder Tajos bekleidet. Da Cook zum erstenmale in Otaheiti war, wählten sich zwei Standespersonen ihn und den bekannten Herrn Banks zum Freunde, und zogen einen großen Theil ihrer Kleider an, um sie den neuen Freunden anzulegen, welche dagegen durch Beile und Korallen erkenntlich waren. Nachher ist es öfter der Fall gewesen, daß ein Schiff kaum zwei Tage vor Anker gelegen, und mit den Otaheitern Verkehr gehabt hat, als schon jeder von der Mannschaft seinen eigenen Tajo hatte.

Die Freundschaft, welche blos das gute Vernehmen, und die Abwesenheit, oder das Aufhören feindseliger Gesinnungen ausdrücken soll, hat bei verschiedenen Völkern verschiedene Zeichen — Zeichen des Friedens. In den Südseeinseln, ist es häufig diese Friedensgesinnungen durch grüne Zweige, die man in den Händen trägt, zu erkennen zu geben, die grüne und die weiße Farbe sind fast in aller Welt Friedenszeichen. Die Engländer, welche 1787 an der westlichen Seite der Herzog Yorks-Insel landeten, um ihre Wassergefäße zu füllen, wurden von den Einwohnern trotzig empfangen, und man wollte

ihnen nicht erlauben Wasser einzunehmen *). Es versammelten sich die Eingebornen in großer Menge, und wurden von ihrem Anführer, einem über und über weiß gepuderten alten Manne, noch zu Feindseligkeiten aufgereitzt — Umsonst suchte man sie durch Geschenke zu besänftigen; sie fingen den Angriff mit Steinen an, welche sie aus Schleudern warfen. Die Engländer schossen sogleich auf 30 bis 40 Kanots, welche gedrängt voll Menschen waren, mit Flinten und Kanonen **), die Kanonen waren indessen über sie hinweg gerichtet. Dies setzte die Eingebornen so in Schrecken, daß sie ins Wasser sprangen, und die Freundschaft der Engländer anfingen zu suchen. Am andern Morgen kamen die Kanots mit grünen Zweigen als Friedenszeichen, und hielten sich entfernt in der Bai. Nach vier Tagen seegelten die Engländer ab, und an diesem Tage kamen sie ebenfalls mit grünen Zweigen, und brachten Yams, Kokos, Pisangs und andere Früchte, und sangen ein Freundschaftslied. Als die Engländer ein Boot aussetzten, die Geschenke einzunehmen, zogen sich die Eingebornen zurück, und legten die Geschenke

*) An der südlichen Küste der Insel hatten sie die Einwohner freundschaftlich aufgenommen, und ihnen auch ein vergessenes lediges Fäßchen, mit Wasser gefüllt, nachgebracht.

**) Die Flinten also sollten wahrscheinlich treffen. Cook pflegte in ähnlichen Fällen besonnener und menschlicher zu handeln, wiewohl er sich oft genug von seiner Heftigkeit hinreißen ließ.

an den Strand. Mitten in den Haufen der Früchte, war eine junge Palme gesteckt, und oben drauf waren ein Paar lebendige kleine Hunde gebunden. — Alles das zusammen hieß wahrscheinlich nichts anders, als: „ewiger Friede und Freundschaft!" Bei den Neuholländern in Neusüdwallis waren diese Friedenszeichen auch üblich; sie streckten aber auch oft nur ihre Arme aus, und breiteten die Hände aus einander, zum Zeichen, daß keine Waffen in denselben wären.

Eine sonderbare Art, den Frieden wieder herzustellen, erzählt Bruce von den Einwohnern Yambas in Aegypten. Es war über ein Kameel, ein schlimmer Streit unter ihnen entstanden — es kam bis zu Thätlichkeiten, und es wurde wirklich ein Mensch erschossen. Während des Gefechts war alles Pulver verschossen. Die ältesten Einwohner waren jetzt der Meinung, den Frieden dadurch wieder herzustellen, daß man ein schlechtes altes Kameel aus dem Thore führe, und es tüchtig ausschelte, darüber, daß es Menschen umgebracht und gedroht habe, Stadt und Kastell in Brand zu stecken. Würklich wurde dieser Vorschlag beliebt; das Kameel wurde herausgeführt, einen ganzen Nachmittag ausgeschimpft, und dann unter Flüchen und Segenswünschen, mit vielen Lanzen durchbohrt. — Hierauf war die Eintracht völlig wieder hergestellt. Nicht so verschieden sind die Zeichen der

Feindschaft und des Angriffs,

über welche jedoch hier auch einige Worte stehen sollen. — Die drohenden Stellungen, das Schwenken der Waffen u. s. w. sind fast allgemein üblich und verständlich. Einige Neuseeländer waren bei Cooks zweiter Reise auf der Resolution, als noch andere Kähne mit Neuseeländern herbei kamen, um ebenfalls mit den Engländern in freundschaftliche Verbindung zu treten. Die vorhandenen Neuseeländer behaupteten von den Neuankommenden, daß sie feindseelige Absichten hätten, und das Oberhaupt der erstern glaubte ihnen drohend entgegen schreien zu müssen. Er sprang auf den Gewehrkasten, welcher auf dem Hintertheil des Verdeckes stand, ergriff einen Prügel, und machte eine Menge kriegerischer und drohender Stellungen — dann fing er an heftig, aber jedoch feierlich gegen sie herab zu reden; schwenkte dabei sein großes, aus einem Steine gemachtes Beil um den Kopf. Indessen kamen die andern heran, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, und es ging alles friedlich ab.

In einigen Gegenden der Südsee, ist das Zeichen der Herausforderung, welches ohne Zweifel zugleich ein Zeichen der tiefsten Verachtung des Feindes sein soll, das Klatschen auf die Hinterbacken, und in andern bläst man dem Feinde Staub entgegen.

Als Zeichen des guten Vernehmens, und also als eine Art Freundschaftszeichen sowohl, wie auch (bei uns) als Zeichen der Achtung, sind

die Begrüßungen

anzusehen.

Auf Otaheiti, und überhaupt auf den freundschaftlichen und Societätsinseln berührt man sich zum Zeichen des freundschaftlichen Grußes die Nasenspitzen, wie man bei uns sich die Hände *) giebt. In Neuseeland und auf Mandschia, nimmt nachher noch einer des andern Hand, und reibt sich Mund und Nase damit, und an einigen Orten setzt sich derjenige, welcher den Gruß empfängt, hin, und der andere berührt ihn mit seiner Nasenspitze, nachdem beide erst sich einige Augenblicke ganz ruhig verhalten haben. — Kapitän Cook wollte gern mit einem Neuseeländer in nähere Bekanntschaft gerathen; der war aber nicht zu bewegen, zu ihm zu kommen. Cook ging daher mit einigen Bogen weißes Papier zu ihm — der arme Mensch zitterte. Aber als der Kapitain ihm die Nasenspitze berühren konnte, da hörte auf einmal seine Furcht auf, und er rief nun sogar seine beiden Weiber herbei. Als der nemliche Mensch nachmals

*) Ueberall wird die freundschaftliche Gesinnung durch nahe Berührung einiger Theile des Körpers ausgedrückt — Küsse, Umarmungen, Händedruck, Nasenspitzen an einander reiben (oder wetzen?) u. s. w.

auf das Schiff der Engländer kam, steckte er vorher erst ein Stück von einer Vogelhaut, an welchem noch weiße Federn saßen, statt eines Gehänges, ins Ohr, und brach von einem Busche einen grünen Zweig ab, mit welchem er sich dann weiter vorwärts wagte. So bald er weit genug gekommen war, so schlug er mit diesem Zweige die Seitenwände und das Tauwerk des Hauptmastes, verschiedene male, und fing dann an, die Augen stier auf eine Stelle geheftet, etwas, gleichsam tactmäßig, herzusagen *), sprach dabei lauter als gewöhnlich, und war sehr ernsthaft. Während der wenigen Minuten, welche dieses dauerte, war das Mädchen, welches er bei sich hatte, still, wiewohl sie sonst unaufhörlich lachte und tanzte.

Man führte hierauf den Mann und sein Mädchen auf das Verdeck des Hintertheils, wo sie alles bewunderten, was ihnen vorkam, vorzüglich einige Gänse und eine Katze, welcher der Mann die Haare verkehrt strich, (wiewohl man ihm zeigte, wie er sie streicheln müsse) vermuthlich um das dickgewachsene Haar derselben zu bewundern. Indessen haftete seine Aufmerksamkeit bei keinem Gegenstande länger als einige Augenblicke. Am meisten bewunderte er die Festigkeit der Verdecke, und die Beweglichkeit der Stühle,

*) Eben so hat man es bei den Feuerländern gefunden, so wie überhaupt diese Art Anreden bei mehrern Völkern der Südsee statt findet.

daß sie von einem Orte zum andern getragen werden konnten. Man hatte ihn auch mit Beilen und Nägeln und andern Sachen beschenkt. — Die Höflichkeit mochte es wohl erfordern, sich erkenntlich zu bezeigen, und dem Kapitain eine Ehre anzuthun. Er verfuhr dabei eben so, wie der Feuerländer auf Birons Schiffe, gegen den Musiker. Er zog ein ledernes Beutelchen, vermuthlich aus Seehundsfell hervor, und steckte unter vielen Zeremonien den Finger hinein, um den Kapitain mit seinem Fette zu salben. Dieser suchte seine Nase vor einer so empfindlichen Ehre zu retten, und verbat es. Indessen konnte Herr Hodges, ein Mahler, dem Andringen des Mädchens nicht ausweichen, und mußte sich von dieser, mit einem Federbusch, den sie am Halse an einer Schnur hängen hatte, besalben lassen. — Wiewohl dieser Vorfall zum Theil weiter hinten hin gehört, so werden die Leser ihn doch vielleicht hier nicht ungern erzählt sehen.

Auf einer der Mendoza oder Marquesasinseln, rieb ein Greis seine Nasenspitzen an Marchands und Chanals Nasen; aber das bei weitem größere Zeichen einer freundschaftlichen Gesinnung war, den Backen an den Backen des andern zu legen.

Bei den Mauren in Marokko kommt die Begrüßung der Bekannten ziemlich mit der unsrigen

überein. Leute von gleichem Stande schütteln sich die Hände, und küssen sie dann gegenseitig, und wenn es zwei Freunde sind, so küssen sie sich Gesicht und Bart. Fremde pflegen die berittenen Mauren auf eine Weise zu begrüßen, wodurch dieselben, zumal wenn sie mit dieser Sitte unbekannt wären, leicht in Schrekken gesetzt werden könnten. Man reitet nemlich in vollem Galopp auf dieselben zu, genau so, als wollte man sie überreiten; dann hält man schnell an, und feuert unter ihren Augen eine Muskete ab, und dies wird dann für eine schöne Artigkeit gehalten.

Die nordwestlichen Indianer in Amerika, mit welchen Hearne reisete, bewillkommneten sich auf eine eigene Weise. Begegneten sich zwei Truppe, und waren noch etwa zwanzig bis dreißig Schritte aus einander, so machten sie Halt, legten sich auf den Boden nieder, und verhielten sich einige Minuten ganz stumm. Dann fing einer der Aeltesten an, dem andern Trupp eine umständliche Erzählung aller Unfälle zu machen, welche sie auf ihrer Reise während ihrer Abwesenheit erlitten hätten — beide Partheien klagten sich bald genug gegenseitig alles Elend, was sie ausgestanden, alle Noth und allen Hunger, den sie erlitten hätten. Einige fingen an zu seufzen, und die Seufzer gingen endlich in ein lautes und allgemeines Geschrei, oder besser in ein abscheuliches Geheul beider Partheien über, in welchem vor-

züglich die jungen Mädchen recht stark waren. Allgemach aber fing man sich an zu nähern, jedoch jedes Geschlecht besonders. — Man seufzte und klagte noch, und indessen, wenn Taback vorhanden war, fingen die Pfeifen an herum zu gehen, und nach einer halben Stunde war kein Gedanke mehr an Noth und ausgestandenes Ungemach — man beschenkte sich, und alles war fröhlich und heiter.

Die Bewillkommnungen der nordwestlichen Amerikaner scheinen überhaupt etwas wortreich zu sein. Alle Verhandlungen mit Fremden, die nur von einiger Wichtigkeit sind, fangen sie meistens mit Reden, oder mit Gesängen und Tänzen an, wie davon bereits einige Beispiele vorgekommen sind. — Auch in dem von la Peyrouse zuerst entdeckten Port de Français (— zwischen der Beringsbai und dem Croßsunde —) wo die Franzosen mit den Amerikanern einen Tauschhandel trieben, kam das Oberhaupt eines Dorfs mit seinen Leuten in Kähnen oder Piroguen an das französische Schiff, und hielt erst eine lange Anrede; dann stimmten alle einen gemeinschaftlichen Gesang an, und hierauf kamen sie erst an Bord, wo sie aber auch zuvor erst eine ganze Stunde tanzten, und den Tanz mit ihren Stimmen begleiteten, ehe sie den Handel anfingen. Auf eine ähnliche Weise fingen die Tschinkitaner ihren Handel mit Marchands Schiffe

singend an. Bei einigen dieser nordwestlichen Indianer, ist der Vorsänger und Konzertmeister überdies noch wunderlich gekleidet. Die Eingebornen am Cookflusse, welche mit Dixon handelten, hatten einen solchen Vorsänger, der einen großen Rock aus Elennhaut angezogen, und denselben unten mit getrockneten Beeren und Vögelschnäbeln besetzt hatte, auch eine Klapper in der Hand führte, die mit Beeren und Schnäbeln versehen war — ein Putz, welchen wir schon haben kennen lernen — dieser Vorsänger fing den Gesang ganz allein an, und das Chor der Männer und Weiber fiel alsdann im Unisono ein, und schlugen mit Händen und Rudern den Takt, indessen der Anführer und Cantor des Chors, — wahrscheinlich auch der Anführer des ganzen Trupps, — sich alle Mühe gab, wunderseltsame Geberden zu machen.

Solche Umständlichkeiten bei gegenseitigen Bewillkommnungen scheinen den Indianern des nordwestlichen Amerikas bei allen Gelegenheiten eigen zu sein. Unter den Eingebornen des südlichen Amerikas hingegen giebt es manche Stämme, die wenig zu so vielen Umständlichkeiten geneigt sein mögen. Wenigstens ist die ganze Art, wie sie sich gegenseitig begrüßen, sehr kurz und wenig theilnehmend. Die ganze Anrede ist: Ama re ka (Du?) und die Antwort: A. (Ja.) Das ist alles.

Die Höflichkeits- und Ehrenbezeigungen stehen mit diesen Begrüßungen in zu genauer Verbindung, als daß wir ihrer hier unerwähnt lassen sollten.

Von tausend Arten unserer oftmals thörichten und gekünstelten Höflichkeiten, wissen die meisten Wilden nichts; andere aber liegen zu tief in dem Menschen, als daß nicht einige Aehnlichkeiten sich häufig finden sollten. So wird bei den Otaheitern beim Abschied eines theuren Freundes bitterlich geweint, der Leib entblößt, und das Haupt mit scharfen Muschelschalen verwundet, und so wird auch der Gast zwar freundlich empfangen und gütig bewirthet, aber es fällt keinem ein, den Gast mit Zunöthigungen zu pressen. Jedoch müssen wir hier erwähnen, daß die Einwohner auf Watiu, Cook und seine Begleiter, die ans Land gegangen waren, nicht eher wieder an Bord ließen, bis man ihnen erst Speisen bereitet hatte. Die Engländer, die anfangs die gütige Absicht der Insulaner nicht erriethen, und gar glaubten, es sei auf ihr Leben angesehen, wollten so gern wieder an den Bord des Schiffs; aber die Insulaner hatten selbst am Strande Wache stehen, welche die Engländer nicht ins Boot ließen. Erst nachdem sie das Essen für ihre Gastfreunde bereitet, und diese einige Bissen davon genossen hatten, wurde denselben erlaubt heimzukehren, und den übrigen Theil der Mahlzeit mitzunehmen.

Eine eigene Art der Höflichkeit fanden die Franzosen auf Santa Christiana. Der Freund muß hier seinem Gastfreunde den Bissen anbieten, welchen er vorher schon gekauet hat, damit dieser weiter keine Mühe damit habe, als ihn blos hinunter zu schlucken. Man ermangelte nicht, diese Artigkeit auch gegen die Franzosen zu beweisen; es läßt sich aber leicht denken, daß diese keinen Gebrauch davon werden gemacht haben. Eine sehr ähnliche Höflichkeit bezeigen auch die Grönländer, dem Europäer. Das Stück Fleisch, welches sie für denselben aus dem Kessel holen, belecken sie erst mit ihrer Zunge sehr sorgfältig, damit aller, von dem Kessel aus daran klebender Schmutz, und alles Blut rein davon abgehe. Sie setzen so viel auf diese Höflichkeit, daß sie es sehr übel nehmen würden, wenn man einen so beleckten Bissen nicht annehmen wollte *).

Die bloße Höflichkeit der gesitteten Völker, die eigentlich wie ein Schattenspiel den Zuschauer täuschen, und ihn von einer nicht vorhandenen Wirklichkeit überreden soll, ist den meisten wilden Völkern völlig unbekannt, und bei vielen gesitteten dagegen, bis zu einem

*) Möglich wäre es wohl, daß der Grund dieses Beleckens ganz wo anders zu suchen wäre, als in dem Verlangen, den Europäer recht reinlich zu bewirthen. Die Eskimos, die höchst wahrscheinlich mit den Grönländern in sehr naher Verwandtschaft stehen, beleckten, nach Heinrich Ellis Erzählung, alles, was sie von Europäern kauften.

hohen Grade von Lächerlichkeit gekommen, welcher blos darum nicht bemerkt wird, weil man von Kindheit auf daran gewöhnt ist, und dieselben mit großer Wichtigkeit hat behandeln sehen. Eine solche lächerliche Höflichkeit haben unter den außereuropäischen Völkern, wenn man auch die Chineser jetzt nicht mit rechnen will, die Japaner und die Perser. Bei den erstern geht der Gastwirth den ankommenden Gästen erst eine Strecke entgegen, und bewillkommnet dieselben, mit den allerehrfurchtvollsten Complimenten; dann läuft er wieder zurück bis an die Thür seines Hauses, und erwartet hier die Gäste, um sie auf ähnliche Weise zu bekomplimentiren. — Bei den Persern ist es nicht selten, daß dem Fremden alles Schöne, was in Stadt und Land ist, angeboten wird. Ein Europäer, der in Schiras eintritt, kann bald, von dem nächsten, mit dem er unterwegs zusammen kommt, die ganze Stadt geschenkt erhalten *).

---

*) Bei den Spaniern erfordert es die Höflichkeit, einem Fremden alles anzubieten, was er lobt — man setzt voraus, er werde es nicht annehmen, denn dies würde sehr beleidigen. Indessen geschieht das doch zuweilen aus Unwissenheit. — Der venetianische Gesandte am Hofe zu Madrid, besuchte den Großfalkonier des Königs (Philipp des vierten) und sahe auf dem Hofe desselben einen schönen Falken sitzen, den er um so mehr bewunderte, je unbekannter in seiner Insel dieser Vogel und dessen Gebrauch war. Diese Bewunderung war für den Großfalkonier Verpflichtung genug, den Falken an den Gesandten zum Geschenke

Die Ehrenbezeigungen, welche man Höhern erweiset, und die Auszeichnungen, welche ihnen zu Theil werden, sind häufig genug sehr seltsam. In China ist es sogar ein Gesetz, daß der Niedere vor dem Höhern vom Pferde steigt, und ihn vorbei läßt. Die gelbe Farbe gehört hier allein dem Kaiser, und niemand darf sich unterstehen, sich derselben zu bedienen. Selbst die Dächer der kaiserlichen Gebäude sind durch diese Farbe in Peking ausgezeichnet. — Und in Japan ist es eine Auszeichnung des Dairis — des Besitzers und Innhabers der ersten geistlichen Würde und gewissermaßen auch der höchsten weltlichen Macht, täglich auf ganz neuem Geschirre zu essen, und die einmal gebrauchten sogleich nach dem Gebrauch zu zerschlagen, damit kein anderer sie entheilige. Die Kosten dieser Narrheit waren unerschwinglich, so lange dieser japanische Kaiserpapst nur auf echtem Porzellan aß. Die Unmöglichkeit dieselben zu bestreiten, hat diese Narrheit zwar nicht vermocht aufzuheben, aber sie doch wohlfeiler gemacht — der Dairi speiset jetzt nur auf unechtem Porzellan.

Eine sonderbare Ehre wurde dem ersten Fürsten in Abissinien, nach Bruces Berichte, erwiesen. Von Morgen bis zum Abend waren die Thüren und

zu senden. Nach einigen Tagen macht der Großfalkonier bei dem Venetianer seinen Gegenbesuch, und fragt, wie er mit dem Falken zufrieden wäre? — „Es war sehr köstlich, sehr delikat!“ war die Antwort, „nur dünkt mich, das „Fleisch war etwas hart!“

Fenster des königlichen Pallastes — wenn man anders diesen Namen für zuläßig halten will, mit einer Menge von Menschen belagert, die aus allen Provinzen hier zusammengekommen waren, und in allerlei Sprachen mit weinerlicher, wimmernder Stimme um Gerechtigkeit fleheten. War die Regenzeit da, in welcher die Wege nach der Hauptstadt nicht gangbar waren, so miethete man eigends Leute dazu, daß sie vor dem Pallaste wimmerten — für so nothwendig und groß wurde hier diese Ehre gehalten, — die höchste Ehre des Monarchen bestand also wohl darin, die Vorstellung zu erregen, daß er Macht habe, die Bitten um Gerechtigkeit so lange zu verweigern, als es ihm gefiele. — Jedoch sagt Bruce, daß auch ihm (Brucen) — auf Anstiften des Königs, der ihn, wie er selbst gesteht, damit necken wollte, — eine solche Ehre wiederfahren sei, unter dem Vorwand, daß es nicht so einsam um ihn herum sei, und er etwa gar schwermüthig werden möchte.

In Otaheiti ist es eine Auszeichnung der Vornehmsten und Angesehensten, sich von ihren Bedienten füttern zu lassen, — so will es hier der Wohlstand. Von dem Könige ist es gar nicht denkbar, daß er sich selbst die Speisen in den Mund stecken könne. Da Bligh den König Teinah auf seinem Schiffe zum Gaste hatte, und gerade Niemand zu seiner Bedienung da war, glaubte der Kapitain, daß er hoffentlich

für sich selbst sorgen würde, allein er hatte sich geirrt. Seine Majestät saß steif und regungslos da, oder sie geruhete, im Wortsinne; sollte sie essen und trinken, so mußte der Kapitain die Majestät füttern, und den Wein einschenken und vorhalten. Die größte Ehrenbezeigung übrigens, welche man hier dem Könige erweisen kann, ist, die Schultern in seiner Gegenwart entblößen. So viel erfordert die Landessitte von den Männern, wenn sich der König naht; von den Frauen, als geringern Wesen, erfordert sie noch viel mehr — sie verlangt, daß sich dieselben bis auf die Mitte des Leibes entkleiden. Zum Glücke sind Klima und Tracht des Landes so beschaffen, daß diese Sitte weder der Gesundheit nachtheilig, noch auch sonst sehr umständlich und beschwerlich sein kann. Da in Otaheiti der Prinz des Königs, von dem Augenblicke an, da er geboren wird, König ist, und der Vater nur als Vormund desselben gilt, so muß auch dieses Kind diese Ehrenbezeigung empfangen.

In Anamoka erforderte es die Ehrerbietung gegen den König, daß niemand in seiner Gegenwart, weder essen noch trinken durfte, und keiner anders als — eben so wie in Europa — stehend mit ihm sprach *). Cook hat indessen doch Ausnahmen von der erstern Sitte gesehen, wiewohl es ihm lieb war, daß diese Ausnah-

*) In Asien und Afrika wirft man sich vor großen Herren nieder.

men nicht auf seinem Schiffe statt hatten. So bald der König bei ihm aß, so wurde er aller ungebetenen Gäste los, welche sich sonst unverschämt zudrängten. Anfangs aber trugen die Begleiter des Königs große Sorge, es möchte jemand, während derselbe bei dem Kapitain äße, auf dem Verdecke, gerade über dem Kopfe des Königs stehen. Nach ihren Begriffen war das durchaus mit der, dem Könige schuldigen Ehrfurcht unverträglich — niemand dürfe höher stehen, meinten sie, als der König *). — Eine ganz ähnliche Meinung hatten die Chinesen. Der Lord Macartney hatte, unter den für den Kaiser bestimmten Geschenken, eine, nach engländischer Art gebauete Kutsche mitgenommen, wo der Kutschersitz sehr hoch war. Darüber hatten die kaiserlichen Minister große Bedenklichkeiten — sie konnten auf keine Weise begreifen, wie der Kutscher höher sitzen sollte, als der Kaiser — Es half nichts; der Bock mußte abgenommen werden.

Statt des Entblößens der Schultern in Otaheiti, ist in Anamoka eine für den König weit beschwerlichere Ehrenbezeigung üblich. Man beugt sich mit seinem Kopfe zu den Füßen des Königs nieder, und berührt seine Fußsohlen mit jeder Hand, erst mit der

*) Einigermaßen ähnliche Begriffe mögen bei den meisten Völkern einst zu Grunde gelegen haben. Die Vornehmen und mächtigen, werden wohl überall durch: die Hohen; bezeichnet.

innern Fläche derselben, dann mit dem Rücken. Diese Sitte heißt dort Moia, Moia. Dem Könige Paulaho, welchen Cook auf seiner dritten Reise dort fand, fiel sie sehr beschwerlich, denn er war ein sehr wohlbeleibter Mann, und mußte sich diese Sitte von jedermann gefallen lassen, selbst von Personen, welche mehrere hundert Schritte weit entfernt waren, wenn sie anders auf ihn zukommen, und ihm ihre Ehrfurcht auf diese Weise bezeigen wollten. Man kann leicht erachten, wie sauer es ihm werden mußte, seinen einen Fuß etwas in die Höhe zu halten, und mithin auf einem Beine zu stehen; zumal, wenn es oft vorkam. Er pflegte daher auch zuweilen sehr schnell zu laufen, um nur der lästigen Ehre aus dem Wege zu kommen, wiewohl er sonst gern sich Zeit zum Gange nahm.

Es müßte ihm fast unmöglich gewesen sein, diese Ehrenbezeigungen anzunehmen, wäre sie von der Beschaffenheit gewesen, wie auf der Meerenge Sonda. Hier soll der Geringere den linken Fuß des Vornehmen nehmen, und damit an seinem (des Geringern, welcher die Ehre bezeigt) rechten Beine bis an das Knie hinauffahren, und von dem Knie sogar den Fuß bis zum Wirbel herauffahren. Wenn der Ehrerbietige sich nicht sehr bückt, so sollte man glauben, es könne um das feste Stehen des Ehrenempfängers nicht allzu gut aussehen. Bequemer für den Empfänger, ist die Art, wie man auf den Pelewinseln dem Könige seine Ehr-

furcht bezeigt. Man verneigt sich, wie bei uns, und diese Ehre erzeigt man nicht blos der Person des Königs, sondern auch seinen Häusern.

Bei verschiedenen morgenländischen Völkern, und namentlich bei den meisten **arabischen Stämmen**, steht der Bart in einem so großen Ansehen, daß vorzüglich auf diesen die Ehrenbezeigungen gerichtet werden müssen. Bei ihren Besuchen, wird derselbe mit den wohlriechendsten und köstlichsten Wassern und Essenzen besprengt, und mit Aloe, Sandel und andern Holzarten, welche einen Wohlgeruch geben, beräuchert. Weiber küssen den Bart ihrer Männer, Kinder den Bart der Väter zum Zeichen der Ehrerbietung, auch küssen sich die Männer gegenseitig zur Bewillkommnung ihren Bart — „Gott segne deinen Bart — Gott erhalte deinen Bart," sind gewöhnliche Ausdrücke der Artigkeit. Man bittet den andern bei seinem Barte um eine Gefälligkeit, und man macht ihm über schlechte Handlungen die bittersten Vorwürfe, wenn man ihm sagt, er solle sich vor seinem Barte schämen, und es würde eine öffentliche Erklärung der Ehrlosigkeit, und eben so schlimm sein, als wenn nach unserer Sitte jemand an den Pranger gestellt würde, wenn man ihm seinen Bart abscheeren wollte*).

*) Wie bei den Arabern der Bart das Zeichen der Ehrwürdigkeit ist, so sind bei den **Chinesen** und bei den **Ota**-

Bei verschiedenen unter eben diesen Völkern, und vorzüglich bei arabischen Stämmen und bei den mit ihnen nahe genug verwandten Tscherkassen würde, was bei uns eine gewöhnliche Höflichkeit ist, sehr unhöflich und sogar Beleidigung sein — sich nämlich nach dem Befinden der Frau des andern zu erkundigen. Ja es ist sogar für den Ehemann unschicklich, nur den Namen seiner Frau zu nennen, oder auf die entfernteste Weise zu verrathen, daß er eine Frau habe, so wie er überhaupt auch sehr ungern andere von seinem Weibe und Kindern sprechen hört.

Die Sitten bei der Aufnahme zu einer Würde,

welche man bei den Wilden des nördlichen und südlichen Amerikas findet, sind alle darauf ein-

heitern die langen Nägel an den Fingern das Zeichen des vornehmen Standes. — Freilich können nur reiche und wohlhabende Faullenzer so lange Nägel haben, denn wer arbeitet, besitzt sie gewiß nicht. — Die langen Nägel sollen also errathen lassen, daß man einen Menschen vor sich habe, welcher reich und vornehm genug ist, um nicht arbeiten zu dürfen. — Noch verschrobener sind die Begriffe von Ehre auf den Societätsinseln, wo es die schändliche Gesellschaft der Erioys für ehrenvoll ansieht, keine Kinder zu haben. Als Tupia oder Tubaia hörte, der König von England habe Kinder, so dünkte er sich, da er als Erioy kinderlos sei, viel vornehmer. — Was ein Volk, welches auf einer höhern Stufe moralischer Bildung stände, zu vielen unserer Begriffe von Ehre, denken würde, wollen wir hier nicht erörtern.

gerichtet, um eine unzweifelhafte Probe abzulegen, wie viel man im Ertragen der empfindlichsten Schmerzen vermöge, und wie stark man sei, die Aeußerungen derselben zurückzuhalten. Der Mann ist um so ehrenwerther, je weiter er es in diesem Punkte gebracht hat — und die meisten hatten es, sonst wenigstens, so weit gebracht, daß sie, wenn sie von ihren Feinden gefangen, und am Pfahl angebunden waren, bei den ausgesonnensten und langsamsten Martern, noch mit Ruhe und kriegerischem Anstand ihre Pfeife rauchen, und ihrer Feinde, und der angethanenen Martern spotten konnten. Es muß uns fast unglaublich scheinen, was hierüber ältere Reisebeschreiber einstimmig erzählen *). Man fing die Martern bei den äußersten Spitzen der Hände und Füße an, und riß dem Unglücklichen die Nägel ab, oder spaltete sie auch nur, mit stumpfen Instrumenten. Man lösete ihm hin und wieder einen Fußzehen, oder einen Finger ab, um denselben, als Tabacksstopfer für die Pfeife zu gebrauchen; oft zerquetschte man die Fußzehen zwischen großen Steinen; man bratete ganze Stellen des Körpers mit Feuerbränden, oder mit glühenden Eisen, und schnitt als-

*) Die nordamerikanischen Wilden wenigstens, sind in neuern Zeiten menschlicher geworden, und diese schrecklichen Sitten fangen an sich immer mehr zu verlieren. — Das ist einmal ein echtes Verdienst der europäischen Kultur.

dann das Fleisch heraus, vielleicht sogar, um es zu verzehren, und man bestrich sich in der wilden Raserei der Kriegsrache, das Gesicht mit dem Blute des Gemarterten. Man schindete dem Unglücklichen mit langen Stricken das Fleisch von Armen und Beinen ab, und wenn er Stunden lang so zerfleischt und gemartert war, so gönnte man ihm vielleicht wieder einige Ruhe, um dann auf's neue die Quaalen zu beginnen — Zuletzt schlug man ihn doch wohl noch mit Keulen tod, oder wälzte ihn im Feuer, welches um ihn her angezündet war, so lange herum, bis ihm der Athem entging. Die ganze Absicht der Marternden schien dahin zu gehen, dem Gemarterten, Klagen und Ausrufungen des Schmerzens über sein unglückliches Schicksal zu entreißen, dieser hingegen spottete seiner Feinde, und ihres ohnmächtigen Bestrebens, ihm einen Schmerzenslaut zu entlocken, höhnete sie, daß sie die Kunst zu martern nicht verständen, daß er, falls seine Sieger seine Gefangene gewesen wären, sie viel schlimmer quälen wolle, und suchte sie zur Wuth gegen sich aufzureitzen. — Oft gelang das auch, und, erbittert über seinen Spott, schlug ihn einer oder der andre mit der Keule tod, oder riß ihm das Herz aus dem Leibe, und beendigte damit auf einmal, zuweilen zum großen Leidwesen der andern, die Quaal des Gefangenen.

Wie sehr diese Menschen ihres Gefühls Meister sind, davon erzählt uns noch le Long einen Fall,

welcher noch nicht zwei Jahrzehende alt sein kann. Die Shawanoindianer (in Kanada) verließen ihre alten Wohnungen, und machten auf ihrem Wege den Krieger eines feindseligen Stammes zum Gefangenen. Sie schlugen den armen Menschen ganz gräulich, ohne daß dieser eine Miene verzog, oder durch einen Laut seinen Schmerz äußerte. Er rühmte sich vielmehr noch, daß er sein Ansehen und seine ganze Kriegsehre auf Kosten des Stammes sich erworben habe, in dessen Hände er nun gefallen sei; sprach davon, wie muthig er sich bezeigen wolle, wenn er zum Tode geführt würde, und sagte, daß er sich selbst, wenn sie ihn losbinden wollten, viel schrecklichere Martern anthun werde, als ihr ganzer dummer und verächtlicher Haufe zu ersinnen, niemals im Stande sein würde, nur sollten sie ihm einen von den Flintenläuften geben, die eben in einem Feuer lagen und glüheten. Man gewährte ihm seine Bitte, weil sie so außerordentlich war. Er faßte das eine Ende des Flintenlaufes, schwenkte denselben hin und her, und bahnte sich dadurch einen Weg mitten durch seine Feinde, lief dann schnell davon, sprang einen steilen Felsen herab, in einen Fluß, und entkam den Nachsetzungen seiner Feinde und ihren Schüssen glücklich.

Ein anderes Beispiel, welches le Long erzählt, verdient ebenfalls angeführt zu werden. — Ein Indianer von dem nämlichen Stamme der Shawanos,

war von einem feindlichen Stamme gefangen genommen. Er stand am Todespfahl und spottete seiner Feinde. „Sie wüßten nicht, sagte er, wie sie einen braven Krieger strafen müßten. Er ließ sich Taback und Pfeife geben, und setzte sich, so nackt wie er war, auf die brennenden Fackeln der Weiber, die im Kreise um ihn her saßen, und rauchte ruhig seine Pfeife fort. Die Keule, welche ihm den Tod geben sollte, hatte schon seit einiger Zeit da gelegen, ohne daß sich sein Gesicht veränderte. Einen so braven Krieger aber wollte man nicht lange martern, sondern man schlug ihn, um ihm eine Wohlthat, und zugleich eine Ehre zu erzeigen, tod. —

Wenn man hieraus sieht, wie sehr diese Menschen ihres Schmerzes mächtig sind, so wird das Folgende weniger auffallen.

Die Chippeway und Waßesindianer nahmen Le Long zu ihrem Waffenbruder auf. Zuerst wurde ein großes Gastmahl bereitet, würdig einer solchen Feierlichkeit — Hundefleisch, geschmort in Bärenfett, welches nach ihrem Geschmacke jedermann ein Lekkerbissen dünken muß. Dann wurde der Kriegsgesang angestimmt: „Herr des Lebens! gnädig sieh uns an. „Wir wollen aufnehmen, einen Waffenbruder, der Verstand zu haben scheint, dessen Arm Stärke zeigt, und der „bereit sein wird, sich entgegen zu stellen dem Feinde!“

Giebt bei diesem Gesange der Aufzunehmende kein Zeichen der Furcht von sich *), denn Furcht macht bei diesen Völkern, welchen der Muth das Höchste ist, verächtlich — so behandelt man ihn mit Achtung, und setzt ihn auf ein Biberfell. Eine Kriegspfeife, die schon bei allen Waffenbrüdern die Reihe herumgegangen ist, wird ihm geschenkt, um daraus zu rauchen, und sein Nacken mit einem Wampumgürtel umhängt. Ist die Pfeife die Reihe herumgegangen, so wird ein Zelt zum Schwitzen errichtet. Sechs Stangen laufen oben in eine Spitze zusammen, und werden mit Decken und Fellen behangen, und machen ein Schwitzhaus, in welchem nur für drei Personen Platz ist. Der Aufzunehmende geht nackt, mit zwei Oberhäuptern in die Hütte. Heiße Steine werden in die Hütte geworfen. und Wasser aus einem Napfe von Birkenrinde, wird mit Zweigen von Zedern auf diese Steine gesprengt — ein Dampfbad zu machen, welches heftigen Schweiß austreibt. Der Einzuweihende verläßt während der stärksten Ausdünstung das Zelt, und springt ins Wasser. Beim Zurückkommen aus dem Bade, wird ihm eine Decke übergeworfen, um in die Hütte des Oberhauptes geführt zu werden, in welcher nun die Haupteinweihung, durch das Aufzeichnen gewisser Figuren auf den Körper vor sich geht. Das Oberhaupt nimmt

*) Man erinnere sich an die Fürchterlichkeit dieses Kriegsgesanges.

einen spitzen Stecken, taucht denselben in eine Auflösung des Schießpulvers in Wasser, und zeichnet auf den Körper des Einzuweihenden vermittelst desselben, die Figuren, welche gemacht werden sollen. Nadeln, die in Mennig getaucht werden, nimmt das Oberhaupt, und punktirt und ritzt damit die vorgezeichneten Figuren ein. Bei den stärksten Umrissen taugen die Nadeln nicht, sondern es werden mit scharfen Flintensteinen Einschnitte ins Fleisch gemacht. In die Stellen, in welche kein Mennig hineingekommen ist, wird Schießpulver eingerieben, und so entsteht eine Abwechselung von roth und blau.

Diese Operation dauert zwei bis drei Tage, und der verwundete und geritzte Theil wird, nachdem erst zuvor die Wunden mit Nelkenholz *) gebrannt sind, täglich mit frischem Wasser gewaschen, welches auf ein Kraut gegossen wird, das die Indianer unter ihren Taback nehmen. Unter der Operation singt die Gesellschaft den Kriegsgesang, und schüttelt das bekannte Klapperinstrument, von welchem mehrmals die Rede gewesen ist, damit man das Wimmern und Stöhnen des neuen Kandidaten nicht höre. Das Ganze endigt sich damit, daß derselbe einen neuen Namen bekommt. — Le Long wurde Amik oder Biber genannt.

---

*) Es ist mir unbekannt, welches Holz hier gemeint ist.

Viel fürchterlicher und schmerzhafter sind die Prüfungen, welche man unter den Karaiben in Südamerika zu bestehen hat, wenn man zu einer Würde gelangen will.

Will jemand der Anführer oder das Oberhaupt eines Stammes oder Dorfes werden, so muß er alle Mitbewerber nicht nur im Tragen, Schwimmen und andern körperlichen Fertigkeiten übertreffen, und bereits schon mehrere Feinde erlegt haben, sondern es kommt nun darauf an, wie er in den abzulegenden Proben des Schmerzaushaltens, des Fastens, und der Unerschrockenheit bestehe. Die Erzählungen, die man davon hat, sind ein wenig verworren, aber immer deutlich und bestimmt genug, um die Ausdauer und Stärke jener Menschen bewundern zu lassen. Wer nach der Ehre eines Kaziken strebt, muß sechs Wochen strenge Fasten gehalten haben, in welchen er kein Fleisch, sondern nur etwas Hirse und Cassave bekommt. Die andern Oberhäupter geben ihm eine tüchtige Menge der gewaltigsten Streiche, bei denen er ganz gerade stehen, und die Hände über dem Kopf zusammenhalten muß. Diese Geißelung wird während der sechs ersten Fastenwochen täglich zweimal wiederhohlt. Mit einer Peitsche jedoch, welche aus den Wurzeln eines Palmbaums gemacht wird, erhält er nur drei Streiche — wahrscheinlich würden diese Hiebe dem Kandidaten zu bald das Garaus machen, wenn sie vervielfältigt wür-

den. Das Blut rinnt in kleinen Bächen von seinem Körper herab, er aber darf nicht thun, als ob er etwas fühle, sonst würde es um die begehrte Ehrenstelle auf immer geschehen sein. — Hat er diese ersten sechs Probewochen überstanden, dann darf er in seine Hütte gehn, in welcher er sechs andere Wochen in seiner Hängematte bleiben muß. Als Zeichen seines Sieges, und als Ermunterung für die fernern Prüfungen, werden über die Hängematte alle Peitschen befestigt, mit welchen der Arme ist gegeißelt worden.

Ist diese Probezeit, welche vielleicht zugleich die Zeit seiner Erhohlung ist, vorüber, so kommen alle Oberhäupter der Stämme, verstecken sich um die Hütte des Probekandidaten im Gesträuch, und brechen auf einmal mit einem fürchterlichen Geheul in dieselbe ein, bewaffnet mit Pfeilen und Bogen. Der durch eine lange Enthaltsamkeit, und vorher viele Streiche Geschwächte, wird ergriffen, und mit der Hängematte in den Wald getragen, und in derselben zwischen zwei Bäumen aufgehängt. Hierauf muß er aufstehen, und es wird ihm, wie überhaupt vor jeder Exekution mit den Peitschen, zuerst eine Rede gehalten, worinnen er ohne Zweifel zur Beharrlichkeit ermahnt wird, und jedes der prüfenden Oberhäupter (oder der Examinatoren) giebt ihm einen Hieb, so tüchtig und derb als es kann. Hat er das glücklich überstanden, so legt er sich nieder, und nun wird ein Feuer unter ihm angezündet,

von welchem ihm jedoch nur der Rauch, und nicht die Flammen treffen können. Wenn er dabei nicht ganz tod bleibt, so fällt er wenigstens in Ohnmacht, und wird dann durch dort übliche geistige Getränke wieder zu sich gebracht. Während seiner Quaal in der Höhe, sitzen unter ihm auf der Erde die Oberhäupter, und zechen nach Herzenslust.

Die letzte Probe, der er unterworfen ist, ist, daß man ihm schwarze Ameisen mit einer Art von Halsband um den Hals legt, die ihn entsetzlich beißen. Wenn aber auch dieses überstanden ist, so wird durch eine Art von Sieb eine geistige Flüssigkeit über seinen Kopf ausgegossen. Er steigt aus seiner Matte heraus, und badet sich im nächsten Flusse oder Quell, kehrt dann in seine Hütte zurück, und ruht von allen Ermüdungen und Anstrengungen etwas aus. Hierauf folgt eine neue, aber mildere Fastenzeit, in welcher die Nahrungsmittel allmählig wieder häufiger und kräftiger werden, bis er endlich wieder bei vollen Kräften ist. Jetzt wird ihm ein Bogen überreicht, und er ist dadurch zu seiner Würde nun völlig eingeweiht. Doch ist er noch nicht der erste Anführer oder Kazike geworden, sondern nur Unteranführer. — Um der Erste in seinem Dorfe oder Stamme zu werden, bedarf es zwar keiner so lebensgefährlichen Prüfungen weiter, aber wohl einer überaus mühsamen und lange Zeit erfordernden

Arbeit. Er muß nämlich allein, und ohne fremde Beihülfe ein Kanot oder Pirogue verfertigen.

Eben so schrecklich und quaalvoll sind auch die Prüfungen, um bei ihnen Zauberer und Arzt zu werden, wo sie anders nicht noch schrecklicher sind, — wenigstens sind sie noch von längerer Dauer. Wer in die Zunft der Aerzte aufgenommen sein will, ist verpflichtet zwei Jahre lang von bloßen Hülsenfrüchten (Mais) und Kassave zu leben. Im dritten Jahre erhält er nichts anders als Krabben und eine eigene Art Brod, und im vierten blos kleine Vögel und Fische. Alle diese Nahrungsmittel erhält er nicht in so großer Menge, als er selbst verlangt, sondern er bekommt nur genau so viel als hinlänglich ist, den ärgsten Hunger abzuwehren, und damit es ihn ja nicht allzu sehr nähre, so muß er alle Monate eine tüchtige Laxanz einnehmen. Dies sind die Vorbereitungen zu der Hauptpromotion — dann kommt erst, nach unserer Art zu sprechen das examen rigorosum. Der Kandidat muß ein Hauptfasten bestehen, bei welchem die Leckerbissen und niedlichsten Speisen nicht zwei Finger breit von ihm stehen, ohne daß er einen Wunsch verrathen darf, dieselben nur anzurühren. Mit einem eigenen Instrumente werden ihm vom Kopf bis zum Fuße rautenförmige Wunden eingeschnitten, die dann mit Roukou gefärbt werden. Die Narben, welche von dieser Operation

übrig bleiben, geben dem Körper das Ansehen, als ob er mit einem dünnen rautenförmigen Zeuge bekleidet wäre. Uebrigens bekommt er von jedem Arzte, welcher die Feierlichkeit mit seiner Anwesenheit beehrt, sechszig tüchtige arg gemeinte Peitschenhiebe. Auch wird er wohl in seinem Hamack oder Hängematte an einen Baum gehangen, in dessen Nähe eine Art Wespen ihr Nest haben, welche, wie versichert wird, viel schlimmer als die unsrigen stechen sollen. Diese werden mit Stöcken gereitzt, um über ihn herzufallen, und ihn schrecklich zu verwunden. Zum Glücke sind seine Augen durch starke Binden geschützt. Diese Marter scheint in einigen Gegenden des Oronokostroms die letzte zu sein, welche der Aufzunehmende erleiden muß. In andern ist eine, wo möglich noch schrecklichere, letzte Prüfung übrig. Es wird nemlich ein großes Fest angestellt, wo aber der Kandidat nicht wie bei unsern Doktor- und Magisterschmaußen, seinen Antheil in beliebiger Fülle genießen darf, sondern er hat eigenes Getränk, welches er zu sich nehmen muß. Eine große Schale voll Tabackssaft, muß er in einem Zuge ausleeren. Er fällt hierauf gewöhnlich sogleich in Ohnmacht, und wird stracks in seinen Hamack gebracht. Erbricht er sich hier nicht gleich, so rettet ihn niemand vom Tode; er bekommt die schrecklichsten Konvulsionen, die sich mit einem langsamen Tode endigen — nur das Erbrechen kann ihm das Leben erhalten.

Ist nun alles überstanden, so ist er ein wahrer premovirter, graduirter und approbirter Doktor, der mit seinen Kräutern, Klappern, Geberden und Verdrehungen mit Singen und Schreien gegen den Teufel und alle von demselben herrührende Krankheiten zu Felde ziehen darf; dem nicht leicht jemand etwas abschlagen kann, was er begehrt, und der die Kranken, die er zu behandeln hat, tüchtig zahlen läßt. Er saugt an den schmerzhaften Stellen mit dem Munde, und saugt Körner und Knochen aus, die er auch zum sichtbaren Beweis seiner Kunst ausspuckt; er taucht seine Fieberpatienten bis an den Hals in kaltes Wasser, oder in nassen Thon, und zieht sie gewöhnlich ohne Fieber und Leben wieder heraus, ohne daß es seinem Ansehen schadet. Nur muß er die Kraft, welche er über den Teufel und über die Krankheiten hat, von Zeit zu Zeit, mit einigen, wiewohl geringern Portionen Tabacksaft erneuern.

II.

Begriffe und Aeußerungen.

Wenn man erwägen will, welche Vorstellungen manche unter unsern ungebildeten Volksständen, sich sonst von einem Mohren machten, ja daß sogar in frühern Zeiten bezweifelt wurde, ob die Einwohner der neuen Welt auch wirklich echte Menschen wären, für welche sie nachmals erst durch eine förmliche Acte (Bulle) des Papstes erklärt werden mußten, dann wird man auch wohl die Aeußerungen mancher rohen Völker von den Europäern weniger auffallend finden.

Der König zu Akim auf der Goldküste in Afrika, Frempung hatte noch keinen Weißen gesehen. — Im Jahre 1740 hatte der Dänische Buchhalter, Nikolaus Kamp Audienz bei demselben, und da sich eben Frempung eines Morgens in Gesellschaft von einigen hundert Frauen befand, wurde ihm dieser Mann gemeldet, und sogleich vorgelassen.

Nach der Sitte der Negern saß der König auf einem sehr niedrigen Stuhl, (eine Art Klotz vielmehr)

und da der Europäer eintrat, wurde ihm nicht wohl zu Muthe — der Huth, und besonders die Peruque des Buchhalters, waren ihm verdächtig. Die Letztere war Schuld, daß er den ehrlichen Kamp für einen Affen ansahe, und als dieser seinen Huth abnahm, und auf gut europäisch eine tiefe Verbeugung, und einen tüchtigen Kratzfuß dazu machte*), so glaubte er, der Affe wolle zufahren, und ihm eben auf den Kopf springen, denn ohngefähr so pflegte sich diese Affenart in gleichem Falle anzustellen. Frempung warf sich daher platt auf die Erde nieder, damit der Angriff über ihn hinweg gehen möchte, und auf seinen Angstruf schlossen die Weiber sogleich zu seinem Schutz einen Kreis um ihn her. Der Dollmetscher versicherte indessen, daß sein Blanker nichts Böses im Sinne habe, und daß diese Verbeugung nur eine europäische Ehrenbezeugung wäre. Frempung ließ sich nur mit Mühe davon überreden, und verbat alle solche ihm bedenklichen Umstände; auch mußte Kamp auf der Stelle bleiben, wo er stand. Der König saß wieder auf seinem Sessel, und eine große Anzahl Frauen mußte sich zwischen ihn und Kampen stellen — (er wollte also doch auf jeden Fall gedeckt sein) und so konnte er doch wenigstens die obere Hälfte des Buch-

*) Nach der alten Sitte, wo es die Höflichkeit erforderte, bei der Verbeugung den einen Fuß zurückzuziehen, und damit auszuscharren.

halters betrachten. — Zuweilen ließ er auch die Frauen ein wenig auf die Seite treten, um denselben auch von unten besehen zu können. Hierauf beschuldigte er den Dollmetscher, daß er ihm eine ganz falsche Beschreibung von dem Weißen gemacht habe. Der König glaubte nemlich, der größte Theil von Kamps Bekleidung gehörte mit zu dessen Körper, und den Zopf an der Peruqe Kamps, hielt er für einen Schwanz, der aber durch ein seltsames Spiel der Natur demselben an den Nacken angewachsen wäre. Der Dollmetscher bemühete sich aufs beste ihm begreiflich zu machen, daß der Schwanz im Nacken nur nachgemacht, und alles Uebrige an ihm Bekleidung sei. Darüber gingen aber einige Stunden hin, und Frempung hielt sich dennoch nicht recht sicher, er wollte daher auch sehen, ob der Blanke essen würde, und ließ Speisen auftragen, welche Kampen gerade sehr gelegen kamen. Nun wagte es Frempung endlich immer näher und näher zu kommen, und zuletzt um die wahre Gestalt des Weißen zu sehen, wünschte er, daß sich derselbe auskleiden möchte. Er konnte es, nach den Sitten seines Landes, wieder nicht begreifen, daß Kamp sich in Gegenwart so vieler Frauen zu entkleiden, Bedenken trug, und erst nachdem er seine Minister und Räthe darüber befragt hatte, verstand er sich dazu, die Frauen zu entlassen. Jetzt kleidete sich Kamp aus. Mit Erstaunen betastete der König alle Glieder

seines Körpers, und brach zuletzt verwundernd in die Worte aus: Ja, du bist wirklich ein Mensch: aber weiß wie der Teufel! *)

Aehnliche Vorstellungen hatten die Einwohner Nubiens von den Weißen. Bruce war ein wenig am Körper beschädigt worden, und blutete, und da wunderten sie sich nicht wenig, daß ein so weißer Mensch auch Blut haben könne. — Die Damen im königlichen Schlosse zu Sennaar erschracken, als er sich, um ihre Neugier zu befriedigen, Brust und Schultern entblößte. So erstaunte man auch über Lampriere in Marokko, wohin derselbe geschickt war, um den Thronerben zu heilen. Die Frauen desselben konnten ihre Verwunderung über ihn nicht stark genug an den Tag legen **). Sie starrten ihn mit offenem Munde an, lachten ganz unmäßig, betrachteten ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und am allerauffallendsten an ihm, schienen ihnen Schnallen, Knöpfe und Strümpfe zu sein, da sie niemals dergleichen gesehen hatten. Da sie aber gar hörten, daß er lesen und schreiben könne, so schien ihnen das am erstau-

nens-

*) Man wird es sich aus dem vorigen Bande vielleicht erinnern, daß bei den Negern der Teufel weiß aussieht.

**) Von vornehmen Frauen dieser Gegend ist diese Verwunderung nicht zu verwundern, da sie nach der Landessitte immer eingesperrt gehalten werden.

nenswürdigsten unter allen. Vorher waren schon die Kinder vor ihm davon gelaufen, wie es unsre Kinder vor einem Mohren auch thun würden. — Die maurischen Weiber des Königs Ali in Benaum, im Reiche Ludamar, konnten sich ebenfalls auch nur schwer überzeugen, daß Mungo Park ein Mensch sei, und sie zählten ihm daher seine Finger und Zähne — und als er zu dem Prinzen des Ali kam, so verlangte dieser von ihm, daß er ihm einen Flintenlauf blau färben, dann, daß er ihm ein Messer in Stand setzen sollte, und da er beides nicht konnte, so legte er sein Pistol auf ihn an*).

Die Wilden am Oronoko in Amerika kannten sonst gar keine Bekleidung, und die Saliras erfuhren es dort erst von den Missionaren, daß es Menschen gäbe, welche Kleider trügen. Der Anblick der Europäer, da sie denselben zum erstenmale hatten, war ihnen so gräßlich, daß sie alle mit großem Geheul in die Wälder flüchteten. Die Weiber dieser Bewohner des Oronokoflusses waren fast noch weniger dahin zu bringen, ein Kleidungsstück anzulegen, als die Männer, — da sich doch verschiedene Wilde sehr viel damit wußten, wenn sie ein europäisches Kleidungsstück erhalten konnten, um sich mit demselben, freilich

*) Da sich die Mauren alles selbst machen, so glaubte er, es sei bei den Europäern auch so — was ein Europäer könnte, müßte jeder andere auch können.

nicht sowohl zu bekleiden, als zu putzen, — und sie machten keinen Gebrauch von dem Zeuge, welches man ihnen gab. Es ginge nicht an, sagten sie, sie schämten sich bekleidet zu sein.

In dem Kriege, welchen die surinamischen Kolonien gegen die Buschneger (Rebellenneger — Maronneger) führten, wurde ein Knabe von etwa 10 oder 12 Jahren gefangen. Er bekam fast Konvulsionen, als er zum erstenmale Kuh und Pferd sahe. Auch konnte er es durchaus nicht leiden, daß ihn ein Weißer anrührte — jeden Weißen nannte er Yorika (Teufel.)

So fürchterlich waren die Begriffe der Pelewaner zwar nicht, als durch Wilsons Schiffbruch ihnen die Europäer bekannt wurden, aber Kleid und Mann mochten sie wohl so ziemlich für eins halten. Sie streichelten die Engländer sehr aufmerksam an Weste und Aermeln; die blauen Adern hielten sie für melgoth oder tättowirt, und verlangten den Arm auch zu sehen, und nachmals sogar den Körper, dessen weiße Farbe ihnen ebenfalls künstlich gemacht (angemahlt) zu sein schien. Das meiste Erstaunen aber erregte bei ihnen die männliche, mit Haaren bewachsene Brust, welche nach ihrer Landessitte für unreinlich angesehen wurde, da sie sich wie viele andere Völker, die Haare sorgfältig ausziehen. Als der Kapitain Wilson seinen Bruder zum König abschickte,

der auf einer andern Insel sich aufhielt, so erstaunte alles, da dieser seinen Huth abnahm*), da er aber den Grund ihres Erstaunens wohl errieth, so knöpfte er sein Kamisol auf, und zog seine Schuhe aus, und nun erst merkten sie, daß ihm das alles nicht angewachsen sei, betasteten ihn, legten die Hände auf die Haut seines Körpers, um sich durch das Gefühl zu überzeugen, daß der wirkliche Mensch eigentlich unter der äußern Hülle stecke.

Ohngefähr ziemlich so, wie Wilsons Bruder bei den Pelewauern, ging es auch Vaillant bei der Horde der Koraquois, welcher er (s. ersten Band) einen Anführer gab. Alles was er mit sich brachte, setzte sie in Erstaunen, am meisten aber, er selbst, mit seiner Bekleidung. Man nahm ihm seinen Huth ab, um die Haare anzustaunen, die glatt und lang waren (die ihrigen sind kraus und kurz) man betrachtete seinen Bart, welchen er sich schon lange hatte wachsen lassen, dann schlugen sie seine Kleidungsstücke zurück, und seine weiße Haut schien ihnen so außerordentlich, daß ein jeder, um sich zu überzeugen, daß es eine Haut, und kein Anstrich sei, ihm auf den Leib fühlte.

*) Man sollte glauben, sie hätten vorher noch mehr erstaunen müssen, weil sie ohne Zweifel den Huth für angewachsen hielten.

Wenn man auf der einen Seite die Europäer bei verschiedenen Völkern für ein sehr furchtbares, behaartes und behäutetes Geschöpf ansahe, so scheint man doch in mehreren Gegenden dieselben auch für sehr kluge Wesen gehalten zu haben. So äußerte sich ein sehr verständiger Negerkaufmann, welcher zur Zeit einer Hungersnoth Mungo Parks Wohlthäter geworden war, da er ein europäisches Schiff, und mehrere europäische Einrichtungen in einer engländischen Faktorei sahe, sehr auffallend darüber: „Ach, rief er aus, wir Neger sind doch nichts!" — Und tief im nordwestlichen Amerika, welches Makenzie bereiste, war bei Völkern, welche noch nie einen Europäer gesehen hatten, doch der Ruf ihrer Klugheit und Macht groß genug geworden. Ein Indianer fragte: „Was könnt ihr doch für Ursachen haben, daß ihr so genau und so ängstlich in euren Fragen seid, um dieses Land kennen zu lernen? Wissen denn die Weißen nicht schon Alles in der Welt?" — Und die Einwohner auf der Insel Owaihi (einer der Sandwichs Inseln) da sie durch ein unglückliches Mißverständniß den Kapitain Cook erschlagen hatten, glaubten doch zuverlässig, daß derselbe, wie ein Gott, bald wieder aufleben würde, und fragten ganz unbefangen, ob er denn nun nicht bald wieder käme? Sie hatten ihm den Namen Orono gegeben, ein Name, welchen

sie auch ihren Göttern beilegten. Auch die Amerikaner schienen die Spanier, als sie zuerst nach der Entdeckung von Amerika in ihr Land einfielen, für eine Art höherer Wesen zu halten, und würden vielleicht denselben gar Opfer gebracht haben, wenn sie diese Menschen nicht bald genug an ihrer Unmenschlichkeit erkannt hätten. — Welchen Eindruck auf dieselben ein Reiter mit seinem Pferde machte, ist vielleicht vielen meiner Leser schon bekannt. Beide hielten sie für ein einziges Wesen, welches ihnen aber mit seinen zwei Köpfen und sechs Füßen sehr furchtbar schien; und da sie die Pferde am Gebiß kauen sahen, so glaubten sie gewiß, daß Metalle die gewöhnliche Kost dieser wunderbaren Gestalten sei, und legten ihnen Gold vor, damit sie ihren Zorn mit ihrer Eßbegierde zugleich stillen möchten.

Nicht weniger seltsam und wundervoll als die Europäer selbst, kamen auch vielen ungebildeten Völkern, die Künste und Werkzeuge derselben vor. — Welchen Eindruck ein europäisches seegelndes Schiff auf manche Nationen gemacht haben müsse, läßt sich schon aus Gustav Wasas Ansicht derselben (im ersten Bande) errathen. Besonders aber war vielen das Feuergewehr so furchtbar, als unerklärbar. Die Amerikaner meinten eben um dieses Werkzeugs willen die Spanier für Götter halten zu müssen, indem sie, wie Götter, damit

Blitz und Donner hervorbringen konnten. Sehr viele Völker fielen bei dem Knall des Feuergewehrs zu Boden, oder entliefen. Eine Horde Namaquas, zu welchen Le Vaillant kam, war aufs höchste verwundert, da sie denselben mit einem Schuße, einen Vogel erlegen sahen, und der ganze Kraal kam heraus das Wunder zu schauen. Als er nachmals mit einem Meßinstrumente Beobachtungen anstellte, so hielten sie auch dieses für ein Werkzeug des Donners, und erwarteten in tiefer Stille den Augenblick, wo es losbrechen würde; — sie waren nicht wenig betroffen, daß es nicht geschahe. Da ihnen Vaillant auch zuletzt sein Sehrohr aufstellte (s. erst. Bd.) so mochten sie vielleicht auch das für eine andere Art Flinte, und wahrscheinlich alles was Vaillant besaß, für einen vollständigen Zauberapparat halten, Donner und Blitz und alle zerstörenden Kräfte in Bewegung zu setzen. —

Der Kaffer Amiroo hatte zwar einen Begriff vom Schießgewehr, mit welchem die Kolonisten seine Nation anzugreifen pflegten, aber da er Vaillant zwei Schüsse aus einer Doppelflinte thun sah, so war es um seinen Begriff davon geschehen, und wahrscheinlich hielt er diese Flinte für ein Instrument, mit welchem man so oft schießen könne, als es beliebte. Selbst von der einfachen Flinte, wußte er doch nicht, wie sie ihre Wirkung hervorbrächte, denn, da er Lust bezeugte, selbst Versuche im Schießen zu machen, so la-

dete ihm Vaillant zwar die Flinte, aber blos mit Pulver, ohne Kugel oder Schrot, und so wars natürlich, daß er nach vielen vergeblichen Schüssen endlich ungeduldig wurde.

So übertrieben manche Wilden das Furchtbare des Feuergewehrs sich vorstellen mochten, so waren doch manche andere stumpfsinnig oder gedankenlos genug, gegen die Wirkungen desselben sehr gleichgültig zu sein. Ein Eingeborner auf Botanybay hatte seinen Schild in den Sand gesteckt, welches man mit einer Pistolenkugel durchschoß. Er und sein Gefährte erschracken zwar über den Schuß, erholten sich aber bald wieder, besahen das Loch, und fragten durch Zeichen, ob auch die Pistole in ihren Körper ein solches Loch machen würde? Man bejahete es — sie blieben aber gleichgültig, vielleicht weil sie blos das Loch dachten, ohne weitere Folgen. — der eine deutete mit Zeichen an, daß er seinen Waffen den Vorzug gebe; er hielt sie nämlich auf die Brust, und that dann als ob er taumelte und fiele. — (Eben das scheint aber zu beweisen, daß sie die Wirkung eines solchen Schusses nicht begriffen, und wohl vorzüglich nur an den starken Knall gedacht hatten.) In der Folge bekamen diese Eingebornen bald genug vor allen Flinten einen Widerwillen, und vermieden jeden im rothen Rocke (der engländischen Uniform) — denn sie hatten diese Rothröcke mehrmals mit ihren Flinten aufmarschiren und feuern

sehen. Eben so hatten die Bewohner des Nutkasundes, mit welchen Cook in Verkehr war, von einer Flinte keinen Begriff. — Der Knall derselben erschreckte sie nicht; aber da diese Wilden die Engländer überzeugen wollten, daß Pfeile und Spieße nicht durch ihre ledernen Kleider gingen, schoß einer von Cooks Gefährten durch ein sechsfach zusammengelegtes Leder, um ihnen zu zeigen, daß ihre Lederharnische nicht gegen das Feuergewehr schützen würden. Dies begriffen sie so gut, daß sie dadurch in das höchste Erstaunen geriethen. So oft die Engländer nachher irgendwo einen Vogel schossen, gaben die Nutkasundbewohner immer zu erkennen, wie unbegreiflich ihnen das sei.

Die Pelewaner, welchen es eben so erging, wurden beim Abfeuern einer Kanone sehr betäubt, hielten den Finger in die Ohren, und schrien magull, magull — (übel, sehr übel!) Und doch waren es nur kleine Stücke, welche Wilson hatte. Ihnen freilich mußte es unbegreiflich sein, daß die Kanonenkugel in so weiter Entfernung ins Wasser fiel, und was sie eigentlich so weit könne getrieben haben.

Auch die Otaheiter, da sie erst durch die Engländer mit dem Feuergewehr bekannt wurden, wurden durch die ihnen unerklärbaren Wirkungen derselben, die sie doch anfangs nur an Vögeln sahen, so in Schrecken gesetzt, daß beim Anblick einer Kugelbüch-

ſe, ein großer Haufe von Menſchen die Flucht ergriff. Indeſſen haben ſowohl ſie, als viele andere Südſeeinſulaner dieſe Furcht ziemlich aufgegeben, dahingegen eine Kanonenkugel überall noch in ſehr großem Anſehen ſtehet.

Von vielen andern europäiſchen Dingen mußten die Vorſtellungen verſchiedener entfernten und unwiſſenden Völker freilich nicht weniger verworren ſein. Die Otaheiter wollten durchaus keine Milch von einer Kuh trinken *) (die ſie ebenfalls erſt durch Europäer kennen lernten) denn ſie ſahen dieſelbe für den Harn dieſes Thiers an — doch fand ſie nachher die Königin Idiah zum Thee ſehr wohlſchmeckend. — Eben ſo unbekannt als Kühe waren ihnen auch anfangs die Ziegen. Da der Kapitain Wallis (1767) die Otaheiter beſuchte, ſo war ſchon ein freundſchaftliches Verkehr mit denſelben eröffnet, und mehrere derſelben waren an Bord des Delphins (des Schiffes) gekommen. Einer derſelben ſtand eben an der Seite des Verdecks, als es einer muthwilligen Ziege einfiel, ihm einen tüchtigen Stoß auf die Hüften, von hinten zu geben. Der Menſch wendete

*) Solche große Thiere, kannten freilich die Südſeeinſulaner nicht. Man hielt, ich erinnere mich nicht mehr, auf welcher Inſel der Südſee, die Engländer für Menſchenfreſſer, weil ſie von einem großen Rindsknochen das Fleiſch aßen — und ſahe ſie mit Abſchen an.

sich eilig und erschrocken um, und erblickte die Ziege auf ihren Hinterfüßen aufgerichtet, und eben im Begriff ihm noch einen Stoß zu versetzen. Dieser ihm so fremde Anblick eines nie gesehenen Thieres, in angreifender Stellung, setzte ihn so in Schrecken, daß er augenblicklichst über Bord sprang, und alle seine Landsleute, welche diesen Vorfall mit angesehen hatten, folgten ihm nach. — Jedoch erholten sie sich wieder, und setzten den vormaligen Umgang mit den Engländern wieder fort.

Die leeren Glasbouteillen Vaillants machten den Kabobiquois in Südafrika ihrer Durchsichtigkeit und Festigkeit wegen vieles Vergnügen. Sie nannten dieselben festes Wasser. Wahrscheinlich hatten diese Menschen einen Begriff von Eis, (welches nicht mit allen Bewohnern warmer Himmelsstriche der Fall ist,) denn es gab dergleichen auf ihren hohen Schneegebirgen.

Eben so unbegreiflich schien den Kabobiquois, die Wirkung eines Scheermessers. Sie kamen eben zu Vaillant, als dieser sich den Bart abnahm, worin er sich auch durch die Ankunft seiner Gäste nicht stören ließ. Diese sahen ihm zu. Das schäumende Seifenwasser im Becken erregte ihre Verwunderung, welche aber in Erstaunen überging, als sie sahen, daß da der Bart verschwand, wo er eine Stelle mit dem Scheermesser berührte. Vaillant wollte ihnen

die Wirkung des Messers begreiflich machen, nahm daher einen Zipfel von dem Mantel des Anführers, und schor in einigen Augenblicken die Haare von einer Stelle rein ab. Der Anführer schien bald die Anwendung eines solchen Werkzeugs zu begreifen, und mochte wohl daran denken, wie leicht er sich damit einen Sommermantel (welcher keine Haare hat) bereiten könne. Durch die ausdruckvollesten Zeichen gab er zu verstehen, wie sehnlich er ein solches Werkzeug zu besitzen wünsche, und daß er alles Uebrige, was er von Vaillant für einen Streitochsen erhalten hätte, dafür wieder zurückgeben wolle; — in der That hatte er schon einem seiner Begleiter den Auftrag gegeben, alle diese Dinge herbeizuholen.

In einem hohen Grade wunderbar haben die Spiegel den meisten Wilden geschienen. Selbst die stumpfen Feuerländer, die alles gleichgültig und ohne Aeußerung eines Gefühls ansahen, verriethen doch beim Anblick der europäischen Kleider und eines Spiegels ihre Verwunderung. Als sie zum erstenmale in den Spiegel sahen, fuhren sie betreten zurück; sie sahen die Engländer, sie sahen sich untereinander an, thaten dann einen zweiten, gewissermaßen verstohlnen Blick, fuhren wieder zurück, und sahen dann neugierig (wie Libu) hinter dem Spiegel hin. Als sie endlich mit diesem Wunderdinge bekannter geworden waren, so lächelten sie, und da sie vom Bilde im Spie-

gel wieder angelächelt wurden, so freueten sie sich und brachen in ein lautes und heftiges Gelächter aus. Eben so lachte ein Bewohner der Marquesasinseln überlaut, da er zuerst einen Spiegel erblickte, vielleicht um seine Freude auszudrücken, (s. erst. B.) und die Bewohner der Freewillsinseln, bezeigten auf Meares Schiffe eine ungemeine Freude, als sie ein Stückchen Eisen sahen. Einer derselben, welcher mit einem Stück dieses Metalls beschenkt wurde, tanzte auf dem Verdecke umher, legte sich, wie ein Hund auf den Rücken, und wälzte sich so umher, daß man ihn für wahnsinnig hielt; dann sprang er auf, und küßte das Eisen mit Entzücken. Seine Begleiter drängten sich hinzu, um den kostbaren Schatz auch zu erblicken — er aber stürzte sich in die See, und schwamm, indem er nochmals sein Geschenk küßte, damit ans Ufer.

Ein Schleifstein schien den Bewohnern des Nutkasundes vorzüglich besitzenswerth. Sie hatten den Engländern, die unter Meares 1787 dort waren, noch nichts gestohlen, aber auf einmal war der Schleifstein weg, den sie schon lange sehr scharf ins Auge gefaßt hatten, indem sie etwa glauben mochten, er besitze eine besondere Kraft dem Eisen die Schärfe mitzutheilen *). Auch den Pelewanern schien ein

*) Eine solche Vorstellung wird um wenig schlechter sein, als die, welche etwa viele unsrer gemeinen Handarbeiter von der Wirkung eines Schleifsteins haben. Man frage nur nach, wie sie sich das Scharfwerden des Instruments erklären.

Schleifstein sehr merkwürdig. — Der Bruder des Königs der Pelewinseln beschäftigte sich mehrere Stunden damit, aufgefundene Stückchen Eisen zu schärfen. Das Herumsprühen der Funken, und das schnelle Abtrocknen des feuchten Steins, schien ihm und allen seinen Begleitern am unbegreiflichsten. Das Herumsprühen der Funken bei einem glühenden Eisen, welches gehämmert wurde, machte diesen Leuten viel Vergnügen, und sie suchten dieselben aufzufangen. Warum man das abgekühlte Eisen aber wieder im Feuer glühete, war ihnen natürlich eben so unbegreiflich, als das, daß eine Flintenkugel — ein so kleines Ding, so schwer sein könne. — Hätten sie Teller von Erde oder Porzellan gesehen, so würden sie dieselben vielleicht eben so, wie die Eingebornen auf Atuai, einer der Sandwichsinseln, durch einen sehr begreiflichen Irrthum, für Holzwaare gehalten haben.

Wie sehr ähnlich der, nicht ganz bösgeartete Wilde dem Kinde ist, darüber gaben die Pelewaner mehrere Beweise, zu welchem selbst die Kunst nachzuahmen gehört. Raa Kuk kopirte nicht selten die Eigenschaften der englischen Matrosen, wiewohl so gutmüthig, daß keiner dadurch beleidigt werden konnte. Zuweilen ergriff er einen Huth, setzte ihn auf, und machte das Marschiren nach. Selbst seinem Lieblinge, dem schon (1r Th.) erwähnten Neufundländischen Hunde, — der

ihm aber auch seine Zuneigung dadurch erwiederte, daß er ihm ungeheißen seine Künste vormachte, — pflegte er getreu nachzuahmen: er bellte und heulte wie Sailor, und sprang und freute sich wie dieser. — Also eben so, wie bei den Kamtschadalen und nordöstlichen Asiaten, von welchen es schon angeführt ist, daß selbst die Nachahmung von Thieren, zu ihren Hauptlustbarkeiten und Tänzen gehört. Daß Raa Kuk in Allem den Engländern helfen wollte, war auch eine Eigenheit der Kindesnatur; und ebenfalls gehört das hieher, daß der König Abba Thule sogleich einige Figuren zu entwerfen versuchte, als er die Portraits gesehen hatte, die Herr Davis von einigen Gemahlinnen des Königs gemacht hatte *); welches ihm aber sehr schlecht gelang.

Die Freude dieser Söhne der Natur äußerte sich auch, wie bei vielen Völkern und bei Kindern, durch Tanzen und Springen. Raa Kuk hatte eine ausgelassene Freude, als er ein weißes Hemde geschenkt bekam, und tanzte und sprang in den possirlichsten Stellungen. Auf die nämliche Weise drückte auch eine Neuholländerinn, nicht weit von Port Jack-

*) Die Gemahlinnen benahmen sich auch beim Abzeichnen, wie manche kleine Kinder, welchen das Maas zu Schuhen genommen wird — sie waren überaus ängstlich. Der König verwies ihnen das, und gab die nöthigen Erklärungen zu ihrer Beruhigung.

son, ihr Verlangen nach dem Rocke des Gouverneurs, aus, in welchen sie sich verliebt hatte. Sie tanzte und sprang auf eine seltsame Weise, und machte allerlei Possen, und da diese nichts fruchteten, weinte sie sogar — als aber alle ihre Künste vergebens waren, war sie auch bald wieder so fröhlich, wie die andern.

Welchen Werth Glaskorallen in den Augen vieler Indianer hatten, ist aus vielen Vorfällen bekannt, wiewohl dieser Werth bei sehr vielen jetzt tief gesunken ist. Auf Königin Charlottensinsel mochte diese Waare noch ganz unbekannt sein oder höchst selten. Das Oberhaupt derselben kam auf Dixons Schiff. Als es auf das Verdeck trat, war es sehr erschrocken, fing an zu singen und machte eine Menge demüthiger Geberden — doch wurde es bald zutraulich. Nachdem es wieder in sein Kanot gestiegen war, kam dessen Frau, und betrachtete sich alles sehr aufmerksam. Dixon schenkte ihr beim Abschied eine Schnur Glasperlen zum Ohrenschmuck, und einige Knöpfe. Kaum war sie wieder bei ihren Landsleuten, so fingen die Weiber dieser kostbaren Geschenke wegen sehr ernsthaft an mit ihr zu sprechen, und machten ihr wahrscheinlich Vorwürfe, daß sie um einen zu hohen Preis diese Kostbarkeiten erlangt hätte, denn sie fing bitterlich an zu weinen, und drückte bewegt ihr Kind an

ihre Brust. Nur mit Mühe konnte ihr Mann sie beruhigen. Dieser hielt dann auch sein Kind in die Höhe, damit es ebenfalls beschenkt werden möchte.

Wie kostbar andern solche Glasperlen und ähnliche Kleinigkeiten vorkamen, darüber sind schon Beispiele (1ter Bd.) vorgekommen. In manchen Gegenden, wo diese europäische Spiel- und Putzwaare noch nicht sehr bekannt war, gaben die Eingebornen für ein einziges Stück derselben fünf und mehr der schönsten Meerotterfelle; und für ein einziges kleines Stückchen brennenden Wachsstock, gab ein Indianer auf Surinam seine Hängematte. — Einen ganzen Zentner Wachslichter würde er wahrscheinlich sehr gleichgültig angesehen haben, aber das kleine Stück brennender Wachsstock, schien ihm um keinen Preis zu theuer.

Es ist unterhaltend, wie sich manche Grönländer benahmen, als Egede zu ihnen gekommen war. Der Sohn desselben Paul, hatte sich, um sein Latein nicht zu vergessen, ein Buch zu diesem Behuf (Nucleus latinitatis) mitgenommen, welches ihm aber gestohlen wurde. Er erfuhr den Dieb bald. Dieser hatte sich von diesem Hauptkern der Latinität durch seine Frau einen Ueberrock machen, und, um ein rechtes Staatsstück daran zu haben, denselben mit weißen und schwarzen Seehundsfell stattlich verbrämen lassen;

sen; aber er konnte seinen Ueberrock nur ein einziges Mal anziehen, denn gleich das erste Mal blieb die Hälfte davon im Kaiack (Kahn) hängen. Paul bedauerte sein Buch sehr, und äußerte, er würde gern ein Hemde dafür gegeben haben, wenn er es ihm nicht genommen hätte. — „Ei was," erwiederte der Grönländer; „es taugte gar nichts, es ließ sich ja kaum nähen." — Ein anderer derselben hatte keine Lust zum Himmel, und gab seine Gründe darüber an. Der Himmel sagte er, sei immer in Bewegung, und also hätten die Seelen keine Ruhe; darum sähen sie denn auch bleich und mager aus. Rennthiere und Seehunde wären auch nicht dort, (mithin hungerten die armen Seelen auch wohl gar). Er wolle lieber unter die Erde, da sei (nach ihrer Vorstellung) Ueberfluß an allen Thieren (die Vorstellung von dem Himmel als einem Aufenthalte der Seelen, hatten sie erst durch Egeden bekommen.)

Hans Egede suchte vielleicht anfangs ein wenig allzueifrig, einige Knaben zu bekommen, um sie im Christenthum zu unterrichten, und sie dann einmal als seine Gehülfen in Ausführung seiner menschenfreundlichen Absicht, der Bildung dieses Volks, anstellen zu können. Der arme gutmüthige Mann hatte ein ganzes Jahr lang sich blos mit Schiffszwieback und Mehlsuppen behelfen müssen, weil die Zufuhr aus Dänemark fehlte, und er an die grönländische Kost

noch nicht gewöhnt war. Die Grönländer, welche alles besingen, bespotteten das in ihren Liedern. „Es ist ein fremder Mann übers Meer gekommen," sangen sie, welcher Knaben stiehlt, und ihnen dicke Suppe zu essen giebt mit einem Felle darauf (Mehlbrei, auf welchem sich beim Erkalten eine Haut ansetzt) und trockne Erde aus seinem Lande (Zwieback.) — Wenn Hans Egede predigte, so wollten sie von dem Sohne Paul wissen, ob er etwa schelte, und warum er so lange spräche? — Dann; warum er immer von Pelzen spreche? (Kapitel und Kapiteck, welches Pelz bedeutet, verwechselten sie). Einer glaubte, der Priester wolle nicht erlauben, daß der (dänische) Zimmermann seinen neuen Pelz kaufen solle, über welchem er mit demselben im Handel stand. Glaubten sie der Vater Egede predige zu lange, so mußte Paul am Arme zeigen, wie lang noch das übrige Stück sei. Sie hielten dann ihren Arm mit der Hand, und merkten genau auf, ob er etwa bei einem neuen Abschnitte etwas inne hielt — dann schoben sie gleich die Hand am Arme weiter hinauf. Sang ihnen Paul zu lange, oder wollte er einen neuen Gesang anfangen, so hielten sie ihm oft den Mund mit einem nassen Handschuh zu. —

An einem Orte fand Paul ein Dorf, von wohl 20 Hütten. Darauf waren sie sehr stolz, und frag=

ten, „ob er wohl so viele Leute auf einem Orte beisammen gesehen hätte?" „Wo sind denn die vielen Leute?" fragte Paul; — die hier doch nicht? — „Ei da hat der König mehr Schiffe als hier Leute sind!" Ihr Stolz sank da freilich, aber ihre Neugier regte sich dagegen — komm herein sagten sie, und erzähle uns (sie ließen sich überhaupt sehr gern etwas erzählen). Alle drängten sich nun ihm zuzuhören, und rissen, weil es im Innern des Hauses an Platz fehlte, von außen Löcher in die Fenster aus Fischhaut. —

Mit welchen Augen einige dieser rohen Naturkinder, die nach Kopenhagen kamen, Alles in einer solchen Stadt werden betrachtet haben, läßt sich einigermaßen denken. Ein gewisser Pök, der von Kopenhagen zurückkam, erzählte in seinen Liedern von den Wundern, die er dort in der Königsstadt geschauet hatte. Den runden Thurm, nannte er einen gemachten Berg, mit einem Schneckengange von unten an, bis zu oberst. — Er war in einer Kirche gewesen, und hatte eine Orgel gehört. Darüber drückte er sich so aus: „sie singen da zu großen Pfeifen, die so lang sind, wie Zeltstangen, und haben Stimmen, wie alte und junge Menschen. Als Pferde nach Grönland kamen, und die Eingebornen in Erstaunen setzten; sagte Pök, er habe vielmals auf solchen großen Thieren

mit schönen Ueberzügen, und eisernen Sohlen geritten, und man gebrauche ihrer dort, wie in Grönland die Hunde vor dem Schlitten. Einmal hatte sich dieser Pök in Kopenhagen betrunken, und war nun sehr in Sorgen der große Herr (der König) möchte es erfahren. Er war sehr froh, als er von dem Großkanzler hörte, der große Herr wisse noch nichts. Er sprach nun unbefangen mit dem König, welcher gütig gegen ihn war. Einige Augenblicke nachher, redete ihn des Königs Kammerdiener hart über seine Trunkenheit an; dem sagte er durch Paul (welcher überhaupt hierbei Dollmetscher war) „er sei nur ein kleiner unbedeutender Herr; der große Herr habe gut mit ihm gesprochen.

Die Grönländer, welche mit Paul Egede in Kopenhagen waren, erhielten ein eigenes Quartier. Der Pförtner desselben ließ Leute für Geld hinein, um die Ausländer zu besehen. — Das merkten sie bald! Eine Frau sagte, das Geld von den Zuschauern gehöre ihnen, die besehen würden, und nicht dem Pförtner. Sie müßten auch dafür etwas bekommen, daß man ihnen immer sagte, sie wären nicht schön. In ihrem Lande wäre ein anderer Gebrauch. Da riefe ein junges Mädchen der andern durch die Fensteröffnung zu: „Pinnaragit“ (du bist schön) — diese antwortete dann: eiserit! (komm herein)

akillis sunga; (ich bezahle dich) und schenkte dann der Lobrednerin einige Nähnadeln und kleine Perlen. Hier aber hieße es immer: pinne kautit! (du bist häßlich) und das Geld, was sie nun für ihre Häßlichkeit haben sollten, nähme der Pförtner noch obendrein.

Einer dieser Grönländer hatte sich in der Stadt verirrt, und wurde von der Wache für einen Deserteur gehalten. Er seiner seits hielt die Soldaten dagegen für Rennthier- und Seehundsjäger, aus dem Hause des Königs, welche auf die Jagd gehen müßten, um so vielen Menschen, als in Kopenhagen wären, Unterhalt zu schaffen. Nach ihren Begriffen, müßte überhaupt der König ein großer Wallfischfänger sein, und ein mächtiger Angekock oder Zauberer.

Welche sonderbare Vorstellungen von Briefen und Büchern, ungebildete Völker gehabt haben mögen, weiß man aus mehrern Beispielen. Noch jetzt haben die Indianer am Oronoko vor allem Geschriebenen und Gedruckten eine außerordentliche Ehrfurcht. Wer einen Brief an einen Missionar zu bringen hat, wickelt denselben sehr sorgfältig in Tuch oder Blätter ein. Kommt ein Brief an, so laufen alle herbei, betrachten den Missionar, der ihn empfängt, und weiß was darinnen steht, mit Erstaunen, und ihre Neugier will denn auch wissen, was er enthält. Irgend etwas muß man

ihnen schon sagen. Sie betrachten auch alsdann den Brief von allen Seiten, und meinen, daß er dem Missionar alles sagen, und daß ein Buch demselben alle verborgenen Dinge entdecken könne.

Ein betrunkener Indianer klagte über die Untreue seiner Frau bei seinem Missionar. Dieser sagte, wir wollen sehen, ob du Recht hast. Er holt sein Brevier *), und sieht ganz ernsthaft hinein — „das Buch sagt doch nichts davon **).“ „Ist es möglich?“ fragte der Indianer. „Ich will noch einmal nachsehen,“ antwortete der Missionar, blättert noch einige Augenblicke in dem Buche, wiederhohlt dann seine vorige Versicherung, und der Indianer geht zufrieden von ihm.

So wie diese Indianer von dem Buche glaubten, es spräche, so schien es der König Abeatua von Otahitiiti, oder von Klein Taheiti von einer Taschenuhr anfangs zu glauben. Er hatte nämlich Cooks Taschenuhr genommen, und damit gespielt, und betrachtete dann die Bewegung der Räder in derselben mit großer Aufmerksamkeit. Freilich konnte er den Grund dieser Bewegung nicht einsehen. Weit mehr

*) Ein Buch, welches die Ordnungen und die Gebote des Gottesdienstes für die katholischen Geistlichen enthält.

**) Man sieht also, daß die Indianer, noch wie ehedem, sich vorstellen, das Buch, oder der Brief sage eigentlich Alles. Sie haben also vom Lesen und Schreiben, noch in so langer Zeit nicht die mindesten Begriffe erhalten.

aber noch schien ihn das Geräusch der Uhr in Erstaunen zu setzen, und er gab sie mit der Aeußerung zurück: „sie spräche." Dann fragte er, wozu das Ding diene. Es mußte nicht wenig Mühe kosten, ihm bei seinen Begriffen und in seiner Sprache, einigermaßen darüber Auskunft zu geben, daß sie die Zeit anzeige, welche er aus dem Stande und Fortrücken der Sonne erkenne. Dennoch mochte er das ziemlich gefaßt haben, denn er sagte nun, es sei eine kleine Sonne.

Mit der Rechenkunst der Indianer am Oronoko sieht es nicht viel besser aus, als mit ihren Vorstellungen von Gedrucktem und Geschriebenem, nur daß sie dabei freilich an keine Zauberei denken können. Ueber 200 kann fast niemand zählen, viele scheinen nicht weit über 20 hinaus zu können. Sie strecken die Hand aus, wenn sie fünfe andeuten wollen; um 10 anzugeben, werden beide ausgestreckt; um 20 zu machen, richten sie die Hände gegen die Füße, und um eine große Menge zu bezeichnen, werden die Haare auf dem Kopfe berührt. Mit einigen Peruanern scheint es in diesem Punkte noch schlechter zu stehen. Einer derselben sagte, er wäre über 20 Jahre alt. Nach allen Umständen war er über 70 Jahr, denn er hatte völlig grauen Kopf und Barthaare, und im 60sten Jahre fangen bei diesen Menschen die Haare kaum an, ein wenig grau zu werden. Auch sprach er von Begebenheiten, die er aus den Erzählungen seines Machus

oder Grosvaters wisse, welcher dieselben noch erlebt habe, und hiernach zu schließen, mußte er wahrscheinlich noch älter sein.

Manche der Indianer am Oronokostrom, haben die Eigenheiten der Kinder, fast alles nachzumachen, was andere thun, unter welchen sie sind, und wahrscheinlich mögen das ihre Begriffe von Höflichkeit also erfordern. Kommen sie einmal aus ihren Wäldern heraus und gerathen in eine Kirche, so richten sie viele Unordnungen, und zum Theil gerade dadurch an, daß sie alles nachmachen. So kam einmal ein ganzer Schwarm mit seinem Oberhaupte eben aus dem Walde, als die Kirche anging alle zogen in die Kirche hinein, besprengten sich, wie die bekehrten Indianer mit Weihwasser, machten das Kreutz, und schlugen sich an die Brust. Ein Soldat, welcher diese Affennatur bemerkte, fing sich an ins Gesicht zu schlagen; die Indianer nahmen keinen Anstand ihm nachzuahmen, und ohrfeigten sich links und rechts im vollen Ernste.

Auf eine ähnliche Weise handelte Raa Kuck, welcher mit den Seinigen alles nachmachte, wenn der Kapitain Wilson mit den Engländern Betstunde hielt, eben so eifrig, als er es dem Sailor nachmachte.

Einige der Oronokoindianer haben auch viele Bedenklichkeiten, Hühner und verschiedene andre Arten

von Geflügel zu essen, denn sie fürchten, daß ihnen dieselben mit ihren Klauen und Schnäbeln den Magen zerreißen möchten. — Seltsam genug, da sie doch niemand nöthigt, Klauen und Schnabel mit zu verzehren.

Was für Vorstellungen ein Negernknabe von Branntewein hatte, ist schon im ersten Bande erzählt worden. Ohne Zweifel haben mehrere Völkerschaften anfangs ähnliche Vorstellungen davon gehabt. Als Bering die amerikanische Küste besuchte, kam ein Trupp Amerikaner an die Schaluppe seines Lieutnants Wapel, und that sehr zutraulich. Einen davon glaubte der Lieutnant recht glücklich durch ein Glas Brantewein zu machen; aber der Mensch spie es aus, stellte sich halb unsinnig, schrie, und war höchst aufgebracht, gerade so, als ob er sich für sehr gemißhandelt (oder für vergiftet) hielt. Man bot ihm Nadeln, Glasperlen, einen Kessel sogar, aber er ließ sich nicht besänftigen. —

Von der Art, wie die Europäer zu manchen Kunstfertigkeiten kommen, mögen auch viele Völker wunderliche Vorstellungen haben. Die Eskimos an der nordwestlichen Seite der Hudsonsbai, meinen, der Sohn eines Hauptmanns müsse allezeit wieder ein Hauptmann werden. Sie sehen es gern, wenn eine innigere Verbindung zwischen einem Europäer und

einem Frauenzimmer ihrer Nation statt hat, weil, falls ein Sohn geboren wird, dieser werden müsse, was sein Vater ist. Eben so glauben die südlichern Indianer an der Hudsonsbai, daß die Arzeneikunde erblich sei, und daß nur der Sohn eines Arztes, wieder ein Arzt werden könne.

Von der Art, wie man die Wirkung einer Arzenei erproben könne, hatte ein Bei in Kairo sonderbare Gedanken. Er wollte von Brucen geheilt sein — Dieser empfahl ihm einen Thee zum Erbrechen, aber der Bei verlangte, daß er die Wirkung des Mittels erst durch eigenen Gebrauch bewähren sollte. Bruce konnte ihm nicht faßlich machen, daß er nicht Arzt und Patient zu gleicher Zeit sein könne. Genug die Arzenei sollte erst ihre Wirkung beweisen, und da Bruce sich nicht dazu verstehen wollte, so mußte ein junger griechischer Mönch, der eben mit seinen Vorgesetzten kam, den Thee trinken und sich erbrechen. — Dem Bei verging dabei die Lust den Thee zu nehmen. — Es gehört hieher, daß sich die Weiber in Marokko, die dem Prinzen angehörten, anfangs nicht sehen ließen, wiewohl sie Lampriere heilen sollte. Sie streckten nur die Hand unter einem Vorhange hervor, um sich den Puls befühlen zu lassen, denn mehr, meinten sie, sei nicht nöthig, ihren Krankheitszustand zu beurtheilen, dazu brachte sie Lampriere aber doch,

daß sie ihm die Zunge sehen ließen. Sie schnitten zu diesem Behuf ein Loch durch den Vorhang, hinter welchem sie standen, und steckten die Zunge durch. — Dies ist freilich Menschen zu verzeihen, welche in jedem Arzt, wo nicht ganz einen Zauberer, doch ein gutes Stück davon sich denken, und übrigens meinen, daß ein Europäer ohne viele Umstände alles müsse bewerkstelligen können.

Sehr besonders benahmen sich auch die Eingebornen in Borneo, bei einem Aderlaß eines Europäers. Alle im Zimmer Anwesenden liefen erschrocken heraus, und riefen: „Oran gela atti!“ (des Menschen Herz ist thöricht!) — Man erklärte ihnen, daß ein solcher Aderlaß bei den Europäern zu Zeiten nöthig sei, da sie nicht, wie die Borneaner blos Wasser tränken, sondern Wein, Punsch u. s. w., und auch weit kräftigere Speisen genössen: „Ja, ja, rief einer, gewiß nicht unverständig, so viel Mühe gebt ihr Euch, um so viel zu leiden!“

Der Frau eines Oberhaupts der Darier (auf der Landenge Darien) ließ ein Europäer zur Ader. Das Oberhaupt erstaunte als das Blut sprang, ergrimmte dann und schwur bei seinen Zähnen *) den Europäer aufzuspießen, wenn die Frau in Gefahr käme. Zum Glück ging alles gut. — Die Aerzte und Zauberer

*) Der höchste Schwur dieses Volkes.

dieser Nation, ließen dadurch zur Ader, daß sie auf den Patienten kleine Pfeile abschossen, worauf jedesmal nur einige Blutstropfen kamen. Sie mußten daher viel Pfeile an verschiedene Stellen des Körpers abschießen.

Die Vorstellungen verschiedener Menschen über mancherlei andere Gegenstände werden in dem nächsten Abschnitte vorkommen, welcher von vielen Seiten mit dem gegenwärtigen in Beziehung stehet.

Wie es uns Europäern in machen, den erzählten ähnlichen Fällen gehen könne, darüber finden sich auch manche Beispiele, von welchen zweie diesen Artikel beschließen mögen. Der Putz mancher Küstenbewohner des nordwestlichen Amerika's ist schon erwähnt, und namentlich der Queereinschnitt in die Unterlippe. Einer der Matrosen auf Cooks dritter Reise, sahe einen solchen Menschen, der sein Holz aus dem Einschnitte herausgenommen hatte, und seine Zunge durch die Oeffnung heraussteckte. „Kommt, rief der Matrose, und seht einmal! Der Kerl da hat wahrhaftig zwei Mäuler!" Ein einziger solcher Zug erklärt hinlänglich, die Entstehung mancher alten wunderseltsamen Erzählungen der Vorzeit, von der Ungestaltheit verschiedener Völker, mit zwei Köpfen u. a. m.

Etwas Aehnliches begegnete einem engländischen Matrosen in Neuholland. Er war im Walde um-

her spatziert, und sagte ganz treuherzig bei seiner Rückkehr, er habe den leibhaften Teufel gesehen. Auf die Frage, wie derselbe denn ausgesehen habe, sagte Hans: „Er war so groß, wie ein vier Kannen Fäßchen (Gallone), und fast eben so von Gestalt; er hatte Hörner und Flügel, und kroch so langsam durch das Gras, daß ich ihn hätte greifen können, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte.“ — Dieser wahrhaftige Teufel, welchen die Engländer hinterher genauer kennen lernten, war nichts anders als eine große Fledermaus, die allerdings etwas fürchterlich aussahe, aber die Hörner nur von den Vorstellungen der Furchtsamkeit erhalten hatte.

12.

Mancherlei Aberglauben.

Diesen Abschnitt will ich mit zwei Erzählungen anfangen, welche unser Befremden über den Aberglauben roherer Völker wohl etwas mildern dürften.

Zu Ende der Regierung des vorigen Königs von Spanien, kam der berühmte mechanische Künstler aus der Schweiz, Jacques Droz *) nach Madrit. Seine Kenntnisse erregten ein allgemeines Erstaunen, und hätten leicht für ihn gefährlich werden können, wenn der König nicht selbst einige Kenntnisse in der Mechanik gehabt hätte; denn er wurde von dem vornehmen Pöbel eben so gut, wie von dem gemeinen für einen Zauberer gehalten, und ein Zauberer mußte — verbrannt werden.

Droz überreichte dem Könige eine Uhr, welche eine Schäferei vorstellte. Der Schäfer nimmt mit dem Schlage der Glocke seine Flöte, und bläst eins von seinen sechs Stücken, und sein Hund geht zu ihm,

*) Beide dieses Namens, Vater und Sohn haben die bewundernswerthesten Uhren geliefert.

um seinem Herrn zu schmeicheln. — Dem Könige gefiel das; Droz sagte: das ist das kleinste Verdienst dieses Hundes: Ew. Majestät wagen es nur einen Apfel aus dem Körbchen neben dem Schäfer nehmen zu wollen, und Sie werden sehen, wie treu er auch ist." — Der König wollte nun einen Apfel nehmen, aber der kleine Hund der Uhr, sprang nach der Hand des Königs, und bellte so stark, daß des Königs Hund anfing mitzubellen.

Vielen von den umstehenden Herren, die zum Theil das Land mit regieren halfen, fing nun an, etwas unheimlich zu werden; sie schlugen das Kreutz, und machten sich davon. Der Minister des Seewesens hatte allein den Muth zu bleiben. — Der König trug ihm jetzt auf, den kleinen Neger, welcher auf der Uhr war, zu fragen, wie viel Uhr es sei? Der Minister fragte, aber es erfolgte keine Antwort. Droz entschuldigte den Neger damit, daß ihm die Landessprache noch nicht bekannt sei, und ersuchte den Minister, denselben französisch zu fragen. Jetzt fragte der Minister französisch, der Neger antwortete *). — Das wurde dem Minister zu arg — er lief aus dem Zimmer und schrie: „es ist der Teufel!"

Eine andere hieher gehörige Geschichte, geht ein

*) Es versteht sich wohl von selbst, daß in dem letztern Stücke dem Minister ein Betrug gespielt wurde, den sein Aberglaube leicht machte.

freilich weit roheres Volk und eine frühere Zeit an. — Vor dem Regierungsantritte Peters des Großen in Rußland, hatte einmal Englands Gesandter einen großen in die Livree seiner Dienerschaft gekleideten Pavian mit nach Moskau gebracht. Dieser lief in eine, der Wohnung des Gesandten gegenübergelegene Kirche, wo er ein wenig arg hausete, und Bilder und Gefäße umwarf. — Der Küster eilt herbei; hält den Pavian für einen Bedienten des Gesandten, und schließt die Kirche zu, um dem Patriarchen Bericht über den unerhörten Frevel abzustatten. Dieser macht in vollem Grimme seine Vorstellungen darüber bei dem Kaiser, welcher Soldaten mit Hellebarden bewaffnet, und in die Kirche beordert, um den Bösewicht, den Tempelschänder, einzufangen. Dieser ist eben auf dem Altar beschäftigt Unheil zu stiften. Man befiehlt ihm herunterzusteigen, man bedroht ihn mit Prügeln — der Pavian fletscht seine Zähne. Ein Strelizze will den Störrigen mit einigen Lanzenhieben zur Ordnung bringen, aber der starke Affe fällt den Soldaten an, und zerkratzt und zerbeißt ihn so, daß der vor Schmerz, und ohne Zweifel mehr noch vor Schrecken halbtodte, der sich unter Teufelskrallen glaubt, nach Hause getragen werden muß. — Endlich erliegt der tapfre Pavian unter den Streichen seiner Gegner, wird gefesselt und ins Gefängniß gebracht.

Der

Der wilde Pöbel ist indessen wüthend geworden, und bedroht das Leben des Gesandten. Einige vornehme Offiziere und ausländische Kaufleute, belehren zwar den Czaar, daß dieses Unheil ein ostindisches gezähmtes Thier angerichtet habe, und der Gesandte erbietet sich auch den gestifteten Schaden doppelt zu ersetzen, aber der erbitterte Patriarch dringt auf den Tod dieses Thiers oder — Teufels. — Man führt den armen Verbrecher gebunden durch alle Straßen Moskau's, und dann wurde er von den größten, dazu ausgesuchten Wagehälsen unter den Streltzzen erschossen*).

Der Aberglaube ist es, der manche Völker sehr höflich gegen die getödteten Thiere macht, welche sie erlegt haben, und nun verzehren wollen. Die Kamtschadalen, die Ostiaken und noch andere Völker im östlichen Asien bilden sich fest ein, das getödtete Thier ginge zu seinen Vettern und Freunden, und erzählte der ganzen Familie wie es ihm gegangen sei. So hängen die Ostiaken die Haut des Bären an ei-

*) Wegen eines menschlichen Skelettes kam in Rußland ein deutscher Wundarzt in Lebensgefahr. Man hatte ihn die Flöte blasen hören, und bemerkt, daß sich während des Blasens das im Zimmer schwebend hängende Skelett bewegte. Nichts war dem Aberglauben gewisser, als daß das Todtengerippe nach der Flöte getänzt habe, und es wurde auf den Windzug durch ein offenes Fenster keine Rücksicht genommen. — Der Mann hatte Mühe sich heimlich zu retten!

nen Baum, und bezeigen ihr viele Ehre, und entschuldigen sich sehr, daß sie ihn todtgeschlagen hätten; und die Kamtschadalen pflegen gewöhnlich zu sagen: er möge es ja nicht übel nehmen; sie hätten keine Schuld an seinem Tode, die Russen wären es gewesen, oder, sie hätten es gar nicht gern gethan, u. s. w. und wenn der Bär nun gegessen wird, wird sein Kopf stattlich ausgeputzt. Eben so wird den Seehunden, den Seelöwen und andern Thieren begegnet. —

Wenn die Kamtschadalen die Mäuselöcher aufgraben (es ist mus oeconomus) um die von den Mäusen eingesammelte Sarane*) hinwegzunehmen, so benennen sie alle Dinge ganz anders als sonst, denn, meinen sie, die gewöhnliche Sprache verständen die Mäuse wohl. Sie wollen auch gern, daß die Mäuse die Hinwegnahme der Sarane nicht als eine Plünderung, sondern als einen Handel ansehen möchten, und legen daher alte Lappen, zerbrochene Nadeln, einige Zirbelnüsse u. dgl. in ihre Löcher, damit es aussähe, als hätten dieselben Betten, Kleider u. s. w. empfangen; thäten sie das nicht, so würden sich sicher die Mäuse ersäufen. Sie erschlagen auch niemals

*) Es ist die Zwiebel von einer Lilienart, die in Kamtschatka ein Hauptnahrungsmittel ausmacht, und statt Brodts gebraucht wird. Es ist aber die Wurzel wie der Knoblauch gebauet, wird in Asche gebraten, oder gebacken und gestampft, um sie statt Mehls zu gebrauchen, und an Suppen und andere Speisen zu thun.

eine Maus, wenn sie einer ansichtig werden beim Wurzelgraben, sondern machen ihr viele Entschuldigungen, und sagen, sie thäten es nicht aus übler Absicht, sondern aus Freundschaft. — Oft finden sie giftartige und betäubende Wurzeln unter der Sarane — diese, behaupten sie, dienten den Mäusen, um sich an Festtagen eben so damit zu berauschen, wie sie selbst, die Kamtschadalen, mit dem Fliegenschwamm, oder die Kosaken mit Brantewein.

Gegen die Eidechsen sind sie nicht so höflich. Nicht allein, daß sich mit diesen kein so vortheilhafter Handel treiben läßt, halten sie dieselben auch für Kundschafter des unterirrdischen Reichs, um die Menschen auszukundschaften, welche für den Tod etwa angenehm sein könnten. So bald sie daher eine Eidechse erblicken, springen sie sogleich mit dem Messer zu, und schneiden sie in Stücken, damit sie keine Nachricht von ihnen überbringen möge. Entkommt dieselbe aber, so sind sie äußerst betrübt, und versehen sich täglich des Todes.

Wie die Kamtschadalen beim Saranegraben, so nennen die Oronokoindianer, auf ihren Reisen, sehr viele Dinge mit ganz andern Namen und helfen sich mit Umschreibungen, denn sie glauben fest, es würde ihnen etwas Uebels begegnen, falls sie den rechten Namen nennten. Ein Felsen heißt: Derjenige der hart ist; eine Eidechse: dasjenige,

was einen langen Schwanz hat. — Ein Europäer setzte einmal einem Trupp reisender Indianer sehr zu, ihm den Namen einer Krieke, oder kleinen Insel zu nennen. Sie thaten ihr Möglichstes, um der Antwort auszubeugen, stellten sich taub, sagten sie wüßten es nicht, wiesen ihn zu den andern u. s. w. Endlich nannte einer, der keinen Vorwand mehr finden konnte, der Frage auszuweichen, den Namen, und bald hinterher kam auch ein Regen. Jetzt waren alle gegen den Nennenden sehr aufgebracht.

Von dem Zobel haben auch verschiedene Bewohner Sibiriens ihre besondere aber ähnliche Meinungen. Sie glauben, der gefangene Zobel müsse, wenn er gefangen sei, sogleich sehr gut verwahrt werden, damit ihn niemand sähe, auch dürfe man ja nicht von demselben sprechen. Würde das nicht beobachtet, so würde gewiß der Fang verdorben. Ein alter Jäger glaubte sogar, es könne sich die Wirkung einer solchen verkehrten Behandlung von Moskau aus bis zu ihnen erstrekken. Der jetzige schlechte Fang, sagte er, rühre davon her, daß einige Zobel lebendig nach Moskau wären geschickt worden, da habe man dieselben gelobt und bewundert, und das könne der Zobel nicht leiden *).

*) Wie ähnlich mit unserm Aberglauben, wo durch Lob und Bewunderung auch beschrien wird. — Z. B. das Gedeihen junger Kinder und Thiere. — Man muß wenigstens: „Gott behüt's!" hinzusetzen. —

Bei verschiedenen Indianern des nordwestlichen Amerika's muß das Wild noch im großen Ueberflusse vorhanden sein, sonst würde sie der Mangel daran wohl genöthigt haben, von einem sehr verderblichen Aberglauben abzugehen. Sie erlegten nämlich, sagt Hearne, alles Wild, welches ihnen vorkam, wenn sie auch gerade so überflüssig damit versehen waren, daß sie nicht den mindesten Gebrauch davon machen konnten. Sie glaubten zuversichtlich, daß desselben darum nicht weniger werde; auch zerbrachen sie unterwegs alle Vogeleier in den Nestern. — Der Aberglaube vereinigte sich hier, wie so oft, mit der Roheit *).

*) Man rechne zu dem, was dieser Aberglaube zerstört, noch das, wie viel Wild ein einziger nordamerikanischer Wilder dieser Gegend bedarf, um sich nur zu bekleiden. Acht bis zehn Hirschfelle gehören zu einer vollständigen Winterkleidung, außerdem was noch zu Schuhen und Strümpfen, zu Riemen für die Schneeschuhe, zu seinen Beuteln, zu Schnüren und Bändern und zu vielen andern Kleinigkeiten erfordert wird. Man rechne dazu seine Sommerkleidung, seine Zelt- und Lagerdecken, man rechne, wie sehr seine Kleidung bei der ewig herumstreifenden Lebensart abgenutzt werden muß, und wie zuweilen im Fall des äußersten Mangels an Nahrungsmitteln, die Kleider selbst den nagenden Hunger stillen müssen; so wird man erachten können, daß es eine mäßige Annahme ist, für die Bekleidung eines solchen Indianers nur jährlich die Häute von 25 Stück Rothwild zu rechnen. Rechnet man nun mit Hearne, die um die Hudsonsbai wohnenden Indianer

Unter den kanadischen Indianern, unter welchen Le long eine Zeitlang lebte, hatte jeder seinen Totam oder guten Genius, der die Gestalt eines Thieres an sich nehme. Ein solches Thier jagen, tödten und essen sie nie. So hatte sich einer zu seinem Totam den Bär gewählt. Diesem träumte, (man erinnere sich, wie sehr sie Träume achten) er sehe an einem Orte einen Trupp Rehe *). Er ging beim Erwachen an diesen Ort hin, und in der That traf er

etwa 25,000, so werden jährlich über 600,000 Stück Rothwild erlegt werden müssen, um die Kleidung dieser zahlarmen Völkerstämme zu bestreiten. — Welch ein großer Raum muß also erforderlich sein, um das Leben eines kleinen Nomadenvolkes zu erhalten, und wie unmöglich ist es, daß ein solches Volk zu großen Zahlen anwachsen kann, ohne seine Nachbarn zu verdrängen. — Daraus ergibt sich, wie wohlthätig der Ackerbau für die Menschen ist!

*) Die Träume sind fast bei allen nordwestlichen Amerikanern, und auch bei den Kamtschadalen in großem Ansehen. — Einer der Indianer von denen Makenzie begleitet wurde, schien nicht Lust zu haben, länger bei ihm zu bleiben, denn sein Oheim habe im Traume zu ihm gesagt: „Neffe, deine Abreise setzt mich in Angst. Die Weißen werden uns vielleicht deiner berauben, und dich unter unsere Feinde bringen. Wärst du nicht bei dem Oberhaupte (nämlich Makenzie; denn alle Handelsagenten heißen so bei ihnen) so wüßte ich nicht, was ich sagen sollte.“ — Bei den Kamtschadalen darf man keinem so leicht abschlagen, was er geträumt hat — daß es bei vielen Wilden des nördlichen Amerika's eben so ist, ist bereits (1ster Th.) erwähnt.

ein Rudel solcher Thiere, von welchen ihm geträumt hatte. Er schoß darunter, aber unglücklicherweise traf er einen Bär. Voll Entsetzen sank er nieder, und lag eine Zeitlang ohne Bewußtsein. Er fürchtete den Herrn des Lebens erzürnt zu haben. — Auf dem Rückweg begegnete ihm ein anderer Bär, der ihn niederriß und tüchtig durchwalkte und zerkratzte. Als der Indianer zu Hause kam, erzählte er nun: der Bär habe ihn gefragt: „was ihn denn könne bewogen haben, seinen Totam zu schießen.“ Der Indianer entschuldigte sich — „er habe es ja nicht gewußt, als er auf den Rudel feuerte, daß sein Totam mit darunter sei; er sei sehr betrübt darüber, und der Bär möchte doch Mitleid mit ihm haben!“ — Darauf hätte ihn denn wirklich der Bär gehen lassen, aber auch die Warnung mitgegeben, künftig vorsichtiger zu sein, und den Vorgang allen Indianern zu erzählen, damit ihre Totams in Zukunft sicher wären, und der Herr des Lebens nicht über sie ergrimmte.

Es ist nicht auffallend, wenn diese Menschen ihren Schutzgeist in Thieren suchen, und dabei noch einen Herrn des Lebens kennen; der Fetisdienst der Neger sucht in dem verachtetsten Thiere, und in noch viel unbedeutendern Dingen seine Gottheiten, und erkennt ebenfalls einen höchsten Gott. Alles

was ihnen vorkömmt, wird zum Fetisch *) oder Fetis erhoben, (in manchen Gegenden Afrika's heißen sie Manitu) jeder Stein, Felsen, Baum, dürres Holz, Hühnereier, getrocknete Affenköpfe, Hörner von Thieren, Dattelkerne, Fischgräten, oder jedes unförmliche geschnitzte Bild; denn jeder wählt sich nach seinem Gutdünken, seinen eigenen Fetisch, einen oder mehrere, und behängt sich auch wohl damit.

Der Hauptgötze am Senegal ist eine kleine Figur, Chine genannt, von welcher niemand etwas Zuverlässiges weiß. In Sierra Leone sind die Fetische ungestaltete und lächerliche Figuren, die aus Thon gemacht werden, und einige Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt haben. Man stellt sie unter ein kleines Obdach von Blättern, und so nichtswürdig sie selbst sind, sind auch die Opfer, welche ihnen gebracht werden – sie müssen sich zuweilen mit alten Scherben und dergleichen begnügen lassen — doch bekommen sie auch wohl kostbarere Sachen, Korallen, Ringe, Getränke u. s. w. zum Opfer, welches allen Negern so heilig ist, daß es niemand dem Götzen wegzunehmen wagt.

Manche solcher Fetische bleiben ein Erbstück der Familie und werden in einem Korbe aufgehoben, vor welchem man sein Gebet verrichtet. Die Neger ge-

*) Aus dem Portugiesischen — fetisso, ein bezaubertes Ding oder Wesen.

loben demselben sich gewisser Speisen zu enthalten, und halten diese Gelübde sehr gewissenhaft. Sie glauben auch, daß die Fetische ihrer Macht nach sehr verschieden sind, und sie suchen sich oft, den stärkern Fetisch zu kaufen, und hüthen sich sehr den Besitzer eines solchen zu erzürnen. — In der Nähe eines Hauptfetisch wohnt gewöhnlich ein Fetischeer oder Fetischmacher, d. h. Priester. Wird ein Fetisch in vorkommenden Fällen befragt, so muß ihm der Fragende Gold, Schaafe, Kühe, Hunde, u. s. w. zum Opfer bringen. Vor allen Dingen aber muß dem Götzen Brantewein geschenkt werden, denn den trinkt er unter allen Getränken am liebsten. Leinwand halten sie auch für ein ihm sehr angenehmes Geschenk, und breiten oft Stücke davon auf die Landstraße hin — der Fetisch mag sie sich holen, wenn er dieselbe haben will, denn darum kümmern sie sich weiter nicht.

Die Whidahneger haben gewöhnlich einige unschädliche und sehr sanfte Schlangenarten, die sich mit der Hand greifen und streicheln lassen, zu ihrem Hauptfetisch. Einer derselben wird in einem großen Gebäude aufbewahrt, und hat Priester und Oberpriester zu seinen Dienern. Jährlich werden sogar eine Menge von jungen Mädchen mit Gewalt weggenommen, am ganzen Leibe mit eisernen Griffeln eingezeichnet und eingeschnitten, in Gesängen und Tänzen zu Ehren der Schlange unterrichtet, und sogar mit

derselben, d. h. mit den Priestern verheirathet. Dieser angesehene Fetisch bekommt keine schlechten Opfer, sondern König und Unterthanen bringen ihm, Gold, Seidenzeug, Vieh und die vortreflichsten ausgesuchtesten Leckerbissen. Uebrigens ist derselbe eine Art Schlange, welche fast wie unsere Hausschlange, Ratten, Mäuse u. s. w. verfolgt. Die Neger sehen es gerne, wenn eine derselben in ihre Häuser kömmt, füttern sie mit Milch, und bauen ihr auch wohl ein kleines Haus, um die jungen Schlangen darin zu erziehen. Europäer dürfen keine solche Schlange verfolgen, wenn sie nicht aufs äußerste gehaßt sein, und sich ihren ganzen Handel vernichten wollen.

Bei der ersten Ankunft der Engländer zu Whidah, fand ein Kapitain mit seinen Leuten in seiner Nachtherberge eine solche Fetisschlange, die seine Leute, da sie ihnen unbekannt war, ohne Bedenken tod schlugen. Da die Engländer am andern Morgen offenherzig gestanden, daß sie dieselbe getödtet hätten, so ermordeten die Eingebornen den Kapitain mit allen seinen Leuten, und verbrannten das Haus, in welchem sich die Engländer aufgehalten hatten, mit allen darin befindlichen Waaren. Dieser Vorfall schreckte damals die Engländer eine Zeitlang ab, an dieser Küste Handlung zu treiben. Nachmals zeigten die Whidahneger den Europäern diese von ihnen verehrten Schlangen, und baten sie, denselben kein

Leid zuzufügen, weil sie Fetisse wären. — Aus Unwissenheit geschieht es doch wohl zuweilen, daß ein Europäer eine solche Fetisschlange tödtet. So fand ein junger eben erst angekommener Engländer eine solche des Nachts in seinem Bette, und da er ihre Unschädlichkeit eben so wenig als ihre Heiligkeit kannte, so brachte er sie um. Die Sache wurde bald ruchtbar, und es entstand ein schrecklicher Auflauf vor der englischen Faktorei, deren Director nur durch große Geschenke die Priester dahin bringen konnte, ihm Zeit zu verstatten, sich unter den Schutz des Königs zu begeben, welcher denn auch den Aufstand des Volks durch seine Befehle stillte. Selbst die Thiere, welche diese Schlange tödten, werden gestraft, und darum sind die natürlichen Schlangenfresser, die Schweine, hier zuweilen sehr übel daran. Zu der Zeit wenigstens, wenn der Mais anfängt zu grünen, müssen sie von ihren Herren sorgfältig in Verwahrung genommen werden, denn um diese Zeit sind die Schlangen in den Maisfeldern sehr häufig, und die Schweine würden dieselben aufsuchen, und nicht nur die Maisfelder verwüsten, — welches die Neger als das kleinere Unglück ansehen würden, — sondern, was ihnen viel schrecklicher scheint, auch die Schlangen fressen. Es schickt daher der König um diese Zeit Leute aus, welche alle Schweine, die ihnen vorkommen, todschlagen. — In frühern Zeiten (i. J. 1697) wäre bei-

nahe ein förmlicher innerlicher Krieg um einer Schlange willen entstanden. Eine derselben kam einem Schweine in den Weg, und dieses fraß sie im Angesichte der Neger auf. Die Priester verlangten das Schwein, und da dieses keine Sachwalter hatte, so brachten sie einen Befehl aus, daß alle Schweine umgebracht werden sollten. Ganze Regimenter von Schwarzen zogen mit Degen und Keulen gegen die Schweine zu Felde; auf der andern Seite aber kamen die Eigenthümer derselben, wohlbewaffnet, um ihre Thiere zu schützen. Ein neuer entgegengesetzter Befehl des Königs machte zum Glück dem Aufstande ein Ende.

Den dortigen Europäern fallen diese Schlangen oft sehr beschwerlich, und kommen, zumal bei heißem Wetter, zu Dutzenden in ihre Häuser. Ueberhaupt würden sich dieselben ganz unglaublich vermehren, wenn sie nicht von einer andern Art Schlangen aufgefressen würden.

Außer dem Haupt- und Landes-Fetisch, hat, wie schon erwähnt ist, jede Familie noch ihre besondern Hausfetische, die 5 — 6 Z. hoch und gewöhnlich aus schwarzer oder rother Erde gemacht sind. Diese setzen sie in die Stuben, Kammern, vor die Ställe, auf die Felder. Man befleckt sie mit Blut, beschmiert sie mit Eiern, mit Palmöl, und putzt sie mit Federn.

Wie groß das Vertrauen der Neger zu dem Fetisch sei, ergab sich in einem Kriege der Whidaer mit den Dahomeiern. Da die letztern über einen Fluß gingen, wo sie leicht hätten angegriffen und geschlagen werden können, stellten ihnen die Whidaer mit vielen Zeremonien eine Fetischschlange in den Weg, und hielten das zu ihrer Vertheidigung für völlig hinreichend. Natürlich half es nichts — die Schlange kehrte um, und die Whidaer gaben nun alles verloren und flohen.

In Niederguinea heißen die Fetische Mokisso. Einer dieser Mokisso's in Loango wird besonders verehrt. Er erscheint zuweilen seinen Günstlingen, welche einige Stunden dadurch entzückt werden. Alles, was sie in dieser Entzückung sprechen, wird für den Willen des Checoke — so heißt er — gehalten. Diese Mokisso's sind alle elende, ungestaltete Bilder, außer welchen aber jeder noch seine besondern Götter hat, oder vielleicht auch nur Talismane oder Amulete, welche ebenfalls Figuren, oder Vogelfedern, Fischzähne, und dgl. sind. Auch werden hier ebenfalls lebendige Geschöpfe verehrt. Dieser Ehre genoß einmal ein alter Bock in Angola, der in einer Wüste mit beiden Hörnern an zwei Bäumen angebunden, und von den Opfern, die man ihm von Feldfrüchten gebracht hatte, ganz feist geworden war. Die Missionare schlugen ihn zuletzt noch tod. — Todte Schlan-

gen und Kröten an Bäumen zu befestigen, in der Hoffnung, daß sie die Felddiebe tödten werden, ist gewöhnlich, und die Bäume selbst, an welchen sie sich befinden, sind so heilig, daß jemand ein großes Verbrechen begehen würde, welcher nur einen trocknen Ast davon abhauete. — In Kongo werden dem Fetisch Thiere, und sogar Menschen geopfert, wobei ein großes Fest mit Schwelgen und Lärmen mehrere Tage gefeiert wird. Der Priester beschmiert das Gesicht mit dem Blute des Menschenopfers, und dann trinkt es das Volk begierig auf. Hierauf wird auch das zerstückte Fleisch aufs Feuer gelegt, und die begierigen Unmenschen erwarten es nicht, bis es gebraten ist — sondern verschlucken es früher noch halb roh, und vorzüglich sind ihnen, Leber und Herz die größesten Leckerbissen. — Den an Bäumen befestigten Fetischen werden oft auch Speisen geopfert, welche aber gewöhnlich von Thieren oder auch zuweilen von hungrigen Reisenden aufgezehrt werden. Auf ihren Reisen gehen selten die Neger an einem Fetischbaume oder Stange vorbei, ohne etwas zu opfern, sollte es auch nur ein Strohhalm, oder ein Blatt sein. Genau das beobachten auch die Peruaner in Amerika, wenn sie reisen — eine Feder, einen alten Schuh, einen Stein u. s. w. muß der Götze haben, sonst würde die Reise übel ablaufen.

Daß bei einem so argen Aberglauben schlaue Prie-

ster und Zauberer, das Volk ohne Mühe berücken können, und ein grosses Ansehen haben, ist leicht zu glauben. Bei den Negern in Niederguinea will jeder Priester eigne Zauberkräfte haben. — Der eine hebt Bezauberungen, der andere bewahrt vor Krankheiten, ein dritter weiß das Feld zu beschützen, ein vierter, fünfter, u. s. w. zieht die Zukunft aus ihrer Dunkelheit, heilt den Aussatz, schützt gegen vergiftete Pfeile, macht reißende Thiere unschädlich. Ganze Gesellschaften solcher Gaukler gibts unter diesen armen Geschöpfen, und unter denen einige, die sogar mit Auferweckung ihrer Todten die Einfältigen betrügen. Das Ansehen dieser Betrüger beruht gewöhnlich weit weniger in ihrer Künstlichkeit und Geübtheit, als vielmehr in der Einfalt der Betrogenen. So stehen selbst unter den Sklavennegern in Surinam die Zauberinnen und Wahrsagerinnen in hohem Werthe. — Sie tanzen und drehen sich mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit so lange, bis ihnen der Schaum vor dem Munde stehet. Was sie in diesem Zustande sagen, das ist eingegeben *). Viel trägt es zum Ansehen dieser Weiber bei, daß sie durch irgend ein Mittel — eine

*) Die Europäer haben diese Künste bei schwerer Strafe verboten — denn sie reizen die Sclaven zum Entlaufen, zum Mord ihrer Herren an u. s. w. Freilich geschieht nun heimlich, was nicht öffentlich geschehen darf. Die Neger nehmen sogar heimlich ihre Fetische schon aus Guinea mit, wie sorgfältig man es auch zu verhüten suche.

Schlange, welche den Negern heilig, und darum in ihren Hütten gern gesehen ist, vom Baume herabzuzaubern wissen, und sich dann um Hände, Hals und Brust winden lassen. Dies sollen sie durch ihre Stimme bewirken — nicht ganz unmöglich, da in mehreren Gegenden manche Schlangen, wenn sie Musik hören, aus ihren Löchern hervorkommen, und sich nahe zu dem Musiker halten. — So wußte sich in Surinam durch eine gewiß nicht außerordentliche Klugheit, der bekannte Quazy, welcher sich nachher frei machte und ein bequemes Auskommen verschaffte, in den Ruf eines Lockomann oder Zauberers zu sezzen. Alles was in den Krieg ging, war ihm zinsbar, denn er verkaufte Obias (oder Amulete), die aus Haaren, Muscheln, Fischgräten u. s. w. gemacht waren, und an einem Streifen Baumwolle um den Hals gehängt wurden, um unverwundbar zu werden. Da der Mensch einmal in Ansehen stand, so konnten ihn selbst Europäer gebrauchen, um manches Vorhaben der Sklaven zu entdecken *).

Bei

*) Dieser Mensch verstärkte sein Ansehen durch die baroque Pracht seines Ansehens. Da er 1730 die Kräfte der jetzt so stark gebrauchten Quassia entdeckte, so hätte er reich werden können, wenn er nicht ein wenig allzusehr wüste und ausschweifend gelebt hätte. — Er war aus Guinea gebürtig.

Bei den sibirischen Völkerschaften machten die Zauberer oder Schamanen, welche Gmelin sahe, ihre Künste, die schon im ersten Theil erwähnt sind, ziemlich plump, und mehrere gestanden ihren Betrug ein. Nur eine Zauberin, nachdem sie durch ihre ersten Versuche Gmelin nicht hatte täuschen können, durchstach sich wirklich den Unterleib — sie gestand gegen Gmelin, daß sie es zum erstenmale versucht habe, weil sie von ihrer Mutter versichert worden sei, es sei nicht so gefährlich. — In der That befand sie sich nach einigen Tagen wieder ziemlich wohl.

Recht plump und merklich machen auch die grönländischen Zauberer oder Angekocks ihre Künste. Einer ließ sich Hände und Füße, und dann den Kopf zwischen die Beine binden. Dann mußten die Lampen in der Hütte ausgelöscht werden, außer einer ganz kleinen, die unter eine Bank gestellt, und noch mit einem Felle bedeckt wurde. Bald war der Mensch los, sang und schlug auf seine Zaubertrommel, welche hier auch üblich ist, aber nur mit einem Stocke geschlagen wird. Er befragte nun den Tornasuck oder Geist, welcher mit einer groben zitternden Stimme antwortete. Hans Egede kam gerade in die Hütte, als er seine Zauberkünste machte, durfte aber nicht dahin, wo der Angekock saß, welcher nachmals ganz dreist versicherte, er sei im Himmel gewesen. Auf ähnlich handgreifliche Weise wer-

den ihre meisten Zaubereien gemacht — und dennoch war der Glaube der Grönländer an die Macht ihrer Zauberer sehr stark, wiewohl sie auch dieselben zu Zeiten auslachten, und Spottlieder auf sie verfertigten.

Es sind schon einige Fälle vorgekommen, aus welchen sich leicht ersehen läßt, wie bei solchen abergläubischen Menschen die ihnen unbekannten Instrumente der Europäer angesehen wurden. So glaubten die Afrikaner zu Chendi, da Bruce mit Teleskop und Quadranten seine Beobachtungen anstellte, daß er mit denselben die Venus, welche grade damals neben der Sonne stand, herbeigezaubert habe; und ein Stamm der nordwestlichen Indianer, die Makenzie auf seiner Landreise nach dem Nutkasunde traf, wollte nicht, daß er seine astronomischen Instrumente hervorbringen möchte, denn der Fisch — ihr Hauptnahrungsmittel, mit dessen Fange sie eben beschäftigt waren, würde dadurch verscheucht werden.

Alles was solchen Menschen ungewöhnlich und fremd ist, ist ihrem Aberglauben schreckenvoll, oder ein Gegenstand ihrer einfältigen Verehrung, und oft beides zusammen, und sie ersinnen sich Erklärungen davon, die ihren übrigen Begriffen völlig angemessen sind. Eine Mondfinsterniß bedeutet bei allen Oronokoindianern, und bei den meisten Süd-

amerikanern vielleicht, großes Unglück. Einige glauben der Mond liege alsdann im Todeskampfe, andere, er sei erzürnt auf sie. Sie laufen erschrokken aus ihren Hütten, heulen und schreien, trommeln und lärmen mit ihren kriegerischen Instrumenten, so arg sie können, und erbieten sich auch den Mond zu vertheidigen. Da sie der Meinung sind, daß, falls der Mond stürbe, dann kein Feuer mehr auf Erden sein würde, so nehmen viele auch Feuerbrände, und verstecken dieselbe in die Erde. — Die Kinder haben es schlimm bei dieser allgemeinen Noth; sie müssen sich in zwei Reihen stellen und werden von den Greisen durchgepeitscht, damit ihr Jammergeschrei den Mond bewegen möge, sein Licht wieder zu nehmen. Einige graben auch ein Stück Land um, um es mit Mais für den Mond zu besäen. Bei allem diesem Aufruhr verhalten sich indessen die Weiber recht ruhig *). Verliert der Mond nun immer mehr sein Licht, so werden sie von den Männern ausgeschimpft, daß sie so gleichgültig bei dem allgemeinen Nothstande wären, aber diese stellen sich etwas einfältig. — Dann werden sie von den Männern gebeten, doch ihnen weinen und heulen zu helfen, welches aber eben so wenig fruchtet.

X 2

*) Ist das etwa so Sitte? oder ist es Furchtlosigkeit? Sonst ist bekanntlich das andere Geschlecht der furchtsamere und daher allenthalben der abergläubigere Theil.

Jetzt müssen die armen Männer freilich ihr Möglichstes thun, sie liebkosen die Weiber, und beschenken sie mit dem Kostbarsten, was sie besitzen. Haben diese alles erhalten, was sie wünschen, oder was ihre Männer geben konnten, so bieten sie dem Monde ihre Armbänder, ihr Halsgeschmeide und allen ihren Schmuck an, und schicken klägliche Gebete zu ihm. Dies ist natürlich nicht ohne guten Erfolg — der Mond läßt sich bewegen — denn sie fangen erst mit ihren Gebeten an, wenn die Verfinsterung bald abnehmen will; und dann wissen ihnen die Männer unendlich vielen Dank.

Eben so äußert sich der Aberglaube bei Mondfinsternissen in manchen Gegenden Ostindiens und namentlich in Borneo. Die Europäer, welche mit Beckmann dort waren, hörten auf einmal ein fürchterliches Heulen und Brüllen. Die Feuergewehre wurden losgeschossen, messingene Becken wurden aneinandergeschlagen und rasselten, und da sie ihren Hauswirth suchten, so stand dieser an der Thür und brüllte, als wäre er von Sinnen. Auf alle an ihn gerichtete Fragen erfolgte keine Antwort, bis endlich ein Europäer ihn eben so entsetzlich um Auskunft anbrüllte. „Seht ihr denn nicht, sagte der Mensch, indem er mit Schrecken gen Himmel zeigte, daß der Teufel den Mond frißt?" — Wahrscheinlich dachten sie also durch ihr Lärmen den Teufel von seiner Mahlzeit abzuhalten.

Blödsinnige und wahnsinnige Menschen sieht in verschiedenen Gegenden der Aberglaube für Gegenstände der Verehrung an. So betrachten die Neger die Blafards (Cretins, Albinos*), Kakerlaken) mit ihrer weißen Farbe und mit ihren schielenden Augen, als außerordentliche und göttliche Menschen, die in einigen Gegenden sogar im Gefolge des Königs sind, in der Zauberei unterrichtet werden, und auf dem Markte alles ohne Umstände wegnehmen dürfen, was ihnen beliebt. Niemand geht vor ihnen vorbei, ohne ihnen eine tiefe Verbeugung zu machen, und sogar ihr Haar wird theuer bezahlt, da es zu vielen Zaubereien angewendet werden kann. — So werden auch oft auf verschiedenen Südseeinseln weiße Menschen **) und Wahnsinnige als außerordentliche Wesen betrachtet, und selbst in manchen Gebirgsgegenden Italiens und der Schweiz, wo die blödsinnigen tauben und stummen Albinos mit ihren bis auf den Bauch herabhängenden Kröpfen, keine Seltenheit sind, glaubt man etwas Göttliches in ihnen

*) Die Negern nennen sie Dondos, in andern Gegenden Ndumbdu. Es ist bekannt, daß diese Menschen am Gesicht und am Verstande gleich schwach sind. Sie sehen am besten im Mondenscheine — sind oft sehr bösartig und wollüstig. Der Name Albino ist portugiesisch.

**) Bei der Geburt ist jeder Mensch, selbst der Neger bis auf das Pünktchen um den Nabel weiß — nachmals werden diese Menschen erst schwarz oder braun u. s. w.

zu finden. Man glaubt ihnen allen Willen lassen zu müssen, man verehrt sie als Menschen, die keine Sünde thun können, denn man nennt sie sündenreine Gotteskinder, und man denkt nicht daran, sie zu irgend einer Handarbeit abzurichten — abzurichten sag' ich — um sie einigermaßen nützlich zu machen. Manche Aeltern schätzen sogar diese Kinder höher, als ihre vernünftigen.

Nicht nur auf den Südseeinseln, sondern fast unter allen rohen Völkern hat der Aberglaube in dem Wahnsinn und der Raserei, wie in dem Blödsinn etwas Göttliches — oft auch etwas Teuflisches gefunden, und alle, dem unwissenden Menschen, unerklärbaren Krankheitszustände, durch Einwirkungen höherer Wesen erklärt *). Bei den Marokkanern werden alle zwar als Heilige betrachtet, welche in Waschen, Gebeten und Andachtsübungen aller Art nichts versäumen; aber Blödsinnige und Rasende sind eine zweite Klasse von Heiligen, die man umsonst bekleidet und speiset. Ihr Ansehen ist so groß, daß es der Kaiser nicht wagen darf, die Unordnungen zu hindern, an welchen sie Schuld sind, denn solche Menschen ste-

*) Merkwürdig genug ist diese Erscheinung immer, und die Psychologie, sollte ich meinen, würde ihre Kräfte an deren Erklärung ein wenig versuchen können. So leicht ist die Sache gewiß nicht, als sie sich manche Erklärer bisher gemacht haben, die den Punkt, auf welchen es hier ankommt, gar nicht scheinen gefunden zu haben

hen ja unter dem unmittelbaren Schutz der Gottheit — und dann — unter dem Schutze der Meinung! Man hat dort solche Heiligen, die sich das Vergnügen machten, Vorbeigehende zu verwunden, und allenfalls zu tödten, ohne daß sie jemand hinderte. —

In Borneo schien man solche Zustände nicht für Gotteswirkungen anzusehen. Da ein gewisser Hr. Behr daselbst im Delirium war, sagten die Eingebornen, „das komme vom Teufel — man müßte dem Hühner und Reiß in den Wald schicken" — denn mit vollem Magen ist auch der Teufel sanft — „damit er wieder gut werde. Da Herr Behr am andern Tage sich wieder erträglich befand, aber noch über den Magen klagte, sagte ein Eingeborner, „der Teufel sei nun zwar ausgezogen, er habe aber dem Kranken tüchtig auf den Magen geschlagen — man müßte noch opfern."

Bei Krankheiten veranstalten diese Menschen alles so sorgfältig, als ob es ein großes Fest gölte, tragen ihre Gerichte und Leckerbissen in ein Haus im Walde, und laden nun den Teufel sehr höflich ein, einmal zu versuchen, wie es schmecke. Sie bitten, daß er es nur kosten möge, und versichern, es würde ihm gewiß behagen. — Die Affen in den Wäldern machen nachmals die verzehrenden Teufel. Kommt der Kranke durch, so giebt es neue Gerichte, wo nicht, so schimpfen sie auch aus aller Macht auf den Teufel. — Sie setzen auch wohl ihre Opfer auf ganz kleine Boote,

welche nicht grösser als eine Hand sind, und lassen sie den Strom hinunter treiben.

Die Malaien um Batavia opfern dem Teufel ausser den Speisen auch sogar Geld. Von dem Fleische, sagen sie, nähme er zwar die gröbern Theile nicht, aber sie wären versichert, daß er das Maul ganz nahe daran hielte, und es rein aussauge, so daß es nachmals weder Saft noch Kraft habe. Von dem Gelde glauben sie selbst, daß es nachmals Reisenden in die Hände falle, indessen habe doch der Teufel, der es als eine Buße fordere, seinen Willen gehabt, wenn man es opfere.

In mehrern Gegenden und namentlich auf den Sandwichs und andern Südseeinseln, glaubt man den Gott dem Kranken geneigt zu machen, wenn man sich einen oder beide kleine Finger abschneidet. Vielleicht denkt man der Gott habe Lust zu Menschenfleisch, und solle sich mit diesen kleinen Bissen begnügen lassen. Vielleicht ist ein ähnlicher Grund bei den Krankenkuren in Guiana vorhanden. Sind dort die Kinder krank, so müssen sich die Mütter mit Fischgräten die Zunge durchstechen, und mit dem Blute alle Morgen den Magen des Kindes benetzen, bis es entweder zur Genesung kommt oder stirbt. Eben so müssen sich die Kaziken oder Oberhäupter schröpfen, um ihren Unterthanen zur Gesundheit zu verhelfen. Zu den Zeiten ansteckender Krankheiten werden sie sehr dadurch

mitgenommen. Einer sagte einmal, da ihn ein Europäer fragte, wie es gehe? er würde sich recht wohl befinden, wenn er nicht so viele Kranken hätte, die ihn gewaltig mitnähmen. In der That sahe der arme Mann ganz abgezehrt aus.

Der in einer abergläubigen Vorstellung von dem Tode begründete Abscheu gegen denselben, geht bei den Anabalis in Guiana so weit, daß sie viele Meilen weit entfliehen, wenn jemand gestorben ist, und Dorf und Erndte verlassen. Sie stellen sich nämlich, wie alle Unwissende unter uns, den Tod als eine Person, als ein eigenes Wesen vor, und meinen, es wäre da keiner mehr sicher, wo sich einmal der Tod eingefunden hätte — eine Meinung, die durch anstekkende Krankheiten sehr leicht kann veranlaßt worden sein. Andere verlassen zwar das Dorf nicht, verbrennen aber die Hütte des Todten, und meinen dann, der Tod selbst sei verbrannt. —

Bei den Kaffern in Südafrika findet man es fast eben so. Ist eine Krankheit noch heilbar, d. h. bei ihnen, wie bei so vielen andern Völkern, kann der Teufel, welcher dieselbe verursacht, noch ausgetrieben werden, so müssen die Zauberer kommen, und denselben nicht allein verjagen, und über Berge und Thäler verfolgen, sondern auch mit einem Speere erste-

chen *). Gelingt das nicht, so kommt der Teufel wieder, und mit dem Kranken wird es ärger. Fürchten sie aber, es stehe keine Hülfe mehr zu schaffen, so wird der Kranke aufs Feld außerhalb des Kraals oder Dorfs gebracht, denn sie glauben fest, daß die Krankheit großes Unheil im Kraal stiften werde, wenn man ihr nicht bald Einhalt thue. Erholt sich zu Zeiten ein Kranker in so weit, daß er wieder in seine Hütte zurückkehren kann, so wartet man wohl einige Tage, bessert er sich aber dann nicht ernstlich, so bringt man ihn zum zweitenmal aufs Feld; kommt er aber auch da wieder zurück, ohne sichtbar gesünder zu werden, so sperrt man ihn in seine Hütte ein, und der ganze Kraal zieht davon, und überläßt den Unglücklichen seinem Schicksale.

Der Aberglaube, daß die Gottheit die Schuld oder Unschuld eines Menschen, bei darüber angestellten Proben zu erkennen geben müsse, ist bei sehr vielen Völkern gewesen, und hat die sogenannten Ordeale oder Gottesurtheile veranlaßt. Solcher Proben haben die Negern mehrere. Eine von ihrem Mann der Untreue beschuldigte Frau, muß einen von dem Priester verfertigten Gifttrank austrinken — giebt sie ihn wieder von sich, so ist sie unschuldig; schuldig,

*) Wie oft muß dort der Teufel wieder aufleben können?

wenn sie schwellt und stirbt. Bei dem Verdachte anderer Verbrechen, muß der Beschuldigte dreimal einen glühenden eisernen Ring aus einem Topfe mit bloßer Hand holen — er ist unschuldig, wenn er sich nicht verbrennt. Bei andern, fährt der Priester dem Beschuldigten mit einem glühenden Messer an den Beinen herunter, und brennt ihm das Fleisch bis auf die Knochen weg, wo er schuldig ist — wo nicht, so schadet es ihm nichts. Ja sogar Nägel schlägt man zur Probe ins Herz — ein Unschuldiger soll deren dreie aushalten können, ein Schuldiger gleich beim ersten tod niedersinken. — Ohne Zweifel kommt alles auf die Kunst des Priesters an, ob jemand schuldig oder unschuldig sein soll.

Bei den Hindus sind die Gottesurtheile nach Beschaffenheit der Beschuldigungen bestimmt, und sehr mannichfaltig. Einige sind an sich sehr unschädlich. Der Beklagte und der Pundit (der Priester, Braman) fasten einen Tag. Dann wird Beklagter im heiligen Wasser gebadet, dem Feuer wird ein Opfer gebracht, und nun wird derselbe gewogen. Die anwesenden Pundits werfen sich nun nieder, schreiben unter vielen Beschwörungen die Beschuldignngen auf ein Blatt, binden es dem Beklagten auf den Kopf, und wiegen ihn aufs neue — wiegt er weniger, so ist er unschuldig. Wiegt er eben so viel, so wird er aufs neue gewogen, und immer wieder aufs neue, bis sich

ein Unterschied findet. Denn man nimmt an, daß sich nothwendig ein Unterschied finden müsse. Nach einer andern Probe trinkt Beklagter das Wasser, in welchem die Bilder der Götter gewaschen sind. Er ist unschuldig, wenn er binnen 14 Tagen nicht krank wird.

Andere Proben sind gefährlicher. Der Beschuldigte muß unter mancherlei Umständen, den Kopf eine Zeitlang unter das Wasser halten. Hält er es aus, so wird er losgesprochen. — Es wird ihm Gift gegeben — sogar auch Arsenik — etwa 2½ Rettis schwer (7 Gerstenkörner) mit 64 Rettis Butter vermischt. Dieses muß er aus der Hand des Bramanen essen. — Ferner: man macht eine Grube 9 Spannen lang, 2 breit, eine tief, und füllt sie mit Feuer, von Pipalholze (vom Zitterbaum) angezündet; durch dieses Feuer muß der Beschuldigte gehen, und sich nicht verbrennen, wenn er freigesprochen werden soll. Auch muß von dem Beschuldigten eine glühende eiserne, aber auf Baumblätter gelegte Kugel eine Zeitlang in der Hand gehalten werden, und bei andern Fällen, muß derselbe aus einem mit Wasser gefüllten Topf, in welchem eine Schlange sitzt, einen Ring herausholen*), beißt ihn die Schlange nicht, so ist er unschuldig.

*) Aehnliche Proben, z. B. über glühendes Eisen gehen, oder dasselbe eine Strecke tragen, einen Ring aus heißem Wasser herausholen u. a. m. waren sonst bei den Teutschen sehr üblich, wie vielen Lesern bekannt sein wird.

Bei den Tschuwaschen im nordwestlichen Asien, besteht ein solches Gottesurtheil darin, daß der Verdächtige auf den Keremet (einen eingezäunten Platz) geführt wird, und unter vielen Verwünschungen, ein, bei diesem Volke sowohl, als bei den Tartaren übliches Gericht von Mehlklößen verzehren muß, die mit Wasser und Butter gekocht werden. Oder er muß Salzwasser trinken, und nicht dabei husten, wenn er unschuldig sein will.

Selbst die unglücklichen Zufälle, welche manchen Menschen begegnen, sind von jeher von dem Aberglauben für eine Art Gottesurtheile gehalten worden, und auch bei uns sagt der Wahnglaube des Volks ein Sprichwort: „Hüte dich vor dem, welchen Gott gezeichnet hat" — d. h. vor dem Gebrechlichen — vor dem Krüppel, Einäugigen u. s. w. Für ein Gottesurtheil dieser Art etwa, hielten es ehedem die Kamtschadalen, wenn jemand im Wasser in Lebensgefahr kam, und sahen es als ein Verbrechen an, der Todesgefahr entgangen zu sein. Da der Unglückliche einmal, so philosophirten sie — zum Ersaufen bestimmt gewesen sei, so thäte er sehr Unrecht, nicht ersoffen *) zu sein. In Wahrheit wäre es wohl für einen solchen Unglücklichen wirklich zu wünschen gewesen, er möchte ertrunken sein. Denn nie-

*) Für eine so rohe Philosophie ist das Wort Ersaufen, statt Ertrinken gerade grob genug.

mand hatte weiter einen Umgang mit ihm; man sprach kein Wort mehr mit demselben, niemand gab ihm einen Bissen Nahrung, und es war für ihn unmöglich, von irgend einem Hausvater eine Tochter zum Weibe zu bekommen. Kurz man sahe ihn für einen wirklich todten Mann an, der entweder verhungern oder auf gut Glück auswandern mußte.

Etwas den Gottesurtheilen ähnliches fand Cook auch in Tongatabu (Amsterdam) unter den freundschaftlichen Inseln in der Südsee. Der König der Insel, Paulaho, speisete bei Cook, und betrachtete die zinnernen Teller mit besonderer Aufmerksamkeit. Man bot ihm einen an, den er gern nahm, damit dieser in seiner Abwesenheit seine Stelle vertreten, und eben die Ehrerbietung, wie der König selbst erhalten sollte. Bisher hatte dazu ein hölzernes Waschbecken gedient. Dieses hatte aber auch noch die Verrichtung gehabt, listige und auf keine andere Weise herauszubringende Diebe zu entdecken. Das Volk hatte zusammenkommen und sich aus der Schale waschen müssen, und man glaubte fest, die Gottheit würde den Schuldigen sogleich tödten, als er das Becken berühre. Diese Dienste des Beckens, sollte forthin der Teller auch vertreten. — Wer weiß, durch welchen Zufall das Waschbecken in einen solchen Kredit gesetzt worden ist. Viel mag wohl dazu nicht gehören. Bei den Kaffern hat sich so ein Anker von einem geschei-

terten Schiffe an der Mündung des Keiskamme, in großes Ansehen gesetzt, blos dadurch, daß ein Mensch, welcher 1780 auf Befehl des Kafferkönigs ein Stück davon abschlagen mußte, bald nachher starb. Von nun an glauben alle dortigen Kaffern, der Anker werde sich nicht ungestraft nur scheel ansehen lassen, und bezeigen ihm daher alle Achtung, grüßen ihn ehrerbietig, wenn sie vorbeiziehen, und haben ihm, um seinen Zorn zu besänftigen, einen besondern Namen beigelegt *). Auch sind sie alle in der Meinung, daß er große Gewalt über das Meer habe. — So verderbten die Grönländer blos aus allzu vieler Werthschätzung einen alten Koffer des Hans Egede. Sie hatten gehört, daß ihn Egede von seinem Großvater geerbt habe, da meinten sie nun, ein so alter Koffer müsse jeden alt machen, der ein Stückchen davon besäße. Alle damals bei Egede sich aufhaltenden Grönländer, suchten in der Nacht ein Stück davon abzubröckeln, um es als Arnoack oder Amulet an dem Halse zu tragen.

Aller Aberglaube hat Furcht vor Zaubereien, und bedarf daher der Gegenmittel gegen dieselbe bei verschiedenen Angelegenheiten. So muß bei den Kalmucken der Mann einer Frau, die niederkommen will, ein Netz um das Zelt spannen, und tüchtig mit

*) Ueberhaupt ist es Sitte, demjenigen, welchen sie sehr ehren wollen, einen besondern Namen zu geben.

dem Prügel vor dem Zelte um sich hauen, damit die bösen Geister verscheucht werden. Zugleich schreit er: Fort Teufel, fort! Reiche Kalmucken stellen um das Zelt einen Kreis von Gelüngs oder Pfaffen. Aehnliche Thorheiten sind bei unserm abergläubischen Pöbel in zahlloser Menge anzutreffen.

Ich übergehe so manchen andern Aberglauben, und schließe diesen Abschnitt mit noch einigen einzelnen Angaben.

Bei sehr vielen Völkern muß die Gottheit auch essen, und ihr bestes Gericht ist Menschenfleisch. Ein Volk in Florida opfert dem Parausti oder König, welcher der Repräsentant der Sonne ist, ein Kind. Die Mutter muß es hergeben; man tanzt um den Parausti, und der Priester erschlägt am Ende des Tanzes, das auf einen Klotz gelegte Kind, mit der Keule. —

Bei den Mexikanern hungerten die Götter nach Menschenfleisch; dann wurde ein Krieg angefangen, und die Gefangenen — oft mehrere Tausende — den Göttern geopfert. Ein eigener Priester, der Topilzin, ließ die Unglücklichen, einen nach dem andern, auf einen großen Stein legen, und durch die übrigen Priester halten. Er stemmte ihm die linke Faust auf die Brust, schnitt ihm mit einem scharfen Kiesel den Leib von unten bis oben auf, riß das Herz her-

heraus, und hielt es dampfend gegen die Sonne. Dann wurde das Gesicht des Götzenbildes mit dem Herzen unter dem Murmeln geheimnißvoller Gebete gerieben. Die Körper der Geschlachteten gehörten denjenigen, die sie gefangen genommen hatten, und wurden von ihnen festlich gefressen. —

Auch bei vielen, sonst so sanften Südseeinsulanern, muß die Gottheit essen, und zu Zeiten auch Menschenfleisch *). —

In andern Gegenden verbietet der Aberglaube alles Fleischessen, wie denn Makenzie solche Völker im nordwestlichen Amerika, nicht so gar weit vom Nutkasunde fand. Einer von Makenzie's Leuten hatte von einer Rennthiermahlzeit den Knochen in den Fluß geworfen, den sie sogleich herausholten und

*) Da der Mensch die Gottheit nach sich selbst bildet, so können diese Menschen unmöglich unsere erhabenern Vorstellungen von der Gottheit fassen. Oft liegt aber die Schuld in der verkehrten Art der Vorstellung. King wurde von einem Priester in Otaheiti gefragt, ob die Engländer auch einen Gott hätten? Ob dieser Gott eine Frau, ob er einen Sohn hätte? King sagte einen Sohn wohl, aber keine Frau. — „So? fragten sie weiter, wer sind denn seine Aeltern? — King antwortete: Er habe weder Vater noch Mutter? — Es war natürlich, daß sie alle überlaut lachten. — Eben so verkehrt mögen wohl die nach Otaheiti geschickten Missionare bekehrt haben — denn die Otaheiter sind bekanntlich sehr erbittert gegen sie geworden.

verbrannten, und dann sich die verunreinigten Hände wuschen. Ein Hund, der einen Rennthierknochen verschlang, wurde so lange geprügelt, bis er ihn wieder von sich gab, und sie wollten Makenzie sogar nicht über den Fluß setzen, weil er Wild bei sich habe. Doch scheint dieser Aberglaube nur zur Zeit des Lachsfanges zu gelten, und in der Besorgniß seinen Grund zu haben, der Lachs werde das Fleisch riechen, sein eigenes Schicksal daraus errathen, und ihre Ufer verlassen.

Bei den Cheppewyanindianern mag zwar Fleischspeise sehr angenehm sein, aber es wird wenigstens alles Hundefleisch verabscheuet, weil sie selbst von einem Hunde entsprossen zu sein glauben, da hingegen andere nordwestliche Indianer Hunde als das köstlichste Opfer für den Herrn des Lebens und als einen guten Bissen ansehen, vorzüglich wenn dieselben gleich sehr weiß als fett sind. Diese Indianer haben auch ihre Hausgötter, welche mit den Göttern des nordöstlichen Asiens sehr viele Aehnlichkeit haben. Es sind geschnitzte Bilder, gewöhnlich 8 Zoll lang. Diese werden in die Beutel gesteckt, in welchen sie ihre Kostbarkeiten, d. i. Tabak und Pfeife, Wurzeln und Kräuter u. s. w. haben. Damit der Götze nicht friere, wird er in Flaumenfedern eingehüllt, über welche dann noch Birkenrinde gebunden wird. Uebrigens wird er

auch mit mehrern rothen und blauen Läppchen angeputzt.

Seltsam genug sind die Vorstellungen mancher Nationen von dem Entstehen der Dinge. Die Patagonen sagen, die guten Gottheiten wohnten in Höhlen, und da hätten sie zuerst die Patagonen erschaffen, und ihnen Speere, Bogen, Pfeile und Wurfriemen gegeben. Dann wären die Spanier erschaffen, und hätten Flinte und Degen bekommen. Nach der Schöpfung der Thiere hätten sich die schnellsten derselben zuerst aufgemacht, und wären aus den Höhlen herausgekommen. Zuletzt hätten die Bullen und Kühe heraus gewollt, da seien aber die Patagonen vor den Hörnern erschrocken, und hätten große Steine vor die Höhlen gewälzt. Die Spanier aber wären klüger gewesen, hätten aus ihren Höhlen diese Thiere herausgelassen, und darum hätten die Patagonen erst von den Spaniern die Rinder bekommen können. Wollten die Patagonen ihre Höhlen wieder öffnen, so würden noch viele neue Thiere herauskommen. — Nach ihrem Tode hoffen sie in diese Höhlen zurückzukehren. Dieser Höhlen aber ungeachtet, nehmen sie doch an, daß die Milchstraße ein großes Feld sei, auf welchem ihre Vorfahren Strauße jagen — die zwei am dortigen Himmel befindlichen weißen Wölkchen, wären die Federn der erlegten Strauße.

Die Kamtschadalen erklären sich den Donner, den sie jedoch selten hören, entweder daher, daß Kutka seine Kähne über Kieselsteine aus dem Flusse nach dem Ufer zu ziehe, oder der Billukai werfe aus Zorn ein aufgeblasenes Fell gegen die Erde. Sie glauben aber auch, es donnere im Himmel, wenn sie ihre Kähne aufs Land zögen, so arg, daß Billukai selbst sich fürchte, und seinen Kindern verbiete aus der Jurte zu gehen. — Den Regen halten sie für Billukais und seiner Geister Urin. Wenn er sein Wasser abgeschlagen habe, so ziehe er hernach sein Staatskleid mit bunten Fransen an, welche man in der Luft sehen könne (den Regenbogen). Von dem Winde glauben sie, daß ihn ein Mann in den Wolken mache, dadurch, daß er seine ungeheuer langen Haare stark nach einer Gegend zu schüttele. Gehe dieser Windmann aus dem Hause, so schmücke sich seine Frau indessen mit einem rothen Kraute zu seinem Empfange. Daure das Ausbleiben desselben bis gegen Morgen, so fange sie an zu weinen, und dann entständen trübe Tage, so wie durch ihren rothen Putz die Morgen- und Abendröthe.

Die Einwohner von Fourshout in Aegypten, wurden einmal bei einem starken nächtlichen Regen sehr in Schrecken gesetzt. Da derselbe in diesem Lan-

de sehr selten ist, so glaubten sie der jüngste Tag sei vor der Thür.

Der rohere Mensch macht sich von seinem Götzen Abbildungen, und verwechselt zuletzt Original und Kopie. Der gewissenhafte Muselmann hingegen hält es für unrecht und sehr strafbar, von lebendigen Gottesgeschöpfen Abbildungen zu machen — es sieht ihm so aus, als wollte der Mensch dem Schöpfer gleich sein. Bruce legte dem Aga *) in Syene seine mitgebrachten Zeichnungen vor. So lange seine Zeichnungen blos Gewächse betrafen, nahm ein beim Aga anwesender alter Mann eben keinen Anstoß, wiewohl er etwas spöttisch die Blumen an seine Nase hielt, um zu wissen ob sie röchen; als aber nun die Fische kamen, sagte der alte, sonst freundliche Mann, sehr ernsthaft: „Ob er nicht glaube, diese Fische würden am jüngsten Tage wider ihn zeugen? Ob er wohl bedächte, was Gott ihm sagen würde dieser Fische wegen? — Er würde fragen; hast du diese Fische gemacht? Und wenn er das bejahete, würde Gott sagen: nun mache auch die Seele dazu. — Antwortete er nun, daß er dazu zu unvermögend sei, so würde Gott sprechen: warum hast du denn den Körper.

*) Gouverneur — Statthalter.

gemacht? — Und er würde dann ins höllische Feuer kommen.

Zuletzt noch eine Anekdote, die ihrer Stelle nicht ganz unwerth sein wird.

Eine Kaste *) der Hindus trägt eine geschnitzte Figur des Lingams **) und bewahrt dieselbe sehr heilig. Die Gurus oder Priester behaupten, das Verbrechen dieselbe zu verlieren, könne nur mit dem Tode gebüßt werden. Ein solcher Lingamsverehrer hatte denselben unglücklicherweise verloren; er gestand es seinem Guru, und dieser sagte, daß er sich nothwendig ins Wasser stürzen müsse. Der Mensch war willig dazu, und ließ sich von dem Guru an einen Teich führen, bat hier diesen, ihm noch einmal seinen (des Gurus) Lingam zu leihen, damit er demselben noch einmal opfern könne. Der Guru fand kein Bedenken, ihm de Lingam zu geben. Vorsetzlich ließ ihn der Mensch ins Wasser fallen. „Was machen wir nun? rief derselbe jetzt. Nun sind wir beide ohne Lingam — du mußt nun mit in den Teich!" Zugleich ergriff er den Guru bei den Füßen. „Warte! warte! Sohn, rief der sich sträubende Guru — ich spreche dich los, und gebe dir einen andern Lingam."

*) Ein Stand — an einem andern Orte vielleicht mehr davon.

**) Wer unter meinen Lesern das Wort nicht versteht, wird auch die Erklärung desselben entbehren können.

13.

Roheit und Grausamkeit.

Es ist schon an andern Orten mancherlei erwähnt worden, was füglich auch unter diese Aufschrift hätte gebracht werden können; indessen wird es hier nicht an Stoff fehlen, um sehen zu lassen, wie Aberglauben, Vorurtheile, Unwissenheit, Noth, Wucher und andere Uebel, den Menschen höchst unmenschlich und fürchterlich machen können, ohne deswegen hier der Bluthochzeiten, der Fusilladen, der Noyaden, des Banditenwesens, und anderer zu bekannten Gräuel unsers Erdtheils zu erwähnen.

Wie sehr der Mensch durch Noth, eigentlich weniger grausam, als schrecklich werden kann, darüber giebt es mehrere grauenvolle Fälle, selbst unter Menschen aus gebildeten Nationen. Manche der Unglücklichen, welche auf ihren Fahrten und Reisen an unbekannte und öde Küsten und in unfruchtbare Länder verschlagen wurden, hielten zwar lange ihr Elend aus; aber die Noth lehrte sie endlich Menschenfresser wer-

den, und diejenigen ihrer Gefährten, welche das furchtbare Loos traf, zur Erhaltung der übrigen Gesellschaft abzuschlachten. Man hat sogar Fälle, daß nicht gefühllose Mütter ihre Kinder geschlachtet haben, um aus ihrem abgezehrten Körper eine entsetzliche Mahlzeit zu halten. Um so weniger ist es zu befremden, wenn einige der nordwestlichen Indianer, welche Makenzie besuchte, bei eintretender Hungersnoth, ihre schwachen Aeltern beim Fortwandern zurücklassen, wo ohne Zweifel ein trauriges Schicksal dieser Unglücklichen wartet. Werden die armen Unvermögenden nicht, im glücklichern Falle, durch wilde Thiere zerrissen, so werden sie gewiß langsamer und elender durch den Hungertod aufgerieben. Hier ists überhaupt so unerhört nicht, sich untereinander selbst aufzuzehren, wenn auch das nahrungslose Felsenmoos, oft die letzte Zuflucht dieser Unglücklichen, nicht mehr in hinlänglicher Menge vorhanden ist. Makenzie gibt übrigens diesen Wilden das Zeugniß, daß sie sonst nicht gefühllos gegen ihre Aeltern sind, wenn das auch nicht, wie dieser Reisende meint, daraus erhellen sollte, daß sie alles Eigenthum eines Verstorbenen verbrennen, und selbst noch von dem ihrigen etwas hinzuthun.

Ohne Zweifel ist die entsetzliche Noth, welche der Mangel an Nahrungsmitteln verursacht, und das unbeschreibliche Ungemach, welches sie auf ihren Reisen ausstehen, Ursach, daß es nicht blos eine Nothhülfe,

sondern eine Sitte bei verschiedenen Stämmen des nordwestlichen Amerika's geworden ist, alte Leute, die für die Beschwerden der dortigen Lebensweise zu schwach geworden sind, zu tödten. Oftmals bittet der Vater sogar um die Wohlthat, ihn zu tödten, und der Sohn ist es, der diese Kindespflicht vor allen andern erfüllen muß. Bei einem Theil derjenigen Indianer, welche um das Fort Cheppewyan wohnen, scheint es fast gesetzlich zu sein, alte und entkräftete Väter, von der Last des Lebens auf folgende Weise zu befreien. Man errichtet eine Hütte zum Schwitzen*) und unter den Vorbereitungen dazu, geben die Angehörigen ihre Freude zu erkennen, daß der Herr des Lebens ihnen die Wissenschaft verliehen habe, wie sie mit Abgelebten und Schwachen umgehen, und sie einem bessern Lande überliefern sollen, wo sie wieder Jugendkraft haben, und auf die Jagd gehen werden. Dann kommt die große Friedenspfeife, aus welcher alle rauchen, und hierauf wird von dem Chor der große Arzeneigesang angestimmt: „der Herr des Lebens gibt Muth! Ja, er gibt Muth! Alle wissen daß er uns liebt! — Unsern Vater geben wir ihm, jung zu sein in einem andern Lande, und zu jagen." Die Gesänge mit den dazu gehörigen Tänzen, werden wieder-

*) An einem andern Orte sind diese Schwitzhäuser näher beschrieben worden.

holt, und der älteste Sohn gibt dann dem Greise in der Hütte, den Todesschlag mit seinem Streitkolben. Der Erschlagene wird hierauf aufs beste bemahlt, mit seinen Waffen begraben, und dann eine Hütte von Rinde (Borke) auf sein Grab gesetzt *). Sollten die abgelebten Alten eine solche Todesart ungern wollen, so wird es ihnen angeboten, auf einem kleinen mit Rudern versehenen Kanot, mit Bogen und Pfeilen und einer Trinkschale versehen, sich an einer Insel aussetzen zu lassen, und dort zu sterben — ein Anerbieten, welches selten angenommen wird.

Bei den Kamtschadalen soll es ehedem ganz gewöhnlich gewesen sein, daß, wenn einer lebensüberdrüssig wurde, er von den Seinen Abschied nahm, ein Gefäß ergriff, und sich in die Wildniß begab. Hier bauete er sich für seine letzten Lebenstage noch eine Hütte, trank Wasser aus seinem Gefäße, schlief so lange es ging, und hungerte sich selbst zu Tode. — Andere, wenn sie sehr krank wurden, baten darum, mit ihren Körpern die Hunde zu füttern, damit sie sich nicht so lange quälen möchten. Gewöhnlich willfahrte man ihnen auch darin. Bei diesen Menschen be-

*) So schlugen auch einige alte teutsche Völkerstämme die abgelebten Alten tod, um sie zu dem Genusse Wallas zu bringen, wo sie täglich, wie sichs für einen tapfern Krieger ziemte, ins Feld rücken, sich einander zerhauen, und doch wieder frölich aus den Schädeln ihrer Feinde zechen könnten.

durfte es nichts weiter, um sich einen gewaltsamen Tod zu wünschen, als die Vorstellung, daß sie alt, schwach und unnütz auf der Welt wären. Blos um dieser Ursache willen trieb ein Vater noch 1737 seinen Sohn an, ihn an den Balagan (ihre Sommerhütte) aufzuhenken. Der Sohn hing ihn auf, aber der Riemen riß. Der Vater schalt den Menschen seiner Ungeschicklichkeit wegen, und dieser mußte seinen Fehler bei dem zweiten Versuch durch einen doppelten Riemen verbessern.

Ueberhaupt ist es sehr merkwürdig, wie viele Gleichgültigkeit gegen das Leben bei verschiedenen rohen Völkern dann statt hat, wenn ihnen das Leben zu schwer wird, und es sind davon in diesen beiden Bänden mehrere Spuren bereits vorgekommen.

Bei verschiedenen Bewohnern Guiana's werden zwar die Aeltern von ihren Kindern nicht erschlagen, wohl aber dagegen lebendig beerdigt. Oft bitten die Aeltern um diese Wohlthat. Selbst unter den christlichen Indianern findet das noch statt. „Seid auch so gute Christen," sagte einer derselben zu seinen Kindern, wie ich, und beerdigt mich."

Die Negern in Guinea sind auch der Meinung, daß sie dem Kranken, dessen Wiedergenesung aufgegeben ist, einen guten Dienst thun, wenn sie ihm sein Ende beschleunigen. In dieser Meinung drücken sie ihm die Nase, oder halten ihm den Mund zu, geben

ihm Faustschläge ins Gesicht; ziehen ihn bei den Ohren, Armen und Füßen, alles um ihm schneller zum Glück der bessern Welt zu verhelfen.

Bei den nordwestlichen Indianern, die Hearne kennen lernte, läßt man ohne Mitleid den Kranken unterwegs zurück. Man giebt ihm einige Lebensmittel, einiges Wasser, und wenn es den Umständen nach angeht, auch einige Feurung, man unterrichtet ihn von dem Wege, welchen man zu nehmen gedenkt, deckt ihn mit Fellen zu, nimmt dann Abschied, und überläßt ihn dann seinem Schicksale. So ging es einer kranken Frau bei der Reisegesellschaft, unter welcher Hearne war. Dreimal kam die Unglückliche der Gesellschaft nach, aber das viertemal nicht. — Das Gesetz der Selbsterhaltung lehrt diese Menschen hart sein; und wenn auch ihr Herz menschlicher und sanfter wäre, als es höchst wahrscheinlich nicht ist, so würde es ihnen dennoch oftmals ihre traurige Lage unmöglich machen, ihrem Herzen zu folgen. — Wir haben diese Lage schon aus mehreren Zügen kennen lernen, und wollen hier nur noch einen Fall nachholen. — Ein Indianer und seine Frau hatten auf ihrer Reise nach Wallisfort an der Hudsonsbai erst ihre Felle und Kleider aufgezehrt, aber dann auch ihre beiden Kinder. Der Mann war fast sinnlos, als er auf dem englischem Fort ankam. — Er erzählte seine entsetzenvolle Begebenheit, und man lachte

ihn aus. „Oh!“ rief der Mensch, „das ist kein Mährchen zum Lachen!“ *)

Es ist schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt worden, wie wenig das Leben eines Kindes unter gewissen Umständen gilt. Das ist selbst bei den so sanft und menschlich scheinenden Otaheitern der Fall. Ein junger Mann kann sein mit einer Otaheiterin erzeugtes Kind umbringen, ohne daß jemand ein Recht hat, darnach zu fragen — so bald er es aber nicht thut, so wird von nun an seine Ehe als völlig geschlossen angesehen. Oft macht wohl auch der Aberglaube ihrer Religion diese Menschen so unmenschlich! Wenigstens sagt Bligh, daß ein gewisser Erih (Befehlshaber eines Distrikts) alle 8 mit seiner Frau erzeugten Kinder umgebracht habe, und dennoch hatten sie einen Neffen an Kindes Statt angenommen, den sie äußerst zärtlich liebten. Es gibt sogar eine schändliche Ordensgesellschaft unter diesem Volke, von Männern und Frauen, bei welcher es Pflicht ist, kinderlos zu sein. Alle Kinder, die von einer Frau dieses Ordens geboren werden, werden auch sogleich nach ihrer

*) Die Erzählung ist von Heinrich Ellis. — Man sieht, daß diese Menschen nicht so schrecklich kalt und fürchterlich sind, als ihr Klima. — Zur Ehre der Engländer muß man für diesen Fall glauben, daß sie wirklich die Erzählung des Wilden anfangs für ein Mährchen mögen gehalten haben.

Geburt erwürgt*), und alle Zärtlichkeit der Mutter kann das kleine unglückliche Geschöpf nicht schützen.

Was bei den Otaheitern der Aberglaube thut, thut die Noth in China — die Kinder auszusetzen und umkommen zu lassen. Eine Nation, die es für ein Unglück halten soll, keine Kinder zu haben, kann wohl nur durch die äußerste und schrecklichste Noth zu einem so grausamen Verfahren gebracht werden, und auch nur für diesen Fall ist dasselbe von dem Gesetze erlaubt. Freilich, daß es gesetzlich erlaubt ist, beweist wohl, wie fürchterlich der Mangel hier muß werden können. Gewöhnlich werden Mädchen ausgesetzt. — Indessen suchen doch die Chinesen, um einigermaßen das empörte Gefühl zu täuschen, der Sache einen Anstrich zu geben — sie binden dem armen Kleinen einen Kürbis an den Hals, und werfen es in den Fluß. Das heißt denn, das Kind dem Flußgotte opfern. Wiewohl die Regierung Leute bestellt hat, dergleichen Kinder aufzufangen, so sollen doch, nach der Versicherung eines Missionars, blos in Pecking (der Hauptstadt) zweitausend Kinder auf diese Weise

*) Auch im Folgenden werden noch, wie schon im Vorhergehenden, Fälle ähnlicher Art vorkommen, die keinen darüber in Zweifel lassen können, daß es mit der gepriesenen Güte des rohen Naturmenschen so weit nicht her sein mag.

umkommen, welche dann von Polizei wegen beerdigt werden *).

Der Abscheu vor den furchtbaren Verheerungen, welche ansteckende Krankheiten angerichtet haben, hat auch Unmenschlichkeiten mancherlei Art veranlaßt. Dem, was darüber schon vorgekommen ist, will ich noch folgendes beifügen.

In einer Gegend Abissiniens, wird sogleich das Haus, in welchem sich die Kinderblattern zeigen, von den Nachbarn mit Waffen umringt, und dann in Brand gesteckt. Alles was darinnen lebt, Menschen sowohl als Thiere, muß verbrennen, und diejenigen, welche entfliehen wollen, werden mit Lanzen wieder ins Feuer zurückgestoßen. Eben so wird auch in Tibet das vom Blatterngift verpestete Haus außer aller Gemeinschaft mit den übrigen gesetzt, so daß die Einwohner nicht selten Gefahr laufen, Hungers zu sterben. Ist die Gefahr vorüber, so wird dann nicht nur das Haus, sondern das ganze Dorf dem Erdboden gleich gemacht. Es haben aber auch hier,

*) Da läßt sich sehen, ob die große Volksmenge so unbedingt das Glück eines Staats ist, wenn in China, wo keine Handbreit Land unbebaut liegt, wo man beinahe kein Kraut hat, welches nicht zu einem Nahrungsmittel benutzt würde, wo die Einwohner Hunde und Ratten und todtes Aas verzehren, doch der Mangel die Aeltern noch zwingt, Kinder umzubringen.

wie in manchen andern Gegenden, diese Blattern auf eine Weise gewüthet, von der wir bei uns schwerlich eine sattsam lebendige Vorstellung haben. Im nordwestlichen Amerika fürchtete man sich so sehr vor denselben, daß man dem schnellen Tod diesem langsamen, mit langer Krankheit, und daher auch bei diesen Völkern, mit Hunger verbundenen, vorzog. Mancher Familienvater versammelte seine Angehörigen, auch wenn sie noch nicht angesteckt waren, stellte ihnen das Elend ihrer Brüder, als ein von dem bösen Geiste verhängtes Schicksal vor, und ermunterte sie, diesen schrecklichen Tod durch den Dolch zu betrügen. Er selbst, zum Beweise seiner Liebe, erbot sich, erst ihnen allen den Gnadenstoß zu geben, und dann selbst nachzufolgen.

Den Vorzug gesitteter Völker, noch im Kriege die Gesetze der Menschlichkeit zu achten, findet man bei mehrern wilden Völkerschaften nicht. Ihre Art Krieg zu führen besteht häufig nur darin, den unvorbereiteten Feind zu überfallen, alles von Grund aus zu zerstören, und was Leben hat, ohne Unterschied niederzumachen. Die Chinesen selbst, welche sich für das gebildeteste Volk der Erde halten, treiben zum Theil in der Nähe der ladronischen Inseln Seeräuberei, landen bald da bald dort an den Küsten, plündern die Häuser und stecken sie in Brand, und

was

was sie gefangen bekommen, wird ohne Barmherzigkeit tod geschlagen, wenn es nicht zum Sklavendienst stark genug ist. Bei andern Völkern, die noch nicht darauf gefallen sind, ihre Gefangenen als Sklaven zu gebrauchen, tödten sie dieselben ohne Ausnahme, und das ist selbst bei den sanftern Wilden, die man kennt, z. B. bei den Otaheitern wie bei den rohen Neuseeländern der Fall. Nach dem Zeugnisse Omais, der aus diesen Gegenden gebürtig war, und mit Cook, auf dessen dritter Reise in sein Vaterland wieder zurückkehrte, behandeln die Otaheiter ihre Feinde mit der kältesten Grausamkeit, jedoch nur bei gewisser Gelegenheit. Sie zwicken denselben kleine Stückchen Fleisch aus dem Körper, reißen ihnen die Augen aus, schneiden ihnen die Nasen ab, und wenn es endlich der Quaal genug ist, wird denselben der Bauch aufgeschnitten.

Von dem was der Mensch dem Menschen sein muß, hatten diese gebildetsten Südseeinsulaner, wie es scheint, gar keine Begriffe. Cook stellte dem Totah auf Otaheiti die Schändlichkeit der Menschenopfer vor, er sagte ihm, daß der Eatua (die Gottheit) keinen Gefallen am Menschenopfer finden könne, und er setzte hinzu: „wenn in England jemand einen andern tödtete, und wenn er auch der vornehmste Mann wäre, so würde er dafür wieder sterben müssen.“ — Voll Unwillen rief Totah: maino! maino! (schändlich! schändlich!)“

Menschlicher, als diese Südseeinsulaner, sind vielleicht die Pelewaner, indem sie die Kriegsgefangenen nur tödten, welche denn auch, wie die Engländer sahen, unerschrocken den Todesstreich erwarten, nachdem sie sich ihre künstlich gebundenen Haare gelöst und über das Gesicht gezogen haben, da hingegen in Otaheiti jeder gemeine Mensch oder Tautau gemordet wird, wenn es den Vornehmen gut dünkt*).

Bei den Neuseeländern, bei den Nutkasundbewohnern und ihren Nachbarn, und bei vielen andern Nationen ist es nicht genug, den gefangenen Feind zu tödten, sondern er muß auch gefressen werden, wobei es oftmals sehr feierlich zugeht. Cook fragte die Neuseeländer, ob sie denn auch ihre in der Schlacht gebliebenen Freunde verzehrten? — Da bezeugten sie einen großen Abscheu, und sagten: „Nein, aber die Feinde müssen, wenn ihrer nicht zu viel sind, alle gefressen werden, und dies ist für den, den es trifft, ein um so größeres Unglück, weil die Seele eines solchen gefressenen Gefangenen, ewig im Feuer brennen muß! — Und diese Unglücklichen lebten alle untereinander in Feindschaft und Krieg, und fast jede Dorfschaft bat den Capit. Cook ihre Nachbarn umzubringen. Sie selbst führen ihre Kriege fast nur

*) Eine ganz neue, wiewohl unverbürgte Nachricht, sagt aus, daß die Tautaus im Aufstande gewesen wären, und menschlicher hätten behandelt sein wollen.

durch Ueberfälle, und wenn ihnen einer derselben gelingt, — was aber bei ihrer außerordentlichen Wachsamkeit nicht ganz leicht sein mag — so erschlagen sie Weiber und Kinder eben sowohl, als die Krieger, und geben nie Pardon; — was sie nicht auf der Stelle verzehren, wird mit in ihre Wohnungen geschleppt.

Die Bewohner des Prinz Wilhelmsundes scheinen sich fast ganz in dem nämlichen Falle zu befinden. Meares erzählt, daß sie niemals des Nachts Feuer anzündeten, aus Furcht vor ihren Feinden. Ein von Meares erkauftes Weib machte ihm verständlich, daß sie eine Kriegsgefangene sei, die blos dadurch wäre gerettet worden, daß man sie zum Dienst der Weiber des Königs in Prinz Wilhelmssund bestimmt gehabt hatte. Die übrigen Landsmänninnen seien alle erschlagen und gefressen worden.

Die Indianer, die in den Gegenden der Hudsonsbai wohnen, haben wir schon in ihrer Unmenschlichkeit kennen gelernt. Hier noch einige Beiträge dazu. Hearne traf eine Frau aus dem Stamme der Hundsrippenindianer, auf seiner Reise an, deren Stamm von den Atapuskowindianern des Nachts überfallen wurde. Alles wurde niedergemacht, was Leben hatte, nur sie und drei andere junge Weiber nicht, die ihre Schönheit rettete. Diese hier hatte noch ein kleines Kind, welches sie sorgfältig verbarg. Ihre Tyrannen entdeckten es dennoch,

und zerschmetterten es vor ihren Augen. Sie war nachmals diesen Unmenschen entflohen, und hatte sich eine Zeitlang allein eben so mühsam als künstlich erhalten.

Nicht nur die Männer sind bei diesen Völkern so roh, sondern auch die Weiber, und bitten ihre Männer ihnen einen Gefangenen mitzubringen, damit sie das Vergnügen hätten, denselben zu tödten, und vielleicht mit ausgesuchten Quaalen zu tödten. Selbst von sechszehnjährigen Weibern hat man solche Bitten gehört. Es ist auch bekannt genug, daß es bei den nördlichen und nordwestlichen Indianern in Amerika grade die Weiber waren, die ehedem die Kriegsgefangenen mit den ausgesuchtesten Martern peinigten, damit sie eines recht langsamen und schmerzenvollen Todes sterben möchten*).

In Südamerika sind unter den menschenfressenden Bewohnern Guianas jetzt viele gegen die gefangenen Feinde etwas menschlicher wie ehedem, und machen sie zu Sklaven, welchen die Haare abgeschnitten werden — denn die Haare sind bei ihnen ein

*) Doch ergänzten sie auch aus den Gefangenen ihre Familien. Mancher derselben, welcher gefiel, wurde statt eines im Treffen gebliebenen Sohnes angenommen, und genau wie dieser behandelt — eine Sitte die noch nicht ganz untergegangen ist. — Von dem Hang zur Grausamkeit bei dem weiblichen Geschlechte, will man übrigens in neuern Zeiten traurige Bemerkungen gemacht haben.

Zeichen des freien Mannes. Andere Völker und Stämme hingegen, als die Noragues, die Karannes und mehrere, wissen nicht, was Quartier geben heißt. Zieht sich der Feind zurück, so wird alles in den Karbets oder Hütten zerschlagen. Macht man Gefangene, so werden dieselben an Pfähle oder Bäume gebunden, geschimpft und bespottet. Man schießt eine Menge Pfeile auf dieselben ab, und an diesen Wunden müssen sie langsam sterben. Oft zerreißt man die Unglücklichen in kleine Stücke, die alsdann am Feuer gedörrt, dann ausgetheilt und verzehrt werden — nicht weil sie Wohlgeschmack daran finden, denn das leugnen sie selbst, sondern aus Rache. Die Köpfe der Vornehmsten ihrer erschlagenen oder zu Tode gemarterten Feinde stecken sie auf ihre Häuser und aus den Knochen derselben machen sie sich Flöten. Nicht immer haben die Weiber an diesen Greueln Gefallen. Oft mögen sie es nicht ansehen, und sie zerschlagen selbst die Geschirre, die bei diesen Gelegenheiten gebraucht worden sind. — Sie mögen also in den Gesinnungen nicht weniger als im Klima, von ihren nördlichen Landsmänninnen, vortheilhaft unterschieden sein.

Von der Grausamkeit und Wildheit afrikanischer Völker sind schon schreckliche Züge vorgekommen. Selbst der gutgeartetere Neger kann fürchterlich werden, und denkt in seinen Kriegen oft weit

eher daran seine Rachsucht zu befriedigen, als Gefangene zu machen, welche er gegen Rum und andere europäische Artikel umsetzen kann. Er haut die fliehenden Feinde nieder, oder reißt ihnen den untersten Kinnbacken ab, und läßt sie in diesem schrecklichen Zustande sterben. Er ermordet, wenn er Sieger ist, alles Leben, welches für ihn keine Brauchbarkeit hat, — die Greise, die Verwundeten und die Kinder, und er zerstört Städte, Dörfer, Pflanzungen von Pisang und Baumwolle und Maisfelder, und zur Feier seines Sieges, schlachtet er seinen Gottheiten zuweilen einige Tausende von seinen Gefangenen. Die Köpfe vornehmer Feinde räuchert er sich, so daß dieselben nach Jahren noch eben so frisch aussehen, als da sie noch lebten. Oefterer noch löset man das Fleisch ab und glättet die Knochen. Die untere Kinnlade wird an die kleinere Trommel, der übrige entfleischte Kopf an die größere gehängt, und der Sieger prahlt mit der Menge seiner Unterkinnladen und seiner Köpfe. — Ein Krieger rühmte sich einmal zwanzig Unglücklichen die untere Kinnlade abgelöst zu haben — und im Königreiche Dahomei trifft man ganze Beinhäuser, mit den Schedeln der Erschlagenen gefüllt.

Wie gefühllos aber auch rohe Menschen gegen jede Art des Schmerzens sein mögen, davon haben wir

schwerlich einen Begriff, und so sollten wir auch wohl nach unsern Begriffen nicht ihre Grausamkeiten beurtheilen. Die Hudsonsbaiindianer, mit welchen Hearne reisete, äfften mit allen Anstrengungen, das Stöhnen, Röcheln und die Zuckungen eines Sterbenden nach, und sie lachten um so lauter, je besser ihnen das gelang! — Die Neuseeländer waren so hart, daß einer, welcher die Engländer um ein Stück Leinwand betrogen hatte, da man ihm einige Schrotkörner in den Rücken schoß, blos ein ganz klein wenig zusammenfuhr, aber übrigens ganz ruhig die gestohlne Leinwand zusammenpakte. Und die Pelewaner, die Negern und viele andere Wilde gehen über dornige Pflanzen, über scharfe Steine und Scherben, eben so leicht hinweg, als ob es Teppiche wären. Die Einwohner auf Prinz Wilhelmssund, welche Meares kennen lernte, gingen bei einer Kälte von 15 Grad, nur in ihren gewöhnlichen Kleidungen, und ganz barfuß. Einer hatte sich mit einer Glasscherbe den Fuß tief verwundet. Man war besorgt um ihn, und wollte ihn verbinden — er und seine Gefährten lachten über diese Besorgniß, und nahmen Glasscherben, womit sie sich Arme und Beine gräßlich zerschnitten, um ihnen zu verstehen zu geben, wie wenig sie sich aus solchen Wunden machten.

Das Skalpiren der Indianer Nordamerika's verdient hier eigends erwähnt zu werden. — Diese Unmenschlichkeit ist bei diesen Stämmen eine Ehrensache; denn die abgezogenen Skalps werden auf Reifen gespannt, damit sie nicht faulen, und Reif und Skalp mit Roth bemahlt, als Denkmäler ihrer Tapferkeit und ihrer Rache aufbewahrt. Man hat Indianer gefunden, welche sehr aufgebracht waren, wenn man ihnen einen schönen Skalp abhandeln wollte, und selbst eine Flasche Rum verachteten sie um diesen Preis. Sie sind in dieser Grausamkeit des Skalpirens so geschickt, daß sie in einer Minute damit fertig werden. Sie setzen dem im Treffen mit der Streitkolbe Niedergeschlagenen, den Fuß auf den Nacken, wickeln das Kopfhaar um die linke Hand, mit einigen wenigen Schnitten ist die Haut rings um den Kopf abgelöset, und nun wird sie, vermittelst der Haare abgerissen. Sind die Haare kurz, so bücken sie sich und streifen die Haut mit den Zähnen ab *).

Diejenigen Indianer in Amerika, welche mit den Freistaaten in Verbindung stehen, werden zuweilen durch ihre Begriffe von Freiheit, grausam. Wer kein freier Mann ist, wird von ihnen unbeschreiblich

*) Das Skalpiren tödtet nicht nothwendig, macht aber entsetzliche Schmerzen. Das Haar wächst nie wieder, wenn auch das Leben gerettet wird. Es giebt Leute, welche silberne oder blecherne Kappen tragen, um das skalpirte Haupt gegen Kälte zu schützen.

verachtet und gehaßt — ein Haß, unter welchem die armen Neger in Virginien und in andern Staaten oft leiden müssen, indem sie sich kein Bedenken machen, dieselben wie Hunde mit ihren Streitkolben zu erschlagen. — Einem Herrn in Detroit in Kanada waren zwei Sklaven entlaufen. Er schickte ihnen einige Indianer nach, die aber erst fragten, ob sie, falls sich die Entlaufenen widersetzten, dieselben skalpiren dürften. „Nein!“ antwortete der Herr, welcher es schon wußte, daß sie sich der Mühe des Wiederbringens überheben würden, falls er ihnen die Erlaubniß gäbe. — Sie fragten nun: ob sie auch nicht einen wenigstens skalpiren sollten. — Nein," antwortete der Herr — es müssen wo möglich beide lebendig bleiben. Die Indianer wurden schon unwillig, und bedachten sich — der Herr, unmenschlicher gewiß als diese rohen Wilden, glaubt ihnen nun einen zum Skalpiren Preis geben zu müssen. — Man weiß nicht, ob sie denselben werden zurückgebracht haben.

Ein noch größerer Haß, aber aus unerklärten Gründen, waltet bei dem größten Theil der nordwestlichen Indianer in Amerika gegen die armen und hülflosen Eskimos ob. Alle Indianer machen sich eine Freude und einen Ruhm daraus, dieselben umzubringen, und ihnen ihre wenigen Habseligkeiten zu rauben, oder zu verderben, wiewohl diese Menschen friedlich und stille an den Küsten des Meeres

wohnen, und dort seit mehrern Jahrhunderten ihren Sitz haben, ohne jemals nur einen Versuch gemacht zu haben, den Frieden mit ihren feindseligen Nachbarn zu beeinträchtigen. Da Hearne mit seinen Indianern in Gegenden kam, wo die Eskimos nicht mehr weit entfernt waren — es war die Gegend des Kupfergrubenflusses — sannen sie blos darauf, diese Unglücklichen zu überfallen, und bereiteten sich zu dem Ueberfalle, wie zu einem Schlachttage. Sie bemahlten ihre Schilder mit Monden, Vögeln, Raubthieren, oder mit andern Dingen, von denen sie Hülfe erwarteten. Ihre Gesichter strichen sie roth und schwarz an; alle machten sich leicht und behende, und einige sogar blieben ganz nackend. So überfielen sie die Eskimos, und machten zwanzig derselben nieder. — Die übrigen retteten sich durch die Flucht. Die Indianer sahen diesen Mord als etwas sehr Verdienstliches an, womit sie sich billig rühmen könnten.

Von manchen Schrecklichkeiten in Afrika, und namentlich in Dahomei ist schon verschiedentlich Erwähnung geschehen. In der letztern Gegend scheint jede Feierlichkeit mit Morden vergesellschaftet zu sein, und nach Rob. Norris Versicherung tragen die Dahomeier alsdann kein Bedenken einen Menschen zu verzehren. Ein solches Fest, welches dem Andenken des Vorfahren galt, wurde in Alomei, der Residenz

des Königs in Dahomei, bei der Ankunft des Handelsgesandten gefeiert. Hier kam es nemlich darauf an, daß der König zugleich den Europäern seine Größe und Herrlichkeit sehen ließ, und zu dem Ende fand Norris schon unterwegs 36 Menschen an Pfählen und Galgen von zwanzig Fuß Höhe bei den Beinen aufgehenkt. Sieben andere Männer waren an Pfähle gebunden, um am andern Tage, dem Tage des eigentlichen Festes, geopfert zu werden. Die Tänze selbst, die bei diesen Feierlichkeiten üblich sind, sind fürchterlich, denn es darf nur jemand ausgleiten, so wird er aus dem Kreise herausgerissen, fortgeführt, und dann ihm der Kopf abgeschlagen, ohne daß sich die andern im mindesten dadurch im Forttanzen stören ließen.

Mit dem Ermorden vieler zu diesem Zwecke aufgesparten Kriegsgefangenen hebt das schreckliche Fest an, und sind Pferde dabei, so werden auch diese geopfert. Vor dem Pallaste, in welchem die Gesandten Audienz haben, sind Menschenköpfe in großen Haufen aufgethürmt, und zum Staat, zum Theil auf Stangen gesteckt. Am Eingange der Zimmer des Königs im innern Pallaste, lagen ein Paar frisch abgehauene Menschenköpfe. Die Mauer des innern Pallastes, war mit Unterkinnbacken von Menschen besetzt, und ein Theil des königlichen Schlafzimmers ist mit den Schedeln von erschlagenen feindlichen Großen gepflastert. Vor dem letzten Tage des Festes werden wieder Men-

schen, und zuweilen auch Pferde abgewürgt, und ihre Köpfe aufgehäuft. Der letzte Tag des Festes ist zugleich der herrlichste und glänzendste, an welchem ein großes Gerüst vor dem königlichen Pallaste aufgeführt wird, auf dem sich der König dem ganzen Volke, welches nur dieses eine Mal im Jahre so glücklich ist, in Beisein der europäischen Gesandten, öffentlich zeiget. Nachmittags kommt der König, setzt sich auf seinen Lehnstuhl, und läßt einen ungeheuren Sonnenschirm über sein Haupt halten, und unten am Gerüste tanzt zu seiner Ehre das Volk, und besingt die Heldenthaten seines großen Monarchen. Diesem wird kniend von dem Minister ein Korb überreicht, worinnen mancherlei Waaren, Schnüre von Kauris *), Korallen, verschiedene Zeuge und Tücher, von inländischer und ausländischer Arbeit, auch Beile, Aexte und Säbel und Dolche enthalten sind. Einiges davon wirft der König mit beiden Händen unter das Volk; seine Kabassiere oder Offiziere und die Gesandten thun das nemliche. Mit bewundernswerther Gewandheit werden die gefährlichen Werkzeuge aufgefangen, ohne daß sich einer verletzt.

So wie das Fest mit Unmenschlichkeiten beginnt,

*) Kleine Porzellanschnecken, welche hier und an vielen anden Orten statt kleiner Scheidemünze gebraucht werden. Hier machten 20 derselben etwa 3 Pfennig. Eine Schnur dieser Schnecken hat etwa 2 Thaler Werth.

so schließt es auch damit. Zehn bis zwölf Kriegsgefangne, oder in Ermangelung dieser, eigne Unterthanen, sitzen in weit geflochtenen durchsichtigen Körben, im Munde geknebelt, und Beine und Arme zusammen gebunden. Erst werden sie noch einmal dem Könige gezeigt, dann vor dem gierig ihrer erwartenden Volke, einigemale hin und her geschwenkt. Jetzt werden die Schlachtopfer hinabgeworfen, und so wüthend, von mehr als hundert breiten Säbeln und Aexten empfangen, daß Körbe und Menschen gewöhnlich durchgehauen sind, ehe sie auf die Erde kommen. Das blutgierige Volk balgt sich um die zappelnden zuckenden Glieder; wer einen Kopf bekommt, erhält eine besondere Belohnung — und jeder, welcher dazu kommen kann, bestreicht sich mit dem Blute der Ermordeten.

Man darf nicht denken, daß Dahomei das einzige Land Afrikas ist, wo solche Feste so fürchterlich gefeiert werden, sie sind in manchen andern Ländern eben so schrecklich.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß der damalige König Bassa Ahadi in Dahomei, zu welchem Norris gesandt wurde — es war 1772 — alles in seinem Lande hinrichten ließ, was den Namen Baßa führte. Der Tyrann hielt sich dadurch entehrt, daß irgend jemand den Namen mit ihm gemein habe. So darf

auch in Otaheiti niemand einen Namen haben, welcher dem Namen des Königs nur ähnlich klingt. Es werden daher bei dem Regierungsantritt desselben alle ähnlich klingende Namen verändert. Gebraucht jemand dennoch diesen Namen, oder legt ihn wohl gar einem Thiere bei, so wird nicht nur er, sondern seine ganze Verwandschaft umgebracht.

Es ist kein Wunder, daß in Ländern, wo kein anderes Gesetz herrscht, als die Willkühr des gebietenden Tyrannen, schreckliche Grausamkeiten vorfallen müssen, und ganz alltäglich werden. In Asiens despotischen Reichen war es ganz gewöhnlich, daß der neue Thronbesitzer sich seine Herrschaft dadurch sicherte, daß er alle Verwandten des vorigen Königs, alle Kinder desselben, oft die eigenen Brüder des Thronerben hinrichten, oder doch wenigstens, um sie unschädlich zu machen, ihnen die Augen ausstechen ließ.

Es ist nicht zu bewundern, wenn der Eroberer mit dem entthronten Könige nicht menschlicher verfuhr. Unter den Fürsten Indiens hat man allein schon, mehrere schreckliche Beispiele davon. So ließ der Anführer der wilden Rohillas *) Ghulan Kadir hieß der Unmensch — dem letzten Mogul in Delhi, Schach Allum, einem sanften alten Greise, mit einem Dolche

*) Ein Volk an den Grenzen Persiens und Indiens.

die Augen ausstechen, nachdem er zuvor ihn erst unbarmherzig geprügelt hatte. Der unglückliche Alte blieb dennoch am Leben, aber einige seiner Söhne ließ der siegreiche Barbar, alles ihres Flehens ungeachtet, im Gefängnisse verhungern. Die andern mußten, wenn er besoffenes Muthes war, vor ihn kommen; er spottete ihrer, warf innen Feigheit vor, und sie mußten, wenn sie nicht gepeitscht sein wollten, zu seiner Belustigung tanzen. Manche tanzten, manche ließen sich peitschen. Dieser Unmensch fiel nachmals in die Hände der Maratten, die ihm seine Greuel vergalten. Die unermeßliche Beute, die er in Delhi gemacht hatte — sie belief sich, so oft dieser Ort auch schon geplündert war, dennoch auf 13 Millionen Thaler — wurde größtentheils seinen Siegern zu Theil, die ihn in Ketten herumführten, ihm zuletzt Hände und Füße abhieben, und die Augen ausstachen. —

Wenn diese Menschen so sich unter einander selbst behandeln, so darf es nicht auffallen, daß sie nicht weniger grausam gegen die Engländer waren, welche sie bei der Eroberung von Calcutta gefangen nahmen. Das schreckliche Gefängniß, wo die Engländer eine Nacht zubringen mußten, ist unter dem Namen der schwarzen Höhle, bekannt genug geworden. Hundert und sechs und vierzig wurden in diesen Kerker eingesperrt, und unter ihnen ein Frauenzimmer, welches dennoch alle Schrecknisse dieser fürchterlichen Nacht

überlebte. Der Kerker hatte nicht mehr als achtzehn Fuß Länge und Breite *), an den Seiten nur 2 kleine mit doppelten Gittern dicht verwahrte Fenster, und überdies war es die heiße Jahreszeit. Die Befehlshaber sahen die Noth der Engländer und hörten ihr Flehen, aber sie wollten den Schlaf ihres Nabobs (des Serajah Dowlah) um keinen Augenblick unterbrechen. Gepeinigt von einem entsetzlichen Durst, von der Hitze, und von der durch die Ausdünstung verpesteten Luft geängstet, konnten die wenigsten diese Höllennacht überleben. Das wenige Wasser, welches durch die engen Gitter eingereicht wurde, konnte nur einige erquicken, die das Glück hatten am Fenster zu stehen. Andere suchten sich ihre Quaal durch Einsaugen ihres eignen Schweißes zu lindern — man suchte die Kleider auszuziehen, man schmähete über den Nabob, um die Wache zu reitzen, Feuer auf sie zu geben, und sie dadurch zu tödten, und man rechnete als auf eine Wohlthat darauf, daß die Flammen, die überall die Gebäude zerstörten, auch den Kerker ergreifen und aller Quaal ein Ende machen würden — aber umsonst, der schnellere Tod wurde nicht ihr glückliches Loos. Nach langem mehrere Stunden anhaltenden Todeskampf, endlich ermattet, oder zertreten von den Mitgefährten ihres Elends, oder rasend vor Verzweif-

lung

*) Man überrechne sich einmal den Raum, der auf jeden kam.

lung, oder verschmachtet vor Durst, starben hundert und drei und zwanzig, und nur drei und zwanzig überlebten die Schrecken dieser Nacht.

Uns, die wir gewohnt sind, daß unsere Fürsten Achtung dem Leben eines Menschen beweisen, muß die kalte Grausamkeit morgenländischer Despoten oft unglaublich scheinen. Der bekannte Despot in Marokko, (er starb 1714) Mulei Ismael, soll während seiner langen Regierung, mit eigner Faust vierzig tausend Menschen hingerichtet haben. — Wie muß er gewüthet haben, wenn man geglaubt hat, eine solche Angabe machen zu können, vorausgesetzt auch, daß dieselbe übertrieben ist. Ungern entließ er einen fremden Gesandten, ohne vor dessen Augen einige seiner Unterthanen mit dem Spieße durchbohrt zu haben. Sein erster Minister, der sehr hoch bei ihm stand, wurde über ein kleines Versehen, so arg mit der Bastonade *) beehrt, daß er daran starb. Da es ihm hinterher gereuete, den Mann verloren zu haben, so mußte der Wundarzt hingerichtet werden, der den Minister nicht hatte heilen können. — Einen Menschen, der mit seinen Knechten eine Heerde Schafe zu Markte trieb, fragte er: „wem gehört die Heerde?" — „Sie sind mein, o Ismael, Elscherif!" erwiederte der Mann. „Dein?" sprach der Fürst —

*) Stockprügel — häufig auch auf die Fußsohlen gegeben.

„ich dachte, ich sei der einzige Eigenthümer im Lande?" durchstieß den Mann mit der Lanze, und vertheilte die Schaafe unter seine Soldaten.

In der That gehört in Despotien Leben und Gut des Unterthanen im eigentlichsten Wortsinne dem Fürsten, daher hat er auch nicht nöthig, in irgend einem Stücke viele Umstände zu machen. Er nimmt, was ihm gefällt, und daß es Unrecht sein könne, seine gebornen Sklaven wie die erkauften nach seinem Gefallen umzubringen, kann ihm nicht einfallen. Der Sultan Mahomed der 2te, war ein Liebhaber der Mahlerei, und hatte den venetianischen Künstler Bellin zu sich nach Konstantinopel kommen lassen, dem er öfters bei seinen Arbeiten zusahe. Bellin mahlte einmal einen Johanniskopf. Mahomed behauptete, der Hals sei zu lang, und da der Mahler den Fehler nicht einsahe, so sagte der Sultan: „ich will dir gleich zeigen, daß ich es verstehe." Man rufe einen Sklaven! Der Sklave kam, und Mahomed ließ ihm sogleich den Kopf abschlagen. „Sieh hier," sagte er zu dem Mahler, „wie sich der Hals verkürzt, wenn der Kopf herunter ist!"

Wir erschrecken über die Denkart eines solchen Despoten, aber ob die Europäer nicht leicht genug mit derselben bekannt geworden sind, darüber gibt die Be-

handlung ihrer Sklaven, und der ganze Sklavenhandel hinlängliche Belege, von welchen schon viele im ersten Bande von Surinam angeführt sind *). Man glaube ja nicht, daß diese Unglücklichen es in den Kolonien anderer Europäer viel besser haben, als in Surinam. — In Brasilien, wo sie es vergleichungsweise nicht übel haben, werden sie erst in Schuppen eingesperrt, gebadet, mit Oehl gesalbet, und auch wohl ein wenig gemästet, damit sie beim Verhandeln besser bezahlt werden. Zehntausend derselben müssen unaufhörlich in den Diamantgruben arbeiten, welches die Hälfte der ganzen Zahl ist, die man für Brasilien annimmt. — In Virginien kommt es blos auf die Aufseher der in fortwährender Trunkenheit sich befindenden Herrschaften an, wie es ihnen ergehen soll. Gewöhnlich sind diese Aufseher harte und gefühllose Menschen, welche bei ihren Unmenschlichkeiten meistentheils noch das Gesetz für sich haben. Keine Negerinn darf ihre Hand aufheben, um die schamlosesten Betastungen abzuwehren, denn sonst wird ihr nach dem Gesetz die Hand abgehauen. Die Franzosen gaben

*) Selbst das ist schrecklich genug, daß viele den Sklavenhandel in Schutz nehmen — und wenigstens ihn für unentbehrlich halten. Und doch rechnet man, daß in den holländischen Kolonien auf Surinam, von 75000 Negern, nur 20000 für den Feldbau gebraucht werden — die übrigen 55000 werden in den Häusern zur Bedienung ihrer europäischen Sultane angewendet.

zwar den berühmten Code noir (Gesetzbuch für die Schwarzen) der aber wenig oder gar nichts geholfen hat, und die Engländer haben sich wahrlich keine Mühe gegeben, die übrigen Europäer durch menschlichere Behandlung ihrer Sklaven zu beschämen. In Jamaika dürfen sie sich nicht einmal einander abprügeln; der nächste beste Europäer, dem es nicht ansteht, haut mit Stock oder Peitsche darunter, wie unter ein Paar beißige Hunde. In Antigua macht man gewöhnlich arme Bergschotten zu Aufsehern der Plantagenneger, die wieder Mulatten zu ihren Unteraufsehern haben, welche beständig die Peitsche in der Hand führen, und geißeln, sobald nur ein Schein von Trägheit da ist, ohne dabei auf Alter, oder Jugend, Schwäche und Krankheit Rücksicht zu nehmen. Die armen Schwarzen haben Mittags nur eine halbe Stunde zu ihrer Erholung, und am Abend, wenn das Tagewerk vollbracht ist, müssen sie noch für ihre Herren Gras sammlen. Sie sammlen alsdann auch für sich Gras, um es zu verkaufen, und bearbeiten überdieß noch ein Stück Land, das ihnen zu ihrem Unterhalte gegeben wird. Alle Torturstrafen, Daumschrauben u. s. w. sind bei ihnen noch im völligen Gebrauch. Eine gewöhnliche Strafe ist es, eine Kette, mit einem Vorlegeschloß um den Leib zu legen, und oft dieselbe noch mit Gewichten beschweren. Ein 14 jähriger Knabe mußte diese Kette 6 Monate lang tragen, und damit täglich ein halbe

Meile weit Wasser hohlen. Uebrigens sind sie so sehr verachtet, daß, selbst wenn sie frei gelassen sind, sie dennoch nicht mit den Weißen auf einen Kirchhof begraben werden dürfen — auch die freien Mulatten haben diese Ehre nicht. Auch sind alle Abkömmlinge eines Sklaven, geborne Sklaven, wie wohl sehr viele derselben europäische Väter haben, und es mag der Fall wohl nicht ganz selten sein, daß Väter ihre eigenen Kinder zu Sklaven verkaufen, von denen diejenigen, falls sie kein Handwerk erlernt haben, gerade am niedrigsten im Preise stehen, die den Europäern, (so wie sie dort sind) in der Farbe fast ganz gleich sehen *).

Wie schrecklich und greuelvoll die armen Neger auf den Sklavenschiffen von tigerartigen Kapitäns behandelt werden, darüber haben einige ehrliche engländische Wundärzte, leider sehr schauderhafte Nachrichten gegeben. Nicht nur daß sie selbst verrätherisch und treulos handeln, und die Neger durch Bubenstücke in Krieg unter einander zu verwickeln, sich Mühe geben, um bald ihre volle Sklavenzahl zu erhalten, sondern sie nehmen auch deren mehrere sogar, als eigentlich Raum auf

*) Ein Weißer zeugt mit einer Negerin den Mulatten, mit der Mulattin den Terzeron, mit dem weiblichen Terzeron, den Quarteron; die mit einer Quinteron erzeugten Kinder, werden den Weißen gleich gehalten. Die Kinder eines Indiers und einer Mulattin heißen Mestizen, und die Kinder eines Negers und einer Mulattin Sambos. Alle diese sind Sklaven.

den Schiffen ist; und wiewohl sie die große Einbuße bei dieser eben so unmenschlichen, als merkantilisch verkehrten Maasregel, aus so vielen Erfahrungen kennen, so verstattet es der Geitz, diese wahrhaft echte Wurzel alles Bösen, dennoch nicht, von derselben abzugehen. Sie laden auf ein Schiff, für welches das Parlament nur 450 Personen erlaubt, oft über 600, und fast gegen 660 bis 670 Menschen. Nähmen sie die gesetzliche Zahl von 450 Personen für ein Schiff von 320 Tonnen, so würde jeder Mannssklave 6 Fuß Länge und 1 Fuß 4 Zoll Breite zu seinem Raum erhalten, eine Sklavin 5 Fuß 10 Zoll Länge, bei 1 Fuß 4 Zoll Breite, und ein Knabe 5 Fuß bei 1 Fuß 2 Zoll. Auf diese Weise hätten die Sklaven doch nur so eben Raum genug, auf dem Rücken neben einander zu liegen. Denkt man sich nun, daß manche Schiffskapitäns noch 159 dazwischen einpassen, so ist keine andere Lage möglich, als die auf der Seite; einige Barbaren sind noch weiter gegangen, und haben die Sklavenzahl so sehr gehäuft, daß diese in einigen Abtheilungen des Schiffs sogar über und auf einander liegen mußten. Um das Elend der unglücklichen Neger auf diesen Schiffen einigermaßen zu verstehen, muß man wissen, daß ein Schiff von 320 Tonnen, etwa hundert Fuß Länge, und am Balken des Verdecks 25 Fuß Breite hat. Die Höhe der verschiedenen Verdecke, ist nicht groß genug, daß ein Mensch aufrecht darinnen sitzen kann, und doch

müssen in dem untersten derselben 330 Personen Raum haben, wenn der Sklavenhändler 159 über die gesetzliche Zahl genommen hat. Man erwäge nun den heißen, alle ansteckenden Krankheiten so begünstigenden Himmelsstrich, man bedenke, daß die Neger, die täglich frischer Nahrungsmittel in ihrem Vaterlande gewohnt sind, zweimal des Tags immer mit dem nemlichen Brei von Saubohnen oder Reis gefüttert werden, — woran zuweilen eine Tunke *) von Palmöhl, Wasser und Pfeffer kommt, — und den ganzen Tag nur ein halb Maas Wasser erhalten; eine Portion, von welcher ihnen noch etwas abgebrochen wird, wenn sich die Reise verzögert; und daß bei Stürmen die Luftlöcher alle verschlossen werden müssen, so wird man von der Schrecklichkeit ihres Zustandes erst einige genauere Vorstellung haben. Die Hitze ist oft zwischen diesen Verdecken so groß, daß die Wundärzte nur ganz nackt dieselbe einige Minuten ertragen konnten; Ruhr, Scharbock, bösartige Fieber, Wahnsinn, und oft auch die Kinderblattern reißen ein; — der Fußboden ist mit dem Schleim und dem Blute der Kranken bedeckt, der Geruch ihres Aufenthaltsortes tödlich erstickend, und die gesundesten Neger, welche am Abend völlig munter in das unterste Verdeck herabstiegen, waren

*) Das einzige teutsche Wort für Sauce, welches wir nicht sollten untergehen lassen — Brühe ist etwas anders.

am andern Morgen — Leichen. In der Sklavenkammer sieht man alsdann die schrecklichsten Gegenstände des Entsetzens. Abgemattet schleppen sich die an einander Gefesselten, auf dem blutigen Boden zu den Gefäßen hin, wo sie sich ausleeren. Die durch ihre Fesseln wund geriebenen jammern, die Wahnsinnigen toben, die Schwermüthigen ächzen und winseln, und die Sterbenden röcheln. Die Ueberlebenden müssen den entseelten Leichnam des erlöseten Mitbruders dicht neben sich haben, bis die Stunde kommt, wo die Fesseln gelöset, und Leben und Tod getrennt werden.

Freilich sucht man diesen Uebeln vorzubeugen, wenn nicht aus Menschlichkeit, doch gewiß um des Gewinnes willen. — Man lüftet und reinigt die Lagerstäten, und man führt die Gefangenen aufs Verdeck, und zwingt sie zu tanzen und zu springen; denn die Matten und Traurigen werden mit der Peitsche zum Tanzen gebracht. Aber was können diese Mittel, bei diesem Klima und einer solchen Menschenzahl auf so kleinen Räumen, fruchten? — Es stirbt dennoch ein Drittheil, oft nicht viel weniger als die Hälfte, und zuweilen sogar mehr als die Hälfte. Ueberfällt eine Windstille das Sklavenschiff, wird es von seiner Fahrt verschlagen, oder auf eine Sandbank getrieben, dann glauben sich die Europäer oft in die Nothwendigkeit gesetzt, zu gewaltsamen Mitteln zu schreiten. Elf

Seemeilen *) von Jamaika gerieth ein solches Schiff auf eine Sandbank, und die Mannschaft landete in einem Boote, auf einer zu der Bank gehörigen Sandinsel. Des Nachts hatten sich die auf dem Schiffe gebliebenen Neger befreit, und ein Floß gebauet, auf welches sie Weiber und Kinder setzten, und sie selbst schwammen nebenher, um die Flöße nach der Insel zu steuern. Die Matrosen fürchteten, die Neger möchten ihnen die Lebensmittel aufzehren, und erschossen zwischen drei und vierhundert derselben beim Anlanden, oder stießen sie nieder. Von allen 400 Negern kamen nur 34 nach Jamaika. — Auf einem andern Schiffe mußte man bei einer Windstille, aus Mangel an Lebensmitteln, so viel Neger ersäufen, daß von 900, nur einhundert nach Westindien kamen. — Ein Kapitän — Collingwood hieß dieser Tiger — ließ 132 Neger auf einen Wurf ersäufen, und dann noch mehrere nachfolgen, weil eine ansteckende Krankheit viele derselben hinnahm. Wenn die Sklaven keines natürlichen Todes sturben, so mußten die Assekuranten den Werth derselben ersetzen, da hingegen die an Krankheit umgekommenen, auf Kosten der Eigenthümer gingen. Hiernach rechnete dieser Teufel, und wollte den Vorwand zu seinem Verfahren von Mangel an Trinkwasser hernehmen, und führte es aus, wiewohl keiner diesen Mangel so groß fand, und überdies ein starker Regen

*) Zwanzig auf einen Grad gerechnet.

fiel. (Einige Neger waren früher von selbst über Bord gesprungen.) — Es kam in Jamaika zu einem Prozeß zwischen den Assekuratoren und den Eigenthümern, aber niemand nahm den Kapitain in Anspruch. — Auf französischen Schiffen hatte man, nach eigenen Aussagen französischer Kapitäne, sonst oftmals Gift mit sich geführt, um in Nothfällen die Sklaven ganz unbemerkt damit hinzurichten. Auf diese Weise richtete ein Kapitän von 500 Negern so viele hin, daß nur zwanzig davon in Domingo ankamen.

Es ist kein Wunder, wenn man bei den Seekapitäns häufig eine rohe und harte Seele antrifft. Das furchtbare Element, auf welchem sie leben, die Schreckensauftritte, die sie sehen, die fürchterliche Strenge, die sie vom Antritt des Seedienstes an, überall angewendet erblicken, verhärten den Kapitän wie seine Matrosen, und daß dieses auf Sklavenschiffen vorzüglich der Fall sein wird läßt sich leicht erachten. Die Strafen auf den Schiffen sind entsetzlich strenge, und das ist namentlich auf den englischen Schiffen vorzüglich wahr. Der vortreffliche Cook, welcher wahrlich nicht zu den sanftern Menschen gehörte, aber nur gewöhnlich nicht strenger war, als es die Umstände erforderten, wurde von mehrern engländischen Seekapitäns über seine Milde getadelt. Freilich werden das Menschen gewesen sein, denen ihr Gefühl keine Beschwer-

den verursachte, wenn sie einem Matrosen ein Auge ausgeschlagen, oder ihn durch einen Stoß auf Lebenszeit zum Krüppel gemacht hatten. — Ein solcher Kapitän führte ein ungewöhnlich starkes Thau, um einen ihm gehässigen Matrosen damit zu züchtigen, dessen stark geschwollener Körper gegen gewöhnliche Züchtigungen unempfindlich war. — Er züchtigte denselben so fühlbar, daß der Arme unter der Hand seines Henkers den Geist aufgab. — Ein anderer entzog einem kranken Matrosen seine Kost. „Keine Arbeit, kein Brod!“ sagte er, als dieser flehend um seinen Unterhalt bat. — Ein dritter ließ einen Schiffsjungen, eines zerbrochenen Trinkglases wegen, mit Rollen an den Armen in die Höhe ziehen, und so schwebend blutig hauen. Ein vierter verkaufte sein eigenes Kind noch im Mutterleibe zum Sklaven. — Die Matrosen stürzen sich oft auch von den Sklavenschiffen ins Meer, um diesen Unmenschlichkeiten zu entgehen, und auf königliche Kriegsschiffe oder auf Kaufmannsschiffe sich zu retten.

Unmenschen dieser Art sind es, die den Namen der Weißen, an den entlegensten Küsten so schrecklich als den Namen des bösen Geistes, durch schauderhafte Grausamkeiten gemacht haben. — So erschoß noch, vor nicht 2 Jahrzehenden ein Offizier des von Joseph Estevan Martinez kommandirten spanischen Schif-

fes, einen angesehenen Mann des Nutkasundes, den Kallikum, der fremde Schiffe so freundlich aufnahm. Dieser Mann kam in einem Kanot mit Weib und Kind ans Schiff, um Fische zum Geschenk zu bringen. Man nahm sie ihn mit Unfreundlichkeit ab, und das beleidigte ihn so sehr, daß er „Peschai!" (schlecht!) rief. Ein Schuß vom Offizierverdeck streckte ihn dafür tod nieder. Der Leichnam wurde über Bord geworfen und Weib und Kind wurden sinnlos ans Ufer gebracht. Um die Schändlichkeit vollständig zu machen, und zu dem Beweise nichts fehlen zu lassen, daß hier keine übereilte Hitze, sondern eine kalte Grausamkeit mordete, mußte der Vater Kallikums die Erlaubniß erst mit Pelzwerk erkaufen, den Leichnam des Sohnes aus der Tiefe herausholen und mit sich führen zu dürfen.

Diese Menschen hatten demnach wohl ganz den Geist ihrer alten Anherren, die den Einwohnern Westindiens den Kopf spalteten, blos um an ihren harten Schädeln, die Güte ihrer Klingen zu erproben, und die den wehrlosen Amerikaner durch große Hunde zerfleischen ließen, welche zu diesem Henkergeschäfte mit Mühe abgerichtet, und wirklich dafür, wie ein Soldat in Sold gesetzt wurden.

Naturen, die so unmenschlich geartet sind, scheinen mit einer gewissen Gier die Gelegenheit zu ergreifen, zu rauben und Elend anzurichten, und es ist leicht

einzusehen, wie viel günstiger ihnen dazu entfernte Erdgegenden sind, als Europa, — zumal da der rohe Europäer nicht geneigt ist, jene fremden Menschen für Wesen seines Geschlechts gelten zu lassen. — Cook erzählt von seiner eigenen Mannschaft, daß sie so auf das Todtschießen der Neuseeländer erpicht gewesen wären, daß er sie beständig hätte zurückhalten müssen; — sie hätten sich so eifrig darauf erwiesen, als ein Jäger nur immer auf sein Wildpret sein könnte. — Wenn man bei ungebildeten Menschen, die ohne Unterricht in den milden Lehren der Menschlichkeit aufgewachsen sind, eine solche Grausamkeit natürlich finden wollte, so sollte man sie doch von Menschen nicht vermuthen, die sich in jedem Betracht für viel besser halten. — Ein Lieutenant auf der Resolution, zwang durch Prügel einen Otaheiter, ihm die auf der Jagd geschossenen Enten aus dem Sumpfe zu holen, da er es diesmal nicht so willig wie sonst thun wollte. Der Mensch wadete und schwamm durch Schlamm und Wasser, bis er ans jenseitige Ufer kam, und behielt die Enten als eine Art Schmerzengeld. Der Lieutenant schoß mit einer Kugel nach dem Menschen — fehlte und wollte wieder schießen. Die Indianer nahmen sich ihres Landsmanns an, die Engländer schossen auf diese, und die Sache hätte für die Engländer sehr gefährlich werden können, zumal da Cook sogar noch die helfenden Indianer ausgeliefert wissen

wollte, hätte er nicht im Nachsetzen derselben sich zuletzt noch eines Besseren besonnen. Dieser sonst große Mann, war doch zuweilen gegen die Wilden ein wenig barbarisch — schoß ihnen einigemale um kleiner Ursachen willen Hagel ins Gesicht, welches der Fall auf Mallikolo war, und sogar, wo ich mich nicht sehr unrecht erinnere, wollte er auch bei einer sehr geringfügigen Veranlassung einen Indianer erschießen. In der That wollte er es nicht zweifelhaft lassen, daß er ein echter Seekapitän sei. Daß ein gewisser Rowe von der Adventure (das Schiff, welches Cook auf seiner zweiten Reise begleitete) mit seinem ganzen Detachement von den Neuseeländern ermordet und verzehrt wurde, daran war seine Grausamkeit schuld, nach welcher er die armen Wilden für etwas schlechter als Thier ansahe. Um einer gestohlnen Jacke willen, ließ er so lange auf die Neuseeländer feuern, bis sich die Matrosen verschossen hatten. Dies bemerkten die Wilden, und — die Engländer wurden alle erschlagen.

Wie die Holländer sich in ihren auswärtigen Besitzungen betragen, wird man aus Folgendem ersehen.

Die Chinesen in Batavia hatten sich 1740 durch einen Menschen aufwiegeln lassen, der sich für einen Abkömmling der Kaiserfamilie ausgab. Sie griffen Batavia an, aber vergebens. — Einige

Tage darauf kam im chinesischen Quartier Feuer aus. Man argwöhnte, die Chinesen hätten es vorsetzlich angelegt, um Batavia zu verbrennen, und man beschuldigte sie, wiewohl ohne allen Grund, sie hätten das Löschen verhindert. Auf diesen Argwohn hin, ließen die Gouverneurs durch die Garnison alle chinesischen Hausväter ohne Unterschied niedermetzeln. — Diese Schwachen und Wehrlosen widersetzten sich nicht einmal. — Der Kaiser in China, da sich die Holländer bei ihm über diesen Vorfall entschuldigen ließen, sagte mit kaltem Stolze: „Ich frage darnach nichts, „was meinen ehemaligen Unterthanen widerfahren „sein mag, die um schnödes Gewinnstes willen, die „Gräber ihrer Vorfahren verlassen haben!"

Schrecklicher vielleicht als alle Unmenschlichkeit berüchtigter Tyrannen, war die von den Holländern auf Amboina gegen die Engländer verübte (im Jahr 1623.) Ein holländischer Offizier hört das Gespräch eines Japaners, welcher eine holländische Schildwache, über die Vestung, über die Stärke der Besazzung und die Zahl der Kanonen befragte — ein Gespräch, welches die Langeweile oder die Neugier veranlaßt hatte. Der Offizier hinterbrachte, was er gehört hatte, dem Oberbefehlshaber, und dieser schöpfte einen schrecklichen Verdacht. Durch entsetzliche Foltern erzwang er von dem Japaner ein Geständniß, welches

mit seinem Verdachte übereinstimmte — das, daß die Engländer im Einverständniß mit den verschiedenen hier anwesenden Japanesen, das holländische Fort hätten überrumpeln wollen. — Die Engländer wurden hierauf eingezogen, die Aussage des fast zu Tode gemarterten Japaners ihnen vorgelesen, und da sie natürlich leugneten, was ihnen nicht bewußt war, ebenfalls unmenschlich behandelt. Man zog ihre Güter ein, nahm ihnen ihre Faktoreien, Papiere, Baarschaften u. s. w., und zwang sie durch unglaubliche Foltern, Verbrechen zu bekennen, an welche sie nicht konnten gedacht haben, da ihrer nur 14 auf der Insel waren, bei denen man nur drei alte Degen, zwei unbrauchbare Flinten, und ein halb Pfund Pulver fand. Alle ihre Aussagen widersprachen sich, und alle Hingerichteten — es waren ihrer zehen — betheuerten in den letzten Augenblicken, daß sie keines der gestandenen Verbrechen begangen hätten. Wie diese Bedauernswerthen gemartert wurden, wird man an den Foltern des einen unter den Engländern, Johann Clarks, übergenug und schaudernd abnehmen. Um Hals und Gesicht band man ihm ein wasserdichtes und mit Wasser immer wieder angefülltes Tuch *). Mit jedem Athemzuge schluckte er Wasser ein, bis endlich sein Leib zwei-

*) Eine Torturart der damaligen Zeit, welche aber doch nur selten angewendet wurde.

zweimal so dick als vorher wurde. Die Eingeweide schienen durch Mund und Nase herauszustürzen, und die Augen sich aus ihren Kreisen herauszudrehen. Doch betheuerte Clark seine Unschuld. Die Richter erstaunten, und meinten, das sei Zauberei, die in den Haaren ihren Sitz habe, welche demnach abgeschnitten wurden. Man fing nun neue Foltern an. Man brannte ihm die Elnbogen, die Fußsohlen und andere Theile des Körpers mit Fackeln, bis das herausfließende Blut und Fett die Fackeln auslöschte. Der Unglückliche konnte nicht mehr aushalten — er wollte alles bekennen. — Kraftlos konnte er nur noch ein Ja stammeln, welches seine Richter für ein vollgültiges und hinlängliches Bekenntniß nahmen. — Welches menschliche, wirklich menschliche Herz würde im Stande gewesen sein, solche teuflische Martern auszusinnen, oder anzuwenden?

Es sind bisher schon einige Unmenschlichkeiten in Bestrafung mancherlei Vergehungen angeführt worden — zum Schluß dieses Abschnittes hier noch einige.

Wenn in Angola in Niederguinea jemand zu einem recht fürchterlich grausamen Tod verurtheilt werden soll, so wird er mit Stricken gebunden den Ameisen vorgeworfen, die in diesen Gegenden zu ge-

wissen Zeiten ihre Wanderungen anstellen *), und unter welchen eine Art mit so scharfen Beißwerkzeugen versehen ist, daß sie in kurzer Zeit große Balken zernagt. In 24 Stunden ist von ihnen ein Verbrecher bis auf die Knochen abgefressen — mit welcher Höllenquaal, ist vielleicht keiner im Stande zu beschreiben — Um eines gestohlnen Huhnes willen, ließ der König der Akemisten Ursue, dem Diebe die unterste Kinnlade abidsen, und in diesem Zustande fand er einen langsam martervollen Tod. In einer andern Gegend Guineas, wurde ein Weib des Königs zu Aquambo für ihre Untreue dadurch von den andern Weibern hingerichtet, daß diese ihr aus großen Krügen so lange kochendes Wasser auf den Kopf gossen, bis sie starb. Ihr Mitverbrecher wurde an einem, queer über 2 Gabeln gelegten Pfahl gebunden; unter ihm wurde eine Grube mit Stroh und Holz angefüllt, und der Unglückliche langsam zu Tode gebraten. Man hatte die Absicht, daß er mehrere Mitschuldige verrathen sollte, aber er ertrug seine Marter standhaft, und rechtfertigte noch scherzend die Geschäftigkeit der Frauen, die zu seinem Tode Feuermaterialien herbeitrugen. „Sie thun Recht, sagte er, denn ich kann ihnen nichts mehr nützen, und sie erscheinen um desto schuldloser.„ —

*) Es sind nicht unsere gewöhnlichen Ameisen — aber sie sind aus ihrer Familie. An einem andern Orte wird eine nähere Beschreibung derselben vorkommen.

Auf Atschim (oder Achim) in Sumatra, waren es leichte Strafen, dem Schuldigen eine Hand oder einen Fuß abzuhauen, und man fand viele solcher Menschen, die auf dieses Unglück bettelten. Bricht hier irgendwo ein Feuer aus, so wird der Hausbesitzer dafür so arg bestraft, als hätte er das grösseste Verbrechen begangen — eine Frau wurde deswegen lebendig gespießet, — eine Todesstrafe, die sonst auch unter den Türken häufig war. Ein Verbrecher hatte sich hier vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit auf einen hohen Kokosbaum gerettet. Ein gerade anwesender engländischer Kapitän, wurde um einen guten Schützen gebeten, den Menschen herabzuschießen, welches er jedoch klüglich ablehnte.

Unter andern schauderhaften Strafen, welche gegen große Verbrechen gerichtet sind, ist wohl die Knute Rußlands eine der bekanntesten. Ein Kaufmann wurde für einen begangenen Mord geknutet. Man entkleidete ihn, und band ihn an einen Pfahl. Nachdem ein Knutenmeister zehn Hiebe gegeben hatte, so wurde er von einem andern abgelöset, und der erstere trank indessen Branntewein — nach diesem kam ein dritter. Alle drei wechselten so lange ab, bis der Verbrecher 150 Hiebe auf den Rükken, 100 auf die rechte und eine gleiche Zahl auf die linke Seite bekommen hatte. Man machte den

Menschen jetzt vom Pfahle los, und er sank leblos und ohne Bewußtsein hin. Nach 12 Stunden starb er. Die Knutenmeister sollen so geschickt sein, daß sie einen Hieb ganz dicht an den andern, oder genau auf die vorige Stelle geben können, und das Strafwerkzeug löset mit wenigen Hieben die Haut von den Knochen ab.

14.

Zur Kenntniß der Gemüthsart verschiedener Völker.

Es ist schon verschiedentlich mancherlei angeführt worden, was uns die Gemüthsart mehrerer Völker kenntlich machen kann, die an Bildung weit hinter uns stehen. Es wird aber hier noch Vielerlei eine Stelle verdienen, was unter keiner der bisherigen Ueberschriften einen schicklichen Platz haben konnte.

Daß alle Völker, welche noch ganz als rohe Söhne der Natur leben, durchaus sehr ausgeartet sind, wie uns manche Weltweisen haben überreden wollen, davon kann man das Gegentheil aus den Erfahrungen vieler Europäer, die mit ihnen in Bekanntschaft gerathen sind, darthun. Die Neuholländer in Botanybay, welche gewiß zu den rohesten Völkern auf Erden gehören, schlugen alles tod, was unbewafnet war, und griffen da sogleich auf Tod und Leben an, wo sie sich überlegen zu sein glaubten, und sie hatten sogar Lust,

einzeln eine sehr überlegene Zahl anzugreifen, wenn sie einmal aufgebracht waren. Wenn etwa einige der Transportirten einzeln von ihnen angetroffen wurden, so wurden sie auch von ihnen erschlagen. Freilich mögen diese schlechten Menschen — der Auswurf ihres Volks — wohl oft die Eingebornen auf Botany-Bay gereitzt haben. Indessen geriethen sie unter einander selbst alle Augenblicke in Streit, wobei nicht selten Einige oder mehrere blieben. Es ist merkwürdig, daß sogar ihre Hauptzierde auf den Schein berechnet sein mag, als ob sie im Streite schwere Wunden empfangen hätten — (es sei denn, daß es ein Zeichen der Trauer über Verstorbene wäre). Sie machen mit einem Steine zwei in gleich entfernten Linien laufende Einschnitte ins Fleisch, und nehmen den Fleischstreifen dazwischen hinweg. Dies wird so oft wiederholt, bis die Narbe über das Fleisch hervorsteht.

In der That hätten diese Menschen nicht nöthig, so für Narben zu sorgen, da sie sowohl, als auch viele andere rohe Völker um der geringsten Ursache willen in Kampf gerathen, welcher dann wüthend mit Keulen und Aexten geführt wird. Die Insulaner, welche la Peyrouse auf Manna*) fand, waren eben so wild, als ihr Himmelsstrich und ihre Weiber sanft sind. Die meisten dieser kolossalischen Menschen waren mit Narben überdeckt, die nicht erst durch Kunst gemacht sein mochten,

*) Einer Inselgruppe der Südsee.

da sie bei der kleinsten Veranlassung mit Keulen an einander geriethen. Stets waren sie unruhig und verwegen, und so kühn, daß die Waffenübungen der Franzosen, auf sie einen nur geringen Eindruck machten. Als Herr de Langle mit einem Boot beordert wurde, Wasser einzunehmen, so bemerkten sie kaum, daß das Boot nicht von dem Schiffe unterstützt werden konnte, als sie schon einen Steinregen auf ihn abschickten. Herr de Langle und noch acht andere fielen, die übrigen waren alle verwundet. Ihre blinde viehische Wuth äußerte sich noch an den neun todten Körpern, auf welche sie mit ihren Keulen losschlugen. —

Ein Menschenleben scheint für viele Wilde keinen Werth, oder nur einen sehr geringen zu haben. Auf Anamoka war es verboten, an einem gewissen Orte hinzukommen — dennoch entstand ein Gedränge. Einer der geringsten Befehlshaber (vielleicht eine Art Kammerherr) schlug mit einem Prügel blind unter das Volk, und einer bekam einen so starken Schlag, daß er niedertaumelte und in Zuckungen fiel. Der Befehlshaber lachte aber, als man ihm sagte, daß er jemand erschlagen habe, und überhaupt schien niemand über den Vorfall weder Befremdung noch Bedauern zu äußern. Eben so äußerten auch die Neuseeländer nicht die mindeste Theilnahme, als einer ihrer Landsleute, durch eine engländische Kugel schwer verwundet war, und stark blutete. Niemand kam ihm zu Hülfe.

— Manche rohe Völker scheinen auch ihr eigenes Leben, wie wir schon eines Theils gesehen haben, wenig zu schätzen. — Die Kamtschadalen erwürgten sich sonst in ganzen Familien, ehe sie sich an die Erpressungen ihrer Peiniger, der Kosaken gewöhnt hatten, und daß die Neuholländer den Werth ihres Lebens wenig kennen mochten, läßt sich aus dem schon Angeführten, leicht abnehmen.

Sehr rohen Völkern scheinen überhaupt sehr oft die natürlichsten Gefühle fremd zu sein, wie denn auch davon schon Beispiele vorgekommen sind. Die Einwohner auf Unalaska, und ohne Zweifel auch auf mehrern Fuchsinseln, vertauschten mit der größesten Gleichgültigkeit nicht nur ihre Weiber, sondern sogar ihre Kinder gegen Handelsartikel, und ohne hier gerade die Neger in Guinea anführen zu wollen, wo vorzüglich der Brantewein, und nächstdem auch oft ein Korallenhalsband, ein Stück Tuch u. s. w. so unempfindlich gegen Aeltern, Kinder und Geschwister macht, daß sie dieselben mit einem Eide für ihre Sklaven ausgeben, und verkaufen, würde man gewiß bei mehrern Völkern einen solchen Handel treiben können, wenn dabei etwas zu gewinnen stände. Cook nahm mit Bewilligung der Aeltern, einen jungen vornehmen Neuseeländer aus Charlottensund mit, dem ein kleiner Knabe von 9 oder 10 Jahren als Bedienter zugesellt wurde. Der Vater des Knaben trennte sich ganz

kalt von seinem Sohn, und er nahm ihm sogar seine wenigen und dürftigen Stückchen Kleidung ab, so daß der arme Kleine den Europäern ganz nackt übergeben wurde.

Die Blutrache ist bekanntlich selbst bei Völkern, die man nicht mehr unter die Wilden zählen darf, und namentlich fast bei allen Morgenländern, eine heilige Pflicht. Sie war es bei den alten Teutschen, sie ist es bei den Indianern des nördlichen Amerikas, und sie ist es bei fast allen ritterhaften streitbaren Völkern gewesen. Wer eine, ihm, oder einem nahen Verwandten zugefügte Beleidigung ungeahndet ließ, wurde fast als ehrlos betrachtet. Bei den Tscherkassen ist ein solcher Mensch als ein Feiger und Niederträchtiger, in der That und im Wortsinn völlig ehrlos, und von allen ausgestoßen und verabscheuet. Der nächste Verwandte oder Erbe eines Ermordeten, wäre er auch zur Zeit des Mordes noch ein Kind gewesen, muß denselben mit Gewalt oder List rächen. Ja die Rache geht von Vater auf Sohn, Enkel und Urenkel, nicht nur bei einzelnen Personen und Familien, sondern bei ganzen Stämmen über, und wird der Grund ewig unversöhnlicher Fehden.

Eine andere Eigenheit, leider nicht blos roher und ungebildeter Völker, ist Stolz und Verachtung anderer

Völker. Jeder glaubt, sein Volk sei das beste, sein Land das vorzüglichste, und das ist freilich in so fern gut, als er dadurch vielleicht mit seinem Zustande zufriedener wird. Selbst die rohesten Völker schätzen sich im Grunde höher, als die Europäer, deren Künste sie doch bewundern und anstaunen. Mehrere indianische Stämme in Kanada halten sich für die Weisesten unter den Menschen, und können es daher sehr übel nehmen, wenn man ihren Rath verwirft. Auch glauben sie mit ihrer Macht Frankreich und England leicht über den Haufen werfen zu können, so bald es ihnen nur einmal gefallen sollte, ernstlich dazu zu thun, denn sie bilden sich auch ein, die Tapfersten unter den Menschen zu sein. Vorzüglich gilt dieses von den Irokesen, die es daher für lächerlich oder für verächtlich ansehen, daß ein Mann einem Könige sollte unterworfen sein. Niemand wird den Irokesen vermögen, eine andere Obergewalt zu erkennen, als die des großen Geistes. — Selbst die Faulheit dieser Menschen deckt sich mit ihrem Stolze, denn aus Stolz arbeiten sie nicht. Arbeit ehrt bei ihnen nur das Weib, und entehrt den Mann. —

Eben so halten sich die amerikanischen Wilden, im spanischen Amerika, für sehr gescheut und mächtig. Haben die Spanier etwa einmal ihre Anschläge vereitelt, so halten sie sich darüber auf. „Seht doch" sagen sie, „die Viracochas (so nennen sie

die Spanier) bilden sich schon etwas ein, und wollen so klug sein, als wir." Und die Eingebornen in Louisiana bilden sich sehr viel darauf ein, daß die Spanier zwar ihre Freundschaft suchten, sie aber nicht die Freundschaft von jenen. So halten auch manche Guineaneger ihr Land für den anmuthigsten Garten in der Welt, obgleich es von ihnen sehr schlecht bebauet, und fast mehr den wilden Thieren Preis gegeben wird; und ihr König ist der mächtigste Monarch der Erde, wiewohl sie von demselben, und von jedem Vornehmen auf das Nichtswürdigste behandelt werden, und nur knieend und in den demüthigsten Stellungen und Worten mit ihnen sprechen dürfen. — Für den edlen Stolz des gebildeten Menschen ist in ihnen der Sinn noch nicht aufgeschlossen.

Selbst die so gutmüthigen und bescheidenen Grönländer, wiewohl sie die größere Geschicklichkeit der Europäer anerkennen, halten sich doch für viel klüger. Ohne Zweifel ist der Grund, den sie dafür anführen, den Gründen anderer Völkerschaften sehr ähnlich. Sie können besser Seehunde fangen, den Kaiack oder Kahn geschickter schnitzen und regieren u. s. w. und am Ende gefallen ihnen ihre Landessitten am besten, und wer diese nicht hat, ist in ihren Augen noch roh und ungebildet. — So war ein engländischer Kapitän von einem alten nordamerikanischen Wilden als Sklave angenommen, und dadurch von einem schmerzenvollen

Tode gerettet worden, den er sonst als Kriegsgefangener hätte sterben müssen. Nachdem er anderthalb Jahr bei dem Alten gewesen und sehr menschlich behandelt worden war, gab ihm der Alte seine Freiheit wieder, da er demselben erst seine Wohlthaten nochmals ins Andenken gebracht hatte. — „Geh hin, sagte er, ich habe dich gelehrt ein Kanot bauen, den Biber erlegen, den Feind tödten und skalpiren! — Ich habe dich zu einem Menschen gemacht.“ — So lachten die Grönländer über Paul Egede, wenn er sich zu vielen ihrer Künste ungeschickt anstellte, und sie bemitleideten ihn gewissermaßen als einen Schwächling darüber, daß er lieber daheim bei dem Vater sitzen, als an ihren Beschäftigungen Antheil nehmen wollte, wozu sie ihn oft genug aufforderten. Als er zum erstenmal in einem Kaiack mit auf der See gewesen war, sich brav gehalten, und einen guten Fang gethan hatte, und nun mit Eis überzogen nach Hause zurückkehrte, da freueten sich alle die mit ihm gewesen waren, und einer derselben lief voraus, und rief dem Vater zu: „Komm heraus Pelesse; *) Pelesse soll herauskommen, und seinen ruhmwürdigen Sohn sehen!“ — Und wie sehr sie ihre Sitten den fremden vorzogen, sahe man alsdann, wenn ein Fremder anfing still zu werden. „Sieh da, sagten sie, er fängt an ein Mensch

*) Statt des dänischen Präst, oder Priester.

zu werden; er wird so sittsam wie wir!" Aus solchen Zügen ergibt sich wohl, warum wilde Völker die Europäer, deren Schwäche und körperliche Ungeübtheit, in der Entfernung von allen Künsten ihres Landes recht sichtbar werden mußte, glaubten geringschätzen zu dürfen, wenn nicht auch überdies schon ein gewisser Stolz auf sein Vaterland und seine Nation vielen Menschen einigermaßen natürlich zu sein schiene.

Von der lächerlichen Eitelkeit, die Europäer in ihren Kleidungen und Sitten nachzuahmen, in welcher sich ein bemerkenswerther Vergleichungspunkt des rohen Menschen mit dem Kinde ergibt, sind schon verschiedentlich Beispiele vorgekommen. Wie beschwerlich vielen auch diese Kleidung und Sitten waren, so trachteten sie doch nach dem Besitz derselben. — Der Kapitän Wallis kleidete einen Otaheiter in engländische Tracht, und darauf that dieser nun sehr stolz. Die Offiziere des Schiffes hatten sich ans Land tragen lassen, um ihre Füße nicht naß machen zu lassen, und er, wiewohl seine Füße grade nicht bekleidet waren, glaubte doch dem Ansehen seiner Kleidung nichts vergeben zu müssen, und ließ sich ebenfalls von seinen Leuten ans Land tragen. Auch wollte er nur mit Messer und Gabel essen, wie höchst unbequem ihm das auch im Anfange war. Aus bloßer alter vormaliger

Gewohnheit kam die Hand zum Munde, indessen die Gabelspitze vor dem Munde vorbei aus Ohr fuhr.

Es gehört nicht hieher, umständlich die ausschweifenden und an Narrheit grenzenden Aeußerungen der Aufgeblasenheit mancher asiatischen und afrikanischen Fürsten anzuführen. Schon ihre Titel sind höchst lächerlich — „Beherrscher der Winde, der Meere, Herrlichkeit der Sonne, Glanz der Sterne und andere Arten des Unsinns sind gar nicht selten in ihren Titeln. — Der Chan einer herumziehenden armseligen Tartarhorde in Asien, ließ sonst, wenn er in Pferdefleisch und Stutenmilch seine Mahlzeit gehalten hatte, durch einen Herold vor seinem Zelte ausrufen, daß nunmehro allen Königen und regierenden Herren der Erde gestattet sein solle, auch zu speisen. — Der König der Assianten in Afrika Opokku, durfte nie bei seinem Namen genannt werden. Seine gewöhnlichen Titel waren: Der Feuerfarbene, der Höchste. Er machte gegen den dänischen Gesandten Roy kein Geheimniß daraus, daß er sich für fast so groß hielt, als Gott selbst. — Bei der Abschiedsaudienz, welche er demselben gab, hatte er seinen ganzen Körper mit Talg bestrichen, damit der dick aufgestreuete Goldstaub desto besser haften möchte. Seine Füße standen in einem goldenen Becken, und auch sein Sessel, oder sein Thron waren von Gold, und vor seinem Pallaste war ein Baum errichtet, der stark über-

goldet war. Leib, Arme und Beine waren mit Schnüren von schönen Steinen umschlungen, und sein Kopf mit einem europäischen Huthe, mit breiten Borten und weißen Federn bedeckt. Zu Verherrlichung seiner Macht und Größe, war in einiger Entfernung von ihm ein Haufen abgehauener Menschenköpfe aufgethürmt. Alle Großen seines Reichs standen in Demuth um ihn her; eine Menge von Klägern und Beklagten, lagen mit Staube bestreut vor ihm, und ein wenig von ihnen entfernt, standen zwanzig Schwarze mit Säbeln, um sogleich die Schuldigen — das hieß hier oft, sowohl die Kläger als die Beklagten — hinzurichten. — Unter solchen Umgebungen erhielt Noy seine Abschiedsaudienz. — Opokku fragte den „Herrn Jungen“ (so nannte er ihn) ob er nebst seinen Leuten gut bedient worden wäre, und da es der Däne bejahete, so sagte Opokku: „Herr Junge, du bist nur 6 Wochen bei mir gewesen; — ich kann dich wohl leiden, und wollte du bliebst länger, damit du meine Größe besser kennen lerntest, und könntest dann deinen Landsleuten eine Beschreibung davon machen. — — Hast du schon meines Gleichen gesehen?“

Noy. Nein, Hr. König; deines Gleichen ist in der Welt nicht.

Opokku. Da hast du Recht, Gott selbst ist nur ein klein wenig größer als ich. — — Aber ich will

dir einschenken, Herr Junge; du könntest sonst glauben, ich hätte nicht eben so gut Wein und Bier als deine blanken Herren.

Opokku trank tapfer von dem englischen Biere, welches er geben ließ, aber Noy nur wenig.

Opokku. Herr Junge du hast wenig getrunken!

Noy. Mein Kopf ist schwach, Herr König; ich vertrage nicht viel.

Opokku. — Vom Biere bist du nicht trunken Herr Junge. Du bist vom Anschauen meines Antlitzes trunken. — Alle Menschen werden trunken davon!"

An einer solchen Probe wird es hoffentlich genug sein.

Von der trägen Faulheit der Hottentotten, der Neger, der nordwestlichen Indianer, der Hindus und anderer Nationen, sind schon die Belege vorgekommen. Nur die Noth und das Bedürfniß regt die Kräfte des rohen Menschen auf, und er lernt lieber lange fasten, als den Lebensunterhalt erwerben. Der Baniarese auf Borneo lacht, wenn er den Europäer im Zimmer auf- und abgehen sieht, da er selbst in seinem Hause wie in seinem Kahne sitzt. „Seid ihr denn nicht gescheut?" sagte er. „Wenn „ihr am andern Ende des Zimmers zu thun habt, „warum bleibt ihr nicht da? wenn ihr nichts dort zu „schaffen habt, warum geht ihr hin?" — Zwar

die-

diesen Menschen wird es leicht das Leben zu erhalten, aber selbst da, wo das der Fall nicht ist, ist die Trägheit zu Hause. — Ich will davon hier nur einen Zug anführen, von einem Volke, welches gewiß nicht zu den unthätigsten gehört, da es den Lebensunterhalt für einen ganzen langen Winter, im Sommer erwerben mußte — von einem Kamtschadalen. Dieser Mensch klagte einem russischen Kaufmanne, daß alle Nächte zwei verwünschte Zobel kämen, die Balaganen heraufkletterten, und unter seinem Fischvorrathe viel Schaden anrichteten. „Warum fängst du „die Diebe nicht?" sagte lachend der Kaufmann. „Was mach ich mit ihnen, antwortete der Kamtschadale, ich habe keine Schulden zu bezahlen." — Der Kaufmann gab ihm jetzt ein halb Pfund Taback. „Da nimm, sprach er, jetzt hast du nun Schulden." — Nach 2 Stunden brachte der Kamtschadale die Zobel. — Steller, der diese Geschichte erzählt, sagt, daß der Kamtschadale nie darauf denke, im Vorrath einzukaufen, und könnte er es um den zehnten Theil des sonstigen Preises haben. Hingegen, wenn er etwas brauche, so bewillige er was man fordere, ohne lange zu dingen. Er nehme es aber auf Borg — habe er keine Schulden, so fange er kein Thier, und wenn er es auch dicht bei seiner Hütte haben könne.

Die Aehnlichkeit des rohen Menschen und des Kindes sind in vielen Stücken auffallend groß. Ihre Empfindungen und ihr Verlangen wechseln bei beiden gleich schnell und augenblicklichst, und was sie heute um jeden Preis wünschen, ist ihnen morgen ganz gleichgültig. Die rothe Farbe, welche unsern Kindern so sehr in die Augen fällt, macht auch auf verschiedene Wilde einen starken Eindruck, sie bemahlen sich auch mit derselben am häufigsten, und in verschiedenen Inseln der Südsee machen rothe Federn den kostbarsten Prachtschmuck, so wie rothe Tuchläppchen von verschiedenen Küstenbewohnern am liebsten genommen wurden. Zum Theil wenigstens mag in dieser Aehnlichkeit der Grund enthalten sein, warum so manche wilde Völker alles wegnehmen und stehlen wollen, was die Europäer mitbringen, weil ihnen alles zu sehr gefällt, als daß sie dem Triebe, es zu besitzen, widerstehen könnten. Doch ist gewiß genug, daß dieser Grund nicht überall vorhanden ist. — Hier nun einige Fälle.

Makenzie mußte einen einer Indianerin zugehörigen Hund erschießen, weil sie ihn ungeachtet seiner Bitten, denselben doch nicht von seinem Gepäcke abhielten. Alles war erschrocken bei dem Schusse und lief, und die Weiber entflohn mit ihren Kindern auf dem Rücken, in die Wälder. Sie kamen jedoch bald wieder. Die Frau aber, welcher der Hund zugehört

hatte, wollte sich nicht beruhigen. Sie habe, sagte sie, im vorigen Winter fünf Kinder verloren, die ihr nicht so weh gethan hätten als dieser Hund. So groß man sich nun, nach dieser Angabe, ihre Traurigkeit denken muß, so wurde sie doch bald genug mit einigen Glaskorallen gemildert. — So handelte Le Baillant von einem Anführer einer Horde Kaboiquois einen stattlichen Streitochsen, welchen der Besitzer anfangs gar nicht geneigt war abzulassen. Allein einer Büchse mit Zunderschwamm, einigen messingenen Armbändern, einigen Schnüren Glaskorallen, einigen Nägeln, einigem Tabak, konnte der Anführer nicht widerstehn — er gab seinen Ochsen hin. Da er aber am andern Tage neue Dinge bei dem Käufer sahe, so gefielen ihm diese besser, und alle, die er gestern erhalten hatte, wollte er dafür wieder hingeben.

Der rohe Sohn der Natur ist auch darin dem Kinde gleich, daß er keinen Gedanken für die Zukunft zu haben scheint, worüber ebenfalls Fälle vorgekommen sind. — Wenn er nur gegenwärtig erlangen kann, was ihm gefällt, so ist er glücklich — ihm gefällt aber fast alles, was glänzt, wie dem Kinde, und wie dieses wünscht er mit List oder Gewalt alles zu besitzen, was ihm Vergnügen hoffen läßt. — Die Neuseeländer, welche Surville 1769 besuchte, wollten ohne Unterschied alles haben, was sie sahen,

und jeder nahm, was er bekommen konnte, Hemden und Kleidungsstücke, und Cook sagt von diesen Insulanern, daß sie immer darauf umgegangen wären, die Engländer zu prellen, und sich sehr gefreuet hätten, wenn es ihnen gelungen war; ja er müßte oft mit Schrot auf sie feuern, um ihre Betrügereien zu ahnden. — So suchten auch die Nutkasundbewohner von Cook europäische Waaren zu bekommen. Da er Gras mähen lassen wollte, so behauptete jeder Antheil an diesem Grase zu haben. Cook gab ihnen was er in seinen gefüllten Taschen hatte; so bald diese geleert waren, ließ man ihn ungehindert gehen. — Die nordwestlichen Indianer Amerika's klagten immer sehr arg, stellten sich auch wohl lahm oder blind, um von Hearne mancherlei ihnen anstehende Dinge zu erhalten. Sie waren unanständig oder unverschämt genug, auch da noch von ihm haben zu wollen, wo größtentheils sein Vorrath schon darauf gegangen war, gerade, als hätte er die Waaren der ganzen Faktorei hinter sich drein. Sie selbst hatten die von ihm mitgenommenen Vorräthe von Waaren bekommen, und dennoch gaben sie ihm zu verstehen, er möchte wohl nur ein Bedienter sein, weil er ihrem Bedünken nach, nicht verschwenderisch genug mit Geschenken war. Eßwaaren und andere Dinge boten sie ihm dreimal so theuer an, als er dieselben im Port William würde bezahlt haben, — und plün-

derken ihn auch noch zuletzt *). — So wollen auch die Indianer in **Guiana** alles Mögliche haben, was nur irgend ein Europäer besitzt, denn nur von den Europäern betteln sie, aber nie von ihren Landsleuten. Wenn sie auch mit einem Missionar noch so sehr zufrieden sind, so sagen sie dennoch er sei geitzig. Will derselbe sich nicht von ihnen **ibaba** (du bist garstig) nennen lassen, so muß er alles hergeben.

Nicht um ein Haar anders als diese jetzt genannten Nationen sind die **Guineanegern**, die ganz dreist und ohne Umstände fordern, was sie nöthig haben — gleichviel ob sie jemanden kennen oder nicht. Eine abschlägige Antwort bringt sie nicht außer Fassung. Sie werfen sich vor dem, der geben soll, auf die Erde nieder, umfassen seine Knie, und wenden Lob und Schmeichelejen im vollen Maße an. Wenn das keinen Erfolg hat, so fangen sie an die bittersten Schimpfreden und Schmähungen auszustoßen, und hören nicht gern eher damit auf, bis sie etwas wenigstens bekommen haben. In dem Diebstahl finden sie nur dann etwas Entehrendes, wenn er heimlich geschieht, dahingegen der öffentliche gewaltsame Raub für einen Beweis des Muthes und des Ansehens gilt. Ihre Vor-

*) Diese Indianer, über welche Hearne klagt, waren nördliche. Die südlichen waren besser geartet und ihm treuer, wiewohl sie von den nördlichen nicht geachtet wurden, weil sie weniger geschickt in der Jagd waren.

nehmen machen dahrr auch, wenn sie auf Reisen sind, wenig Umstände, und nehmen für sich und ihr Gefolge, nicht blos Lebensmittel, sondern alles, was ihnen ansteht; ja sie erpressen nicht selten durch Prügel die Angabe dessen, was etwa aus Besorgniß bei Seite geschafft ist.

Eben so unverschämt und noch frecher sind die Mauren in der großen Wüste (in Sahra). Kommt ein Schiff in Handelsangelegenheiten in ihre Gegend, so ist das Verdeck mit ihnen bald angefüllt. Will man sie nicht in Booten aufnehmen, so schwimmen sie heran, und klettern die Taue herauf. Ihr eigner König und seine Prinzen und ihre Priester können sie nicht zurückhalten. Wo sie nur etwas zu essen riechen — und gerade das riechen sie ganz vortreflich, — dahin begeben sie sich und nehmen es den Weißen vor dem Munde weg, und durchsuchen alle Winkel darnach. Wenn der König in der Kajüte mit den Weißen speiset, so suchen die andern hereinzudringen, und verlangen von demselben, er solle ihnen darin behülflich sein. Dieser entschuldigt sich damit, daß die Weißen es nicht haben wollten. Zum Unglück darf man dieses Ungeziefer nicht mit Gewalt vertreiben; — Ein Schlag würde sogleich als Kriegserklärung angesehen werden, und dem ganzen Handel ein Ende machen.

Die Kunst, durch Bitten zu bekommen, was sie wünschten, verstanden die Otaheiter recht gut. — Alte ehrwürdige Greise ergriffen zitternd die Hand der Engländer, drückten sie herzlich, und mit vielem Vertrauen flüsterten sie ihnen dann ihr Anliegen leise ins Ohr. Die ältern Damen fragten die Fremden um ihren Namen, und nahmen sie gleich zu ihren Söhnen an, und nach vielfältigen Schmeicheleien kam dann die bittende Frage: „Ob denn kein Korallchen für das liebe Mütterchen da wäre?“ — Was konnten die Söhne da machen?

Das Verlangen besitzen zu wollen, setzt schon einige Stufen der Bildung voraus, dahingegen der ganz rohe Mensch auch dieses Verlangen nicht zu fühlen scheint. Die Einwohner auf Van Diemens Land, zu welchen Cook auf seiner dritten Reise kam, waren gegen alles, was sie bei den Europäern sahen, höchst gleichgültig, und mit dieser stumpfen Gleichgültigkeit nahmen sie auch die Geschenke an, welche man ihnen machte. Eben so stumpf waren die Feuerländer, die weiter nichts zu wünschen schienen, als was sie besaßen. Von allem, was ihnen die Engländer anboten, gefiel ihnen nichts, als Glaskorallen, die sie Messern und Beilen vorzogen; und verschiedene Neuholländer fanden die europäischen Waaren so wenig reizend, daß sie dieselben aus bloßer Gleich-

gültigkeit dagegen nicht stahlen — ja was man ihnen anfangs geschenkt hatte, hatten sie nachmals da und dorthin geworfen.

Ganz anders benahm sich ein Insulaner der Südsee, welcher wahrscheinlich auch noch keine europäischen Waaren kannte, da er auf Sürvillens Schiff kam. Es stand ihm alles an, was er sahe. — Das erste was er that, nachdem er an Bord gekommen war, bestand darin, sich der Kleider der Matrosen zu bemächtigen, und es kostete viele Mühe ihn zur Zurückgabe derselben zu bewegen. Hierauf riß er die Flagge ab, die er aber auch wieder herausgeben mußte. Alsdann kletterte er, so schnell wie der geübteste Matrose, bis auf den Mastkorb des großen Fockmastes *), und besahe sich das ganze Schiff von oben herab. Da er wieder herunter war, machte er allerlei närrische Sprünge und seltsame Bewegungen mit seinem Körper, um seine Landsleute, die sich nicht auf das Schiff getraut hatten, zu vermögen, auch an Bord zu kommen. Er machte noch vielfältige Versuche dies und das zu bekommen, allein er mußte sich mit einigen Ellen blaues Zeug und mit einem Messer begnügen lassen. —

Auf der Osterinsel fanden Peyrouse und Cook ausgelernte Spitzbuben und Gauner. Sie waren äußerst freundlich und voller Schmeichelei, welches

*) Der erste und vorderste Mast auf großen Schiffen.

aber Peyrouse nicht ohne Grund für Verstellung hielt. Cook hatte von ihnen Körbe mit Kartoffeln gekauft, aber unten fand er Steine statt der Kartoffeln. Einem dieser Insulaner schenkte Herr de Langles, — dessen unglückliches Schicksal bereits erwähnt ist — einen Bock und eine Ziege. Mit der einen Hand nahm er das Geschenk, mit der andern stahl er dem Wohlthäter sein Schnupftuch. —

Noch geübtere Diebe fand Peyrouse an einem Theil der amerikanischen Küste *), welche er zuerst entdeckte. Der Anführer des Haufens wurde anfangs beschenkt, und er kam nun täglich wieder. Erhielt er aber kein Geschenk, so ging er mürrisch und drohend fort. Alle Nächte kamen die Eingebornen, und stahlen, was sie erhalten konnten. Sie schienen zu glauben, die Franzosen machten sich entweder nicht viel aus den Sachen, oder aber sie würden doch den Diebstahl nicht strafen. Sie waren in ihrer Kunst so geübt daß sie die Sachen nahmen, welche dicht neben den Schildwachen lagen, ohne daß es diese bemerkten. Des Nachts krochen sie, wie Schlangen, auf den Bäuchen durch einen dicht verwachsenen Wald, durch welchen die Franzosen am Tage nicht zu dringen vermögend waren. Sie kamen so unbemerkt geschlichen, daß sich kein Zweig und kein Blatt rührte, und stahlen zwei

*) Zwischen der Behringsbai und dem Crossunde.

Offizieren ihre Kleider unter dem Kopfe weg. Diese bemerkten es eben so wenig, als zwölf Mann Wache, die in der Nähe gestanden hatten.

Auf Prinz Wilhelmssund wußten die Einwohner jeden Nagel mit den Zähnen herauszuziehen, so bald nur der Kopf desselben ein wenig aus dem Holze hervorstand, und die Bewohner von Owaihi auf den Sandwichsinseln, tauchten unter, um die Nägel, womit Cooks Schiffe am Boden beschlagen waren, vermittelst eines Steins, der an einem Stöckchen befestigt war, auszuziehen, und die auf Atuai nahmen öffentlich alles hinweg, und schienen ebenfalls zu glauben, die Engländer würden das nicht übel nehmen.

Den Bewohnern der Marquesasinseln (oder Mendozainseln) war es gar nicht angenehm, daß Marchand nicht ans Land setzte, wo sie Gelegenheit zu mancherlei Beute zu haben, sich schmeichelten. Sie wollten dagegen nun mit Gewalt nehmen, was ihnen anstand, und man mußte sie durch ein Paar blinde Flintenschüsse in Ordnung halten. Einige gaben auch hierauf in der That lachend zurück, was sie genommen hatten, — vielleicht weil es ihnen beim nähern Ansehen nicht gefiel. Wie kindisch unbefangen diese Menschen waren, bewiesen sie dadurch, daß sie am andern Tage bei ihrem Besuch auf dem Schiffe ohne Bedenken am Halse trugen, was sie gestern auf demselben gestoh-

len hatten. Es schien bei diesen Menschen Liebe zum Putz zu sein, was sie zu Dieben machte. Die Bewohner auf St. Christiana (oder Waitahu) verlangten in keiner andern Absicht Nägel, als um sie in die Ohren zu hängen, und jeden Tag wechselte ihre Neigung. Bald wollten sie Spiegel, bald Pfeifen, bald Glaskorallen, und Bänder, rothe Stückchen Zeug u. s. w. und sie zogen diese Spielereien Sägen und Beilen und andern nützlichen Dingen vor. Unter sich selbst waren sie sehr ehrlich. Hatte einer etwas gestohlen, so besahen es die andern, und der Raub ging von Hand zu Hand, ohne daß der Dieb sich kümmerte, in wessen Händen jetzt sein gestohlnes Gut war. Er war gewiß es wieder zu bekommen. — An den nöthigen Begriffen von Ehrlichkeit fehlte es also diesen Menschen nicht.

Noch weniger fehlte es den Bewohnern der Hapaiinseln (unter den freundschaftlichen) an den nöthigen Begriffen von Ehrlichkeit im Handel. So bald die Engländer mit ihnen über eine Waare in förmlichem Handel standen, so ging die Waare von einer Hand in die andere, und kam allezeit ohne Ausnahme, wieder an die Engländer zurück. Aber außerdem entwendeten sie auch alles ohne Unterschied, und oftmals ohne daß es ihnen von einigem Nutzen hätte sein können — wahrscheinlich weil alles einen großen Reitz für sie hatte. Sie wollten sogar am hellen Tage einen

Anker von der Discovery (Cooks zweitem Schiffe) stehlen.

So sorgenlose Diebe, als die auf den Marquesasinseln, waren auch die Bewohner auf den Herveisinseln (in der Südsee) die ebenfalls alles stahlen, und sich Haken an langen Stöcken gemacht hatten, mit welchen sie alles wegzukapern versuchten, auch wohl manches, z. B. ein Matrosenhemde erhielten. Sie schnitten mit scharfen Muschelschalen die Stricke von einem Schiffe ab, die sie auf keine Weise wieder hergeben wollten — aber sie verkauften dieselben gleich darauf auf der Discovery.

Auf Anamoka stahlen sogar die Befehlshaber. Einen derselben, welcher einen eisernen Bolzen genommen hatte, ließ Cook ganz ernstlich durchhauen. Das half etwas. Jetzt aber stellten die Befehlshaber ihre Bedienten an, die das Stehlen eben so gut verstanden, als ihre Herren, und die Peitschenhiebe noch besser, denn diese wirkten, wie Cook sagt, eben so wenig auf sie, als auf den großen Mast, und die Herrn derselben schienen bei der Züchtigung ihrer Bedienten so gleichgültig, daß sie oft dem Kapitain riethen, den Kerl umbringen zu lassen. Der Kapitain Clerke kam auf einen guten Einfall. Er ließ den Dieben die Haare abschneiden, wodurch sie bei ihren eigenen Landsleuten lächerlich, und für die Engländer zugleich kenntlich wurden. Dieses Mittel haben nachher die Eng-

länder, nicht ohne Erfolg öfters angewendet. Der Kapitain Edwards ließ einem otaheitischen Mädchen, welches gestohlen hatte, die eine Augenbraune, und die Hälfte des Kopfhaares abscheeren. Sie lief sogleich voll Entsetzen in die Wälder, kam aber täglich ein oder auch zweimal wieder, und bat, sie in einen Spiegel sehen zu lassen. Das arme Ding hoffte, ihre Haare würden zusehends gewachsen sein, und wenn sie nun das Gegentheil fand, lief sie heulend unter die Bäume zurück.

Die Söhne eines angesehenen Mannes, O-Pue, hatte Cook bei sich am Tische gehabt, und einer derselben nahm die Gelegenheit war, einen Löffel und ein Messer zu mausen, welches um so schändlicher war, da ihn der Kapitain ohnedies beschenkt hatte. So bald seine Dieberei entdeckt war, sprang er über Bord und schwamm nach dem nächsten Kanot. Cook nahm diese Sache fast ein wenig zu ernsthaft, und schoß dreimal nach dem Menschen — der sich aber zum Glück durch Untertauchen rettete. Er setzte demselben am Ende mit dem Boote nach, wo ihn zuletzt ein Steinregen der Insulaner lehrte, daß es klüger sei, umzukehren. Es wurde noch ein Vierpfünder vom Schiffe gegen den Strand abgefeuert, welches dem Handel ein Ende machte.

Auf O-Namoka wurde der Wundarzt der Resolution, Herr Patton völlig rein ausgeplündert.

Er war zu Mittage allein auf der Insel zurück geblieben, da er sich auf der Entenjagd verspätet hatte. Als er nach dem Marktplatze zurück kam, und bemerkte, daß seine Landsleute schon alle fort waren, gerieth er in Verlegenheit. Die Indianer bemerkten das, und drängten sich nun dicht an ihn heran, und fingen sogar an, ihm mit ihren Speeren zu drohen, wiewohl sie seine Vogelflinte noch ein wenig im Zaume hielt. Man schickte Weiber ab, welche seine Aufmerksamkeit zerstreuen sollten. Dieses mißlang ihnen zwar, allein da er eben mit einem Indianer um seinen letzten Nagel überein gekommen war, ihn nach dem Schiffe zu bringen, und in das Kanot des Indianers treten wollte, entriß man ihm seine Flinte, und nahm ihm zugleich seine Enten bis auf einige Stück. Jetzt, da er wehrlos war, mäßigten sich die Eingebornen nicht mehr, und nahmen ihm Halstuch und Schnupftuch. Patton fürchtete erschlagen zu werden, da sie ihm jetzt auch den Rock nehmen wollten, und aufs neue mit ihren Waffen droheten. In der Angst suchte er in allen Taschen nach einem Messer, fand aber nur ein altes Zahnstocheretui, welches er aufzog, und mit diesem unbekannten Dinge die Wilden einige Zeit in Schranken hielt. Als er, da das Etui sein Ansehen verlor, voll Angst und Verzweiflung sein Leben aufgab, nahm ihn noch ein wohlgebildetes Frauenzimmer in Schutz, und erquickte ihn mit einer Pom-

pelmuse. — Endlich eilten die Boote zu seiner Rettung herbei.

Auf Otaheite hätte Herr Sparmann, da ihn drei Indianer allein fanden, beinahe sein Leben eingebüßt. Die Räuber — denn das war wahrscheinlich ihr Handwerk, — hatten ihn arg geschlagen, und rein ausgeplündert.

Es sind schon Beyspiele angeführt, daß die Bewohner des nordwestlichen Amerikas, nicht minder im Diebstahl geübt sind, als die Südseeinsulaner. Die Bewohner des Nutkasundes stahlen, wie gutmüthig sie sonst auch waren, dennoch alles ohne Unterschied, aber sie wollten nichts wieder hergeben. Dem Kapitain Meares hatten sie sogar des Nachts ein Boot gestohlen und in Stücken geschlagen, um die Nägel davon zu bekommen. In andern Gegenden, z. B. in der von Portlock besuchten Gegend der Montagueinsel, (in der Nähe der Charlotteninsel) hatten schon die Knaben kleine Stöcke mit Haken, welche sie vortreflich zu gebrauchen wußten, um die Taschen damit auszuleeren. Bei solchen Anfängern, welche Meister in der Kunst müssen sie geworden sein!

Ich enthalte mich noch eine Menge Fälle anzuführen, welche die Künstlichkeit fremder und ungesitteter Völker im Diebstahl beweisen, und führe nur noch folgendes an, welches wohl einigen Auf-

schluß über die Diebereien roher Naturmenschen geben könnte. —

Paul Egede machte einem Grönländer Vorwürfe über seine Diebereien, die er bei den auf Schiffen angekommenen Europäern verübte. Dieser entschuldigte sich damit, daß jene, theils seine Sprache nicht verständen, theils wären sie so reich, und hätten gar viele Sachen, und dann wären auch die Waaren so hübsch, daß die Hände ganz wider Willen zu denselben hingeführt würden, und dieselben durchaus anfassen wollten. — Ein andrer machte gar kein Geheimniß daraus, daß er in der Absicht ausging, den Dänischen Schiffer zu bestehlen. Für die Rechtmäßigkeit seines Unternehmens führte er das an, daß „der Schöps nicht mit ihm sprechen könne!"*)

Den rohen Menschen kostet es mehr Ueberwindung und Selbstbeherrschung, als er nicht besitzt, sich das zu versagen, was ihm sehr reitzend scheint, und er kann wüthend werden, falls er es nicht zu erlangen im Stande ist. Die Neuholländer (auf Cooks 2ter Reise) hatten ihr Absehen auf die Schildkröten gerichtet, von denen 12 Stück vorräthig waren, und welche

*) Liegt nicht der Grundsatz aller rohen Völker und Menschen darin, jeden für einen Feind zu halten, der nicht Sprache und Sitten mit uns gemein hat?

welche, sie wohl für einen eben so großen Leckerbissen halten mochten, als die Engländer selbst. Sie baten sich eine aus, und verriethen in Mienen und Geberden großen Unwillen, als man ihnen ihre Bitte abschlug. Man bot ihnen dagegen etwas Schiffszwieback an — einer der Neuholländer riß Cook das Stück aus der Hand, und warf es mit zorniger Verachtung über Bord. Ein anderer erneuerte sein Ansuchen bei Herrn Banks, und als auch dieser sich weigerte, so stampfte er mit dem Fuße, und stieß ihn heftig einige Schritte weit von sich. Sie wendeten sich hierauf, nach der Reihe an jeden, der ihnen so aussahe, als ob er etwas zu befehlen habe, und da nun alles umsonst war, so brauchten sie Gewalt, ergriffen plötzlich zweie von den Schildkröten, und wollten sie in ihren Kahn bringen. Dieser Versuch würde vereitelt, sie wiederholten ihn daher, und da kein einziger gelang, so sprangen sie wüthend in ihren Kahn, landeten, rissen einen Feuerbrand unter einem (den Engländern zugehörigen) Pechkessel hervor, und steckten damit blitzschnell das Gras in Brand, ehe die Engländer noch einmal die Absicht derselben bemerkten. Das fünf Fuß hohe, völlig trockene Gras loderte in großen Flammen, und mehrere von den Habseligkeiten der Engländer verbrannten, wie sie denn das auch eigentlich bezweckt hatten.

Eben so heftig äußerte sich ein neuseeländischer Knabe von etwa vierzehn Jahren, welcher

den Engländern um seiner Gefälligkeit und Lebhaftigkeit willen gefiel. Sie nahmen ihn mit in die Kajüte, und behielten ihn zu Tische; wo er es sich trefflich schmecken ließ. Recht gierig verschlang er ein Stück von einer Seerabenpastete, und trank auch etwas mehr als ein Glas Madera, wiewohl anfangs mit vielen sauren und schiefen Gesichtern. Dann wurde ihm süßer Capwein gegeben, welcher ihm so gut schmeckte, daß er nach dem ersten Glase, ohne Aufhören die Lippen leckte, und ein zweites verlangte, welches ihm auch gereicht wurde. Nun fing er an sehr lebhaft und redselig zu werden, tanzte, und kam auf einmal auf den Einfall, des Kapitains da liegenden Mantel haben zu wollen. Er wurde sehr verdrüßlich, da man es ihm abschlug. Bald drauf forderte er eine leere Glasbouteille, und da er auch hier seinen Zweck nicht erreichte, so lief er im vollen Zorn zur Kajüte hinaus. Auf dem Verdeck hatte er ein Tischtuch genommen, welches man ihm aber auch wieder abnahm. Nun wurde er ganz wüthend, stampfte mit den Füßen, drohete, brummte etwas zwischen den Zähnen, und wurde so erbost, daß er kein Wort weiter sprechen wollte.

Eben so begierig als die Neuholländer auf das Fleisch der Schildkröte, war ein Negerfürst auf eine große Peruque, die ein nach Indien gehender engländischer Richter auf dem Kopfe hatte, und mit

welcher dieser Fürst sich ohne Zweifel ein großes Ansehen zu geben glaubte *). Der Richter glaubte von seiner Gravität mit der Peruque zu verlieren, und wollte sie aus der nemlichen Ursache behalten, aus welcher jener sie forderte. Es hätte vielleicht Unheil geben können, wenn nicht ein Matrose die Verlegenheit gehoben hätte, dadurch, daß er dem Fürsten ein Ding, das einer ungeheuren Peruque ähnlich sahe, aus alten zerfaserten Schiffsthauen verfertigte. Sr. Majestät waren so entzückt über diesen Staatsschmuck, daß Dero Volk herbeikommen mußte, um bei der Einweihung, dem ersten Aufsetzen dieses Peruquengebirges, gegenwärtig zu sein. Auch jauchzte das Volk laut in Bewunderung auf, über die Pracht des Monarchen.

Was übrigens die Wilden für ein Recht zu solchen Forderungen und zu ihren Diebereien zu haben glauben mögen, kann man vielleicht an einigen von Cooks Matrosen (auf seiner ersten Reise) abnehmen, welche sich kein Gewissen machten, den Wilden ihre Habseligkeiten zu nehmen, und ihre Kartoffelfelder zu plündern, da hingegen sie es für großes Unrecht hielten, wenn jene sie bestahlen, und dann sehr streng waren. Einer dieser Menschen wollte nicht zugeben, daß er Unrecht daran thue, und selbst zwölf Hiebe mit dem Schiffs-

*) Der Mensch dachte nicht anders, als viele unter uns, und als der engländische Richter selbst dachte.

seil, wodurch Cook schon zwei andere überführt hatte, überzeugten ihn nicht davon, und erst da, als der Kapitain noch sechs Hiebe hinzufügen ließ, schien er von seiner Meinung etwas nachzugeben.

Zur Ehre solcher diebischen Wilden muß es jedoch erwähnt werden, daß ihnen der Sinn für Gerechtigkeit nicht ganz fremd ist, und daß viele Diebereien, wie bei uns, wohl nur von dem Auswurfe des Volks mögen begangen sein. — Herr Gore auf Cooks Schiffe schoß einen Neuseeländer, der ihn betrogen hatte, und nun noch aufforderte, sich Recht zu verschaffen, wenn er könnte, mit einer Kugel — tod. Die Neuseeländer entfernten sich hierauf; da man ihnen aber die Veranlassung verständigte, so fingen sie wieder den Handel an, eben so zutraulich als vorher, und billigten das ganze Verfahren, durch deutliche Ausdrücke darüber, daß dem Menschen ganz Recht geschehen sei. Ein anderer Neuseeländer wurde für seine Dieberei mit zwölf Hieben gezüchtigt. Sobald er losgelassen wurde, trat ein alter Mann — wahrscheinlich sein Vater — zu ihm, gab ihm eine tüchtige Tracht Schläge, und schickte ihn dann in seinen Kahn. Von den Pelewanern führt Wilson ausdrücklich an, daß nur die gemeinen Leute, die Engländer bestahlen — die Vornehmern suchten den Dieb immer ausfindig zu machen, und das Gestohlne ihren Besitzern wieder zu verschaffen. — Man weiß ja, wie wenig bedenklich

im Punkte des Nehmens ein großer Theil der gemeinen Volksklasse auch bei uns ist, und wie gut sie ihr Gewissen zu beschwichtigen weiß, wenn der Bestohlne nur ein wohlhabender Mann ist.

Von der Gastfreundschaft mancher rohen Völker hier nur Einiges. Die Bewohner des Nutkasundes schienen fast für immer recht gut darauf eingerichtet, einen Gast aufzunehmen. Makenzie kam spät bei ihren Hütten an, und man war nicht darüber verwundert, sondern wies ihn zu einem großen Hause, welches auf Pfählen errichtet und also über den Erdboden erhöht war. Die Leiter, auf welcher er hinaufstieg, war ein Baumstamm in welchem Tritte ausgehauen waren*). In der Mitte des Hauses brannten drei Feuer in drei gleichen Entfernungen; bei diesen Feuern mußte er vorbei, und wurde dann am andern Ende des Hauses von einigen Leuten empfangen, welche auf einem großen Brette saßen. Diesen schüttelte er die Hände und setzte sich. Seine bald darauf kommenden Begleiter nahmen neben ihm Platz. Der dicht neben ihm sitzende Mann, welcher der vornehmste unter seinen Wirthen schien, holte nun unter einer 4 Fuß hohen Bohle eine Menge geröstetes Lachses hervor, und ließ vor ihm und Herrn Makay

*) So sind auch die Leitern bei den Kamtschadalen, die zu ihren Balaganen hinaufführen, und so sind sie bei mehrern nordöstlichen Asiaten, wie an einem andern Orte angeführt ist.

einen ganzen Lachs hinlegen, für seine Leute aber nur einen halben. Da die Engländer nicht in diesem Hause schlafen wollten, in welchem Weiber und Kinder schon auf der genannten Bohle sich zur Ruhe begeben hatten, so legte man draußen Bretter auf die Erde und zündete Feuer an. Man schickte ihnen auch noch eine große Schüssel mit Lachsrogen, an welchen ein etwas bitteres Gewürz gethan war. Ein anderes Gericht, welches die Hauptmahlzeit machte, bestand ebenfalls aus Lachs mit Stachelbeeren zubereitet. Die Hauptleckerei dieser Gegend — ein säuerliches Kraut (etwa eine Art Ampfer) war an demselben nicht vergessen. — Beim Schlaf vertrat ein Holzscheit die Stelle des Kopfkissens. — Beim Aufstehen am nächsten Morgen waren schon Feuer für die Gäste angezündet, und der Wirth selbst bediente sie mit geröstetem Lachse, mit getrocknetem Lachsrogen, und mit dem Obste dieses Landes, mit sehr schönen Stachelbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren. — In andern Gegenden wurde er auf ziemlich ähnliche Weise bewirthet, und man hielt ihm auch das beste nicht zurück. So empfing er an einem Orte eine Art Kuchen, welche aus Tannenrinde (Makenzie hält es für die Hemlockstanne) bestand, die man in Lachsöhl *) zubereitet hatte. Dieses war hier die Hauptleckerei.

*) Man thürmt hier Haufen von 200 bis 400 Stück Lachs auf. Das am Feuer ablaufende Fett oder Oel wird in großen Mulden aufgefangen.

Selbst bei den Tschucktschen, und gewiß bei mehrern nordöstlichen Asiaten, wird der Fremde gastfreundlich aufgenommen. Freilich, um den Bund der Freundschaft mit ihnen zu schließen, muß erst eine Zeremonie betrachtet werden, welche dem Europäer nicht anders als höchst widerlich sein kann. Er muß nemlich mit dem, in ein Schälchen gelassenen Harn der Hauswirthin sich den Mund ausspülen, und gewöhnlich wird noch etwas Schlimmeres von ihm gefordert. — Nimmt der Fremde hieran Anstoß, so betrachtet man ihn als den ärgsten Feind, und er wagt alsdann sein Leben.

Unter den Nomaden dieser Gegenden von Asien ist die Gastfreiheit sehr groß. Ein Kalmucke, welcher nur ein Pferd, Gewehr und Kleider hat, kann mehrere Monate umherschwärmen, ohne Geld und Vorrath mit sich zu führen. Er findet überall weitläuftige Verwandte, die ihn willig aufnehmen und unterhalten, oder er kehrt auch bei dem ersten, dem besten Unbekannten ein, und wird ohne Weigerung aufgenommen, und selbst dann noch, wenn er von einer fremden Nation wäre. Einen Gast zu berauben, wäre das Allerschändlichste, was man sich denken könnte. Ein Reisender, welchen sie auf viele Werste weit erblicken, wird von ihnen begrüßt, ja sie winken ihm, von einem Hügel herab mit ihrer Mütze, und laden

ihn ein, zu ihnen zu kommen *); und der Fremde wird für einen Feind oder Dieb gehalten, welcher nicht kommen will und zuweilen sogar verfolgt. — Auch gegen ihre Nachbarn und Bekannte sind sie sehr gastfrei, und wenn sie eine hinlängliche Menge Milch haben, um Brantewein (Kumiß) daraus zu machen, so muß alles den Vorrath mit verzehren helfen.

Wenn manche andere Völker die ankommenden Europäer mit Drohungen und Feindseligkeiten von einer nähern Vertraulichkeit mit ihnen abzuhalten suchten, so war nicht immer der Mangel an Güte Schuld daran, sondern oft Mißtrauen und Furcht. Man hat gefunden, daß die Europäer nachmals mit den nemlichen Wilden im besten Vernehmen standen, welche sich anfangs sehr rauh und feindselig stellten, und sie auf alle Weise von Landungen, oder vom nähern Eindringen in ihr Land abzuhalten suchten. So hat Makenzie es mehrmals erfahren. Einmal mußte er erst seine Leute zurückschicken — ein andermal gab ihm ein Mensch, der ihn drohend vom Lande abzuhalten suchte, ein großes Messer — wahrlich ein bedeutendes Geschenk für diesen Amerikaner; ein drittesmal gab ihm

*) Einige arabische Horden sollen sogar die Sitte haben, ehe sie essen, vor das Zelt zu gehen, und mit lauter Stimme den Reisenden oder Fremden einzuladen, welcher etwa da sein könnte.

ein Wilder nachher eine Einladung zum Abendschmause und unterhielt ihn mit Tänzen. Es sind viele Beispiele davon vorhanden, wie gütig die Europäer von sogenannten Wilden aufgenommen und beschenkt wurden, und wie friedlich diese letztern gegen die erstern waren. Ich übergehe hier den freundschaftlichen Empfang der ehemaligen Spanier bei manchen Südamerikanern, und erwähne nur, wie sich die Kamtschadalen gegen die Kosaken, als diese zuerst nach Kamtschatka kamen, so äußerst sanft betrugen. Siebzehn Menschen waren ins Land gekommen, von welchen ein mächtiges damaliges Oberhaupt Iwar Asidam, einige vor sich kommen ließ, sie nach ihrem Begehren zu fragen. — Sie kämen, war ihre Antwort, von dem großen und mächtigen Beherrscher, dem alles Land gehöre, und die Kamtschadalen sollten demselben, dafür, daß sie auf seinem Lande wohnten, jährlich einen Zobel zum Geschenk geben. — Freilich mußte es den Kamtschadalen etwas wunderlich vorkommen, daß sie nicht in ihrem eignen Lande wohnen sollten. — Die Wilden haben die Staatskunst der Europäer, sich ohne Umstände fremdes Land zuzueignen, niemals begreifen können — indessen hielt Iwar mit einigen Angesehenen einen Rath, und wiewohl es ihnen unmöglich schwer scheinen konnte, diese Handvoll Leute todzuschlagen, so zog er doch die glimpflichern Maasregeln vor. Weil es so starke und

mächtige Leute wären *), auch klug, wie man wohl aus ihren eisernen Instrumenten ersähe, die überdies nützliche Eisenwaaren ihnen zubrächten, und nur — damals im Ueberfluß vorhandene — Füchse und Zobelfelle nähmen, so wollte man, einer solchen Kleinigkeit wegen, mit diesen Leuten keinen Streit anfangen. — Man gab den Fremden mehr Zobel als sie gefordert oder erwartet hatten, führte sie an den Ort zurück, wo sie zuerst gelandet waren, und sagte ihnen nur, daß sie sehr wohl daran thäten, wenn sie künftig nicht wieder kämen.

Gewiß haben die Kamtschadalen nachmals Ursache genug gehabt, diese Güte zu bereuen. Sie widersetzten sich nachher, aber es war zu spät — und jetzt sind sie von einem ehemals zahlreichen Volke, auf einige Tausend zusammengeschmolzen.

Die Ehrlichkeit und Treue und das gegenseitige Vertrauen mancher ungebildeten Menschen ist für uns gebildete sehr musterhaft. Viele derselben wissen nicht, was Riegel oder Schloß ist. Ihre Hütten stehen offen, ohne daß ihnen jemand etwas entwendete.

Die wilden Caraiben in Amerika, die ihrer Menschenfresserei wegen unter dem Namen Cannibalen bekannt sind, lassen alle ihre Hütten (Karbets) auf. Fehlt ihnen etwas von ihrem Eigenthum, so sagen sie:

*) Nämlich dem Ansehen nach, indem die Kamtschadalen viel kleinerer Statur sind, als die Kosaken.

„sicher ist ein Christ da gewesen.“ So ist es bei allen Völkern Guianas, bei welchen noch die Hauptstämme der Caraiben vorhanden sind. — Und im nordwestlichen Amerika fand Makenzie die Neigung zum Diebstahl (jedoch nur der Lebensmittel) bei den Indianern erst da, wo dieselben schon einige Bekanntschaft mit den Europäern hatten. Er hatte an einer Stelle ein Kanot mit verschiedenen Waaren, und unter diesen auch Rum, auf der Hinreise nach dem Nutkasunde zurücklassen müssen, hatte es ans Land gezogen, und mit Tannenzweigen bedeckt. Er fand auf der Rückreise, daß auch nicht das Mindeste davon weggekommen war, wiewohl sich Indianer in der Nähe aufhielten. Erst jetzt, nachdem er wieder da war, wurde Einiges genommen. An einer andern Stelle auf seiner Rückreise fand er vier Biberfelle, die er von einem Indianer auf der Hinreise eingehandelt hatte. Der Mensch hatte wahrscheinlich seine Zurückkunft nicht abwarten können, und hatte die Felle da gelassen.

Ueberhaupt waren sonst mehrere Bewohner verschiedener Küsten Nordwestamerika's überaus zutraulich und unbesorgt im Handel mit Europäern, und warfen ihre Pelzwerke geradezu in die Schiffe hinein, dahingegen dieselben jetzt, durch viele Erfahrungen ohne Zweifel belehrt, sehr behutsam geworden sind. Auch an den Küsten der Tartarei traf la Peyrouse in der

von ihm sogenannten Bai Castries*) ein Volk, welches keinen Begriff von Diebstahl zu haben schien. Die Leute ließen, wenn sie auf den Fischfang oder in andern Verrichtungen ausgingen, wiewohl die Europäer anwesend waren, deren Bekanntschaft sie wohl schwerlich sonst schon gemacht haben mochten, ihre hölzernen Hütten auf, und legten nur einige Bretter vor dieselben, um die Hunde abzuhalten. Sie sahen die Europäer in ihre Häuser und in ihre Begräbnißgebäude gehen, ohne daß einer von ihnen dieselben begleitete, oder ohne daß sie im mindesten fürchteten, es könne ihnen etwas entwendet werden.

Eben so unbekannt mit dem Diebstahl scheinen die Einwohner auf Carnicobar — einer Insel des bengalischen Meerbusens zu sein, wo niemand beim Ausgehen seine Thür zumacht. Auch die Neuholländer in Neusüdwallis hatten anfangs gegen die Europäer nicht das mindeste Mißtrauen. Ihre Lanzen und Speere ließen sie auf der Erde liegen. Die von England herübergebrachten Missethäter, welche bekanntlich nach Botanybai verwiesen wurden, nahmen ihnen dieselben weg — die Neuholländer dagegen tödteten nun die Europäer, wo sie einen Einzelnen überfallen konnten, und wurden mißtrauisch. Das Nemliche könnte wohl einmal den Bewohnern von Ana-

*) In der Nähe von Japan, zwischen den Kurilen und dem festen Lande von Asien.

moka begegnen, welche bei Cooks Anwesenheit (auf seiner dritten Reise) so unbesorgt waren, daß, wenn die Engländer auf ihrer Insel spatzieren gingen, sie doch nach den Marktplätzen zueilten, wo mit den Europäern Handel getrieben wurde, und indessen alles aufließen. Der Gedanke, daß ihnen etwas entwendet werden könnte, war also diesen Menschen auch fremd.

Ich will hier nur noch der Maronneger auf Surinam und der Hottentotten erwähnen. Die ersten haben bei ihren Kriegen mit den Europäern, diesen sonst immer getraut, bis sie endlich durch viele Erfahrungen von der Wortbrüchigkeit derselben, mißtrauisch geworden sind. Sie selbst aber halten ihre Verträge und Zusagen aufs heiligste, und sind noch immer arglos genug zu glauben, die Europäer würden ihr Wort noch besser halten, wenn sie nur den Eid nach Art der Neger ablegten. Dies fordern sie denn auch jetzt bei jedem Vertrage, welchen sie mit den Kolonisten Surinams errichten. Sie können es sich also immer nicht vorstellen, daß die Europäer so ruchlos sein könnten, auch diesen, ihnen ebenfalls so heiligen Eid zu brechen *).

*) Der Eid der Neger erfordert, daß beide schwörende Partheien etwas von ihrem Blute, welches durch ein kleines Messer hervorgeritzt wird, in einer mit Wasser gefüllten Kürbisschale auffangen, und ein wenig trockne Erde darein thun. Hievon wird, als ein Opfer, etwas auf die Erde gegossen, und alle Anwesenden trinken davon ein

Was die Hottentotten betrifft, so ist wenigstens gegen ihre Ehrlichkeit nichts einzuwenden. Le Vaillant, welcher mit so verschiedenen Stämmen und Horden zu thun hatte, und in dessen Lager sich manche derselben wochenlang aufhielten, wurde doch nicht von ihnen bestohlen, wiewohl ihnen die Waaren, welche er mit sich führte, sein Brantewein, sein Tabak, seine Korallen u. s. w. äußerst angenehm waren, und die Gelegenheit wohl nicht fehlen konnte, dieselben heimlich zu entwenden.

Die Gutmüthigkeit und Sanftheit mancher Völker dürfen wir hier nicht vergessen in Erwähnung zu bringen. Die Hottentotten haben nicht von Vaillant allein das Lob, daß sie sanft und gut sind, auch andere Reisende stimmen mit ihm darin überein. Gern theilen sie ihren letzten Bissen mit einem andern, und von ihrer Treue und Anhänglichkeit gibt Vaillants Klaas ein schönes Beispiel, der seinen Herrn, welcher sich vor einem angeschossenen Elephanten hinter einen Baumstamm gerettet hatte, für verloren hielt, und troß seiner eigenen Gefahr, nicht eher von der

wenig. Der Sadoman oder Priester, ruft mit aufgehobenen Händen und starker Stimme den Himmel zum Zeugen des Bundes an, und erfleht den Fluch der rächenden Gottheit für alle Uebertreter desselben — dann rufen alle Umstehenden Da So oder Amen.

Stelle zu geben betheuerte, bis er ihn gefunden hätte. Er machte seinen Landsleuten die bittersten Vorwürfe, daß sie, aus Furcht, ihren Herrn in der Gefahr verlassen hätten, diese waren darüber beschämt und niedergeschlagen — sie fühlten, wie verdient diese Vorwürfe waren. Alle waren entzückt vor Freuden, da sie Vaillant unbeschädigt wieder sahen.

Züge von Freigebigkeit sind von vielen Völkern bekannt. Haabas, der Anführer einer Horde Gonaquas-Hottentotten vertheilte den Taback, welchen ihm Le Vaillant schenkte, sogleich unter die Seinigen, und er behielt grade den kleinsten Antheil. — Und doch war dieser Taback ein sehr köstliches Geschenk. — Unter der nemlichen Horde wurden die alten und abgelebten Greise, die ihre Hütten nicht verlassen konnten, von zehnjährigen Kindern gefüttert und mit allen Bedürfnissen versehen. Eine andere Horde wurde von den Franzosen mit Brantewein beschenkt. Da dieser nicht für alle, welche diesen Göttertrank begehrten, zureichte, so lehrte sie ihre Gutmüthigkeit ein sinnreiches Mittel. Einer flößte dem andern aus seinem Munde einige Tropfen davon ein, und so hatten alle einen so kostbaren Genuß.

Von der Gutmüthigkeit der Neger hier nur einen Fall. Die armen Sklaven in der Karavane, mit welcher Mungo Park an den Gambia zurückkehrte, konnten ihn noch bedauern, wiewohl sie selbst viel

elender waren als er. Sie brachten ihm Wasser, und nahmen den innigsten Antheil an seinem Schicksal. Sie kannten das Schicksal, das ihnen bevorstand, und doch hatten sie noch Gefühl für seine Leiden. — Der schon erwähnte Tiana war sehr traurig, als bei einem Schmause in Kanton arme Tartarn kamen und bettelten. „Es jammre ihn, sagte er, so hungrige Menschen zu sehen. Dergleichen gebe es in seiner Heimath auf Atuai nicht.“ In der That brachte er es dahin, daß den bittenden Tartarn, die Ueberbleibsel der Mahlzeit gegeben werden mußten.

Die Gutmüthigkeit der Otaheiter, legte sich nicht nur durch die freundliche Aufnahme der Fremden, und durch die gefällige Bewirthung derselben zu Tage, sondern auch dadurch, daß sie ohne Verdruß sich ihre Bitten konnten abschlagen lassen. Sahen die Engländer freundlich gegen sie aus, so meinten sie, jetzt wäre die rechte Zeit zu bitten. Tajo poe! sagten sie — (Freund ein Korallchen!) Aber sie blieben so freundlich und gütig als vorher, wenn das Korallchen auch versagt wurde; und wenn die Engländer die kindische Betteleí, nachäffend, im nemlichen Tone wiederhohlten, so entstand zwar bei allen ein lautes Gelächter, aber bei keinem ein Verdruß. — Für so viel andere Bewohner der Südsee, zeugt selbst das, daß sie dennoch leicht wieder mit den Fremden in gutes Vernehmen

kamen, wenn schon harte Thätlichkeiten vorangegangen waren.

Selbst unter den rohesten Völkern, würden Züge von Menschlichkeit und Gutmüthigkeit weniger selten sein, wenn sie einen weniger rauhen Himmelsstrich bewohnten, wo sie durch Noth gezwungen werden, roh und unmenschlich zu handeln. So fand Makenzie in den Wäldern des nordwestlichen Amerikas doch Menschen, die ein altes blindes Weib auf dem Rücken trugen. Man denke sich, welche Beschwerlichkeiten diese Güte einem Volke verursachen mußte, welches überall in den Wäldern und an den Flüssen umherstreifen muß, um seinen Unterhalt zu suchen. Und auf Neuseeland wurde Cook auf seiner 2ten Reise sehr angelegentlich nach dem Tupia oder Tupaia, einem Societätsinsulaner gefragt, welcher mit Cook, bei dessen erster Reise dort gewesen war, und sich allgemeines Wohlwollen erworben hatte. Da sie hörten, daß er tod sei, so beklagten sie ihn mit einigen traurigen Worten, und in einer Gegend dichteten sie, den zwar einfachen, aber doch so ausdrucksvollen Trauergesang auf ihn: Gegangen! tod! o weh! Tupaja!

Aehnliche Züge ließen sich in Menge sammeln — Hier nur noch einige, die von einem sehr erkenntlichen Sinn zeugen, welcher Wohlthaten und gütige Behandlung wohl zu schätzen weiß, und beschämend für diejenigen Europäer sein muß, welche der Meinung sind,

daß sie ihre ungebildeten Mitbrüder nur mit Härte und Barbarei, und etwas schlimmer als Vieh behandeln müßten.

Im Nutkasunde beschenkte Cook einen Befehlshaber der Eingebornen, ehe er von demselben wegging. Der Befehlshaber erwiederte das Geschenk mit einem Biberfell von so großem Werthe, daß Cook es billig fand, seinem ersten Geschenke noch eine kleine Zugabe beizufügen. Dies rührte den Wilden so sehr, daß er seinen kostbaren Bibermantel abnahm, und den Kapitain damit bekleidete. Gewiß wußte der Wilde sehr wohl, wie groß der Werth seines Mantels sei. Cook, der nicht gewohnt war, sich übertreffen zu lassen, gab dem Anführer noch einen neuen Degen.

Der andere Fall betrifft die Tschuktschen. Die Russen hatten es schon seit längerer Zeit versucht, die Tschucktschen und Koriäken zu unterjochen. Beide Nationen aber stritten männlich für ihre Freiheit, und nöthigten sogar die Russen, einige Besitzungen aufzugeben. Cook, der 1778 auf seiner letzten Reise zu ihnen kam, begegnete denselben sehr gütig, und gewann sehr bald ihr Zutrauen. Bald darauf kamen einige Abgesandte dieses Volks nach dem Ingizeskoi Ostrog, (Dorf) um den Russen von freien Stücken Frieden und gutes Vernehmen anzubieten. Da man sich über den Grund ihres veränderten Betragens wunderte, so sagten sie, es wären am Ende des vorigen

Sommers 2 große Bote (Cooks 2 Schiffe) bei ihnen gewesen, und wären ihnen liebreich begegnet. Das habe ihnen sehr wohl gefallen, und sie wollten nun diese Freundschaft förmlich erneuern und begründen *).

An der magellanischen Straße fand Byron sehr rohe Menschen, die, da sie Geschenke erhielten, bald zutraulich wurden, und auf seinem Schiffe unbesorgt umhergingen. Der Commodore wollte sie sehr gern belustigen, und ließ daher einen seiner Leute auf der Geige spielen, und einige andere dazu tanzen. Dieses Vergnügen erregte ihre Dankbarkeit so sehr, daß einer der Wilden, an das Schiff hinab in seinen Kahn kletterte, und mit einem aus Seekalbfell gemachten Beutel wieder kam, in welchem er rothe Erde hatte, mit welcher er sehr eifrig das Gesicht des Geigers überschmierte. Auch dem Commodore wollte er nachher die nehmliche Ehre anthun, und es kostete viele Mühe, ehe er sich abhalten ließ, seinen guten Willen ins Werk zu setzen **).

*) Die hier wohnenden Völker halten alle Europäer für ein Volk mit den Russen. Mancher Bewohner der Fuchsinseln glaubten überdieß noch, die wenigen Russen, von welchen sie besucht wurden, machten das ganze Volk aus, und wunderten sich, was dieses eigentlich bei ihnen wolle.

**) Ein andrer ähnlicher Fall ist bereits an einem andern Orte vorgekommen.

Zu den sanftesten und gutgeartetsten Menschen scheinen die Hindus und die Grönländer zu gehören. — Von den erstern sprechen die meisten Reisenden mit einer gewissen Wärme, und loben ihre Friedfertigkeit und Sanftheit sowohl, als ihre Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, wiewohl das freilich, nach Verschiedenheit der Gegenden seine Ausnahmen leidet. Die ungemeine Milde ihres ganzen Wesens ist so groß, daß sich viele dieselbe nicht anders, als aus der bei ihnen so strengen Enthaltung von Fleischspeisen, glaubten erklären zu können. Wenn auch das nicht gerade der einzige Grund sein sollte, so ist doch wohl nicht zu leugnen, daß die Nahrungsmittel sehr merklich die Gemüthsart des Menschen bestimmen helfen, und daher sollte wohl der Moral die Art unserer Nahrungsmittel eben so wenig gleichgültig sein, als der Diätetik.

Bei den Hindus ist es ein heiliges Gesetz, alle und jede Fleischspeisen zu vermeiden, und alle starken Getränke, und in Bengalen ist der Abscheu gegen dieselben so groß, daß ein Indier, welchen man 1770 mit Gewalt zwang, einen Löffel voll Fleischbrühe in den Mund zu nehmen, aus seiner Caste verstoßen wurde, und alles Ansehen der Engländer war nicht groß genug, dieses Urtheil zu mildern, wiewohl sie es durch die Versammlungen der Braminen zu Burdwan, Kisnagur und Calcutta untersuchen ließen. Weintrinken ist wenigstens bei der Caste

der Braminen ein so großes Hauptverbrechen, daß, wer das Verbot übertritt, mit dem Zeichen eines Weinglases gebrandmarkt wird*).

Sei es nun die Folge ihrer strengen Enthaltsamkeit, oder einer angebornen Gutmüthigkeit, und ihrer Religionslehren, und namentlich der Lehre von der Seelenwanderung, genug diese Menschen sind so sanft, daß sie die einzigen sind, bey welchen auch durch Gesetze das Leben der Thiere in Schutz genommen ist. Die Gesetzgeber haben gesorgt, daß kein gefühlloser Mensch die Thiere mit zu schweren Arbeiten überlasten darf. Wer einen hungrigen oder durstigen, oder ermüdeten Ochsen zur Arbeit zwingt, muß zwanzig tausend Cowris (Kauris) Strafe geben,**) wer eine abgelebte Kuh vor den Pflug spannt, wird um 4000 Cowris gestraft. Sie haben ein eignes Wort für den Mord einer Ameise, und es gilt derselbe nach einigen

*) Manchen Vornehmen und Reichen (auch der Caste der Krieger) ist es erlaubt, Fleisch zu essen; und bei diesen wird wenigstens viel ungesalzene Butter (Ghi) genossen, um fett zu werden, welches sie wie die Mauren für Schönheit halten. Bei solchen hört man auch zuweilen von Schmausereien, wo die Mäßigkeit völlig fremd ist. Die Fürsten auf Malabar sollen zuweilen Gastereien halten, deren Glanz und Herrlichkeit nach der Zahl derjenigen berechnet wird, welche sich auf derselben, im Wortsinne, zu Tode gefressen haben.

**) Fast neun Gulden nach unserm Gelde, da 2400 Kauris einen Gulden machen.

Gesetzen 80 Cowris. Man findet hier und da in Ostindien, Hospitäler für kranke oder abgelebte Pferde, Kühe, Ziegen, Affen u. s. w. und manche machen sich ein Gewissen daraus, einen Floh zu tödten. Einige richten sogar jährlich etwa einmal ein eigenes Gastmahl, aus Milch und Zucker, in großen Schüsseln an, damit alle Fliegen in ihren Häusern es sich können wohl sein lassen. Bei dem allen ist es jedoch eigenen Leuten erlaubt, kleinere Thiere zu schlachten — nur darf eine Kuh in keinem Falle getödtet werden, und es würde das für eben so strafenswerth angesehen werden, als wenn man die Aeltern im Alter darben ließe, — Schade, daß diese sanften Menschen ihre eigenen Landsleute, die Caste der Parias verabscheuen. Diese Parias *) gehören zur vierten oder untersten Caste (oder Stand) zu der Caste der Suders oder Schutres, zu welchen alle Arten von Handwerkern gerechnet werden, und machen gleichsam den Auswurf dieser und der übrigen Casten aus. Sie essen ohne Unterschied alle Speisen, selbst das Aas umgefallener

*) Auch Harrias und Halalchoris genannt. Die erste Kaste machen die Bramanen, zu welchen alle Priester und Gelehrte gehören; zu der zweiten Caste, den Schatriers, gehört der hohe Adel und der Kriegsstand; die dritte Kaste der Waßiers oder Banianen, begreift Künstler, Kaufleute, Schreiber u. s. w. Keine Kaste ißt, trinkt oder belustigt sich mit der andern. — Die Namen der Kasten, sind in verschiedenen Gegenden, verschieden.

Thiere, und verrichten Arbeiten, zu welchen sich um keinen Preis eine andere Caste verstehen würde. Oft nehmen sich die aus höhern Casten unter die Parias Verstoßenen, lieber das Leben. Sie haben ihre Wohnungen an abgelegenen Orten, die weit genug entfernt sein müssen, damit der Wind die unreinen Dünste von ihnen nicht zu dem Aufenthalte edlerer Casten bringe. Sie dürfen kein Wasser aus den Brunnen anderer Stände schöpfen, und um ihre eigne Wasserquellen kenntlich zu machen, damit niemand daraus schöpfe, müssen sie dieselben mit Thierknochen einfassen. Sie müssen die Hand vor den Mund halten, wenn einer aus einer höhern Abtheilung mit ihnen spricht, weil das Glück zu groß wäre, von dem Athem eines Höhern berührt zu werden. Sie müssen sich umwenden, wenn ihnen der edlere Mensch auf der Straße begegnet, und vor der edelsten Caste der Bramanen müssen sie schon in großer Entfernung fliehen. Da sie, der Arbeiten wegen, oft in die Häuser anderer Casten müssen, so hat man eigene Thüren für sie angebracht, durch welche sie ein und ausgehen, aber mit starr zur Erde gerichteten Augen; denn wo man bemerkt hätte, daß sie sich in der Küche, oder im Hause umgesehen hätten, so müßte alles Geräthe, daß durch ihren Blick verunheiligt wäre, zerschlagen werden, so wie man sich auch durch Baden reinigen muß, falls man das Unglück gehabt hätte, von einem berührt zu werden. Der

Hindus rettet einem Wurm, einem Insekte gern das Leben, aber einen Parias wird er im Wasser oder in andern Gefahren gleichgültig untergehen lassen, ohne ihm die Hand zu reichen; ja auf Malabar darf der Vornehme sie ungestraft ermorden, falls er von dem Athem derselben berührt wird, und ist ein Vornehmer unter die Parias verstoßen, so dürfen Weib und Kind forthin nicht die entfernteste Verbindung mit ihm unterhalten. — Welche Widersprüche von sanfter und grausamer Gemüthsart, bei einem und dem nemlichen Volke *)!

Daß diese Hindus auch den Europäer verachten und hassen, ist denselben weit eher zu verzeihen, da man weiß, wie sehr diese sich durch ihre Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten des Abscheues dieser Menschen werth zu erhalten suchen. Ueberdies sind die Sitten von beiden so weit auseinander. Der Europäer ißt Kuhfleisch, hält das Trinkgefäß an die Lippen, (die Hinden halten es über die Lippen, und hüthen sich diese zu berühren) wischt den Mund mit den Fingern ab, und spuckt in Häusern und in Tempeln aus.

*) Auf Malabar hat doch wenigstens der arme Parias einen Tag im Jahre, wo sich der stolze Nair (die Caste der Krieger) vor ihm fürchten muß. Jeder Nair, den er an diesem Tage berühren kann, ist sein Sklav — aber diese verstecken sich klüglich in ihre Häuser.

Ihre tiefste Verachtung gegen den Europäer, drückt das Wort Parangi aus.

Von der Gutartigkeit und Sanftheit der Grönländer, hat Egede manchen Zug aufgezeichnet. — Hans Egede hatte den Angekok Elik mit einem Seile züchtigen lassen. Dieser Mensch, ohne Zweifel im Mißvergnügen darüber, daß die Europäer seinem Erwerbe sehr nachtheilig waren, hatte sich geäußert, daß man die Kablunacks (Dänen und alle Nichtgrönländer) ausrotten sollte, und daß es auch leicht sein würde, dies zu bewerkstelligen. Der sonst gutmüthige Egede glaubte den Menschen — ich weiß nicht wer ihm das Recht gab — dafür müssen bestrafen zu lassen. Egedens Sohn, Paul, war nach nur drei Tagen bei diesem Menschen, bei welchem er auf seiner Reise einzukehren, nicht hatte vermeiden können. Paul fürchtete sehr die Rache desselben; aber er wurde von ihm auf das gütigste aufgenommen — keine Spur von Erbitterung und Groll war sichtbar — er trug vielmehr Paul auf, dem Vater zu sagen, daß er gern von Gott höre. Paul setzt hinzu — „Alle Grönländer tragen die Strafe gern, die sie glaubten verdient zu haben." —

Es ist im Vorigen von diesem Volke erzählt, welche Begriffe von dem Werthe der Weiber bei ihnen zu gelten scheinen. Um desto auffallender ist es, daß selbst bei solchen Begriffen es an häuslicher Eintracht und

gegenseitiger Liebe doch nicht fehlen mag. — Die gutmüthigen Scherze unter Eheleuten scheinen das zu verrathen. So wurde in dem Hause eines Mannes von einem armirten Schiffe gesprochen, welches vor einiger Zeit an den grönländischen Küsten vor Anker gelegen, und von 2 Seiten geschossen hatte. Die Grönländer nannten dieses Schiff Sekkutrok (stark bewaffnet.) Der Hauswirth ergriff das. — Da sitzt mein Sekkutrok," sagte er lustig, indem er auf seine Frau deutete. „Sie hat, wie das Schiff, nur eine Kanone — die Zunge, aber mit dieser schießt sie geschwind zu beiden Seiten!" Paul wandte sich zu der Frau. „Ist das wahr?" fragte er. — „Sieh ihn doch einmal an, erwiederte die Frau, ob er von meiner Kanone den geringsten Schaden an Armen oder Beinen hat? — Siehst du wohl; er ist dickhäutig, sie verwundet ihn nicht."

Den redendsten Beweis für ihre Sanftheit giebt vielleicht die Art, wie sie ihre Streitigkeiten ausmachen. Da ist kein Gedanke an eine Rache, die mit Händen geführt wird — kein Fluch, keine Schimpfrede, wofür sie sogar keine Worte haben — sondern der beleidigte Theil dichtet ein Spottlied, welches er so lange einstudiert, und singend und tanzend wiederholt, bis es seine Hausleute, und vor allen die Weiber völlig inne haben. Hierauf läßt er bekannt machen,

daß er auf seinen Gegner singen will. Dieser findet sich an einem bestimmten Tage ein, unter vieler Begleitung. Der herausfordernde Theil fängt an zu singen, und tanzt zugleich nach einer Trommel dazu, und seine Begleiter, die darauf einstudiert sind, wiederholen jeden Satz, und endigen ihn mit dem Refrain: Amma aiah. Die Zuschauer lachen Auf die nemliche Weise, auf welche der Angriff geschahe, folgt die Vertheidigung. Dann sucht ihn der erste wieder einzutreiben, der andere dagegen antwortet darauf, und es behält in diesem Singduell, wie bei uns in so vielen Streitigkeiten, derjenige Recht, welcher das letzte Wort behauptet. — Auf diese Weise werden hier böse Schuldner zur Zahlung gebracht, und schlechte Streiche öffentlich gerügt. — Eine Publicität, die nicht übel ist!

Es würde leicht sein, hier noch eine Menge ehrender und entehrender Züge von verschiedenen Völkern beizubringen, aber wir lassen es bei diesen bewenden, und bemerken nur noch, daß es blos Bruchstücke und Einzelheiten sein konnten, welche bisher angeführt sind. Aus solchen Bruchstücken, bewiesen wir vielleicht schon bei gebildeten Völkern einen Nationalcharakter — mit welchem Rechte, davon ist hier nicht die Rede — aber so viel ist gewiß, daß der Cha-

rakter aller Individuen eines rohen Volks, sich gleicher bleibt, als der Charakter derselben bei gebildetern Völkern, wo die Mannigfaltigkeit der Umstände, die den Charakter bestimmen helfen, unübersehbar gross ist. — Doch das überlassen wir unsern Weltweisen! —

15.

Sonderbare Arten des Erwerbes.

Der Magen ist es, der den größten Theil der Menschen in immerwährender Thätigkeit erhält, und manchen darunter erfinderisch und sinnreich macht, um leichter oder glücklicher die Bedürfnisse desselben zu befriedigen. Der Dieb und der Bettler arbeiten an der Vervollkommnerung ihrer Lebenskünste, und müssen immer listiger werden, um ihren Magen und oft auch ihren Hals zu schützen. Ueberhaupt bedürfen die Menschen um so mehr einer gewissen Kunst und Verschlagenheit im Erwerbe, je weniger sie ein eigentliches Gewerbe zu treiben Lust oder Geschick haben, und der kleinste Kapitalstamm muß ihnen so viel Zinsen tragen, daß die mancherlei Lebensbedürfnisse damit gedeckt werden können. — Der arme Savojardenjunge kommt im zehnten, zwölften Jahre aus den Thälern und Bergen seines rauhen Landes heraus, und tritt mit seinem Murmelthiere seine große Reise in fremde Länder an, nachdem ihm zuweilen vorher erst Figuren auf

den Arm sind eingeätzt worden, an welchem die Aeltern das zurückkehrende Glückskind erkennen, welches nach Jahren mit einem Reichthum von zwanzig oder dreißig Thalern wiederkommt. Das kleine Geschöpf mit seinen Possirlichkeiten und allenfalls auch die Schatten einer Zauberlaterne müssen den armen Jungen ernähren, und noch zu einer Summe verhelfen, mit welcher er in seinem Lande etwas ausrichten kann. Ist es dem Savojardenknaben bedenklich, die Reise in die weite Welt zu wagen, oder wollen die Aeltern ihn nicht so weit von sich lassen, so muß doch wenigstens der Ausflug nach Paris gemacht werden. Dort findet der Savojarde eine große Menge seiner Landsleute*), von welchen er Beispiel und Lehre in den Lebenskünsten erhält. Tausend größere oder kleinere Dienste sichern dort seinen Unterhalt. Er trägt Wasser in die Häuser, er zeigt Fremden die Wege, er steht mit seiner Bürste an volkreichen Plätzen, um den beschmutzten Schuh zu reinigen, er wartet mit seinem Regenschirm, ob sich etwa jemand dessen für eine Kleinigkeit bedienen will, oder mit seiner Leuchte, um denjenigen nach Hause zu leuchten, welche aus dem Schauspiel oder aus der Oper kommen, und er wird der Zwischenträger bei tausend ehrlichern oder unehrlichern Händeln.

*) Sonst rechnete man etwa 15000 Savojarden in Paris eine vielleicht zu starke Rechnung!

Bei uns zieht der arme Bergmann mit seiner Leier oder mit seinem Hackebrette durch das platte Land, um den brodlosen Winter sich durchzubringen, und er ist für das Geklimper, womit er unsere Ohren martert, mit einigen Dreiern ansehnlich beschenkt. Oft hat er nur eine Glasflasche, in welcher das buntgefärbte Leiden Christi, mit Kreuz und Marterwerkzeugen enthalten ist. Die Unwissenheit zahlt gern eine Kleinigkeit, um einige Augenblicke darüber erstaunen zu können, wie das zusammengesetzte Schnitzwerk in den engen Hals der Flasche hat können gebracht werden. — Jedoch es ist Zeit einzulenken, denn auf diesem Wege würden wir über unser Ziel hinauskommen.

Die Kunst des Stehlens und des Bettelns, deren sich der Tagedieb sowohl als die ganze hülflose Dürftigkeit bedienen, sind zu einem hohen Grad von Vollkommenheit in unsern erfinderischen Zeiten gediehen. In London sind Hunde darauf abgerichtet, sich in die Häuser, vorzüglich in Handelshäuser zu schleichen, und ganz unbemerkt Geldrollen in ihr großes Maul zu nehmen, die sie dann ihren Herrn zubringen. Diese Hunde stehlen, indessen andere gestohlen und erschlagen werden, um ihre Felle zu verkaufen, von welchen die zarte Londnerin Schuhe trägt. In entlegenen Gassen haben sich diese Hundediebe eigene Häuser für ihr

Geschäft gemiethet, und treiben es oft lange genug, ehe sie entdeckt oder genöthigt werden, einen andern Ort zur Mordhöhle zu suchen. Oft werden nur darum sehr schöne Hunde gestohlen, um den ansehnlichen Preis zu verdienen, welcher von ihren Besitzern nicht selten auf deren Entdeckung und Wiederbringung gesetzt wird.

Hin und wieder gibt es in London eigene Diebsklubbs, und in manchen derselben, wird in der Kunst zu stehlen die nöthige Anweisung gegeben. Der Lehrling muß es so weit bringen, daß er einer menschlichen Figur, welche schwebend an einem Stricke hängt, an welchem zugleich eine Glocke befestigt ist, leicht und behende die Uhr herausziehet und beide Taschen leert, ohne daß die Glocke klingelt. — Klingelt sie, so gibt es Zurechtweisungen mit der Peitsche. Bei solchem Unterricht läßt sich freilich mit der Zeit etwas leisten.

Damit die Glieder dieser Genossenschaft bequem ihre Kenntnisse austauschen können, so haben sie auch in größern Städten gewöhnlich ihre eigenen Herbergen, und die Natur der Sache bringt das schon so mit sich, denn wenn sich die Diebe nicht von den ehrlichen Leuten absondern, so sondern sich doch diese von ihnen ab. Aber was nicht in der Natur der Sache liegt, ist, daß es sonst in London eine öffentliche Diebsherberge gab, wo sogar Messer und Gabeln an Ketten lagen, eben so wie bei uns in vielen Wirthshäusern der Stiefelknecht,

und

und wo das Tischtuch aufgenagelt war. — Vielleicht ist es noch jetzt so.

Die ewige Praxis, in welcher diese Menschen leben, giebt ihnen eine Dreistigkeit und Sicherheit, welche oft die Stelle der höchsten Künstlichkeit und Gewandheit vertritt, und es finden sich täglich davon neue Beweise. So nahm vor einiger Zeit ein Dieb in England, öffentlich, da eben der Prediger der Gemeinde seinen Text verlas, diesem ganz frei den hinter ihm liegenden Huth und seidenen Chorrock weg. Eine solche Frechheit erregte, wie gewöhnlich, ein solches Erstaunen, daß der Dieb, ohnedies ein baumstarker Kerl, schon geborgen war, ehe man nur daran dachte, ihm nachzusetzen.

Ich weiß nicht, ob man folgende Anekdote auch hieher wird rechnen wollen. Der bekannte Methodistenprediger Whitfield ließ nach der Predigt eine Kollekte sammeln. Ein Matrose war eben gegenwärtig, als die Sammler Teller nahmen und sich an die Kirchthüren stellten — und er thut das Nemliche, aber er steckt das gesammelte Geld bedächtig in seine Tasche. Whitfields Vorstellungen, daß es Almosengeld sei, welches er herausgeben müsse, bewegen den rohen Seemann nicht. „Es wird nichts daraus, sagt er; die Leute haben mir das Geld gegeben, und ich wills behalten." Whitfield ereifert sich:

„Der Teufel wird Euch holen, ruft er, wo Ihrs nicht hergebt.“ — „Nein, sagt der Matrose, der Teufel soll mich holen, wenn ich es hergebe!“

Die gewöhnlichen Bettlerkünste, wodurch das Mitleid der mit denselben Unbekannten, erregt werden soll, sind jetzt in jeder größern Stadt gangbar. Es werden falsche Augenpflaster aufgelegt, falsche hölzerne Beine angeschnallt, und mancherlei Art von Gebrechlichkeit wird erkünstelt. Bettelweiber borgen oder miethen sich ungestaltete und elend verkrüppelte Kinder, um desto sicherer das Mitleid zu erregen; ja manche sind so abscheulich, gesunde Kinder zu verunstalten, und vorsetzlich gebrechlich zu machen, um das Mitleid um desto ergiebiger zu machen. Kommen diese Menschen des Abends in ihren gewöhnlichen Versammlungsorten zusammen, so ist alles lustig und guter Dinge. Es wird geschmaust und gezecht, und was am Tage die Dürftigkeit erworben hat, macht den Abend reich und voll Ueberfluß.

Vor etwa zwanzig Jahren war in Paris der Bettler Admirable berühmt, welcher sich durch sehr einfache Mittel in eine bedeutende Wohlhabenheit gesetzt hatte. Er schlich an den Buden herum, welche wegen ihres Schnupftobacks berühmt waren. Jeden Käufer bat er um eine Prise — der Franzose

verweigert eine solche Gabe nicht, die für den Geber so klein ist, und für den Empfänger so viel Werth hat — (denn bekanntlich lieben die Franzosen den Schnupftaback sehr.) Admirable verstand die Kunst eine tüchtige Prise mit dem am Knopfe tief eingedrückten Daumen zu nehmen, aber noch besser wußte er den erbettelten Tabak zu verkaufen. In einer anständigen Kleidung ging er des Abends in die Hotels, und hatte seinen Taback auf vielfältige Weise gemischt und in kleine Papiere vertheilt, denen er artige oder seltene Aufschriften gab. Dies verschaffte seinem Taback einen guten Absatz zu theuren Preisen. Ueberdies hatte der Mann durch tausend kleine Künste andere Bettler aus seiner Nähe vertrieben, und war Jahre lang beinahe der einzige, welcher auf der bekannten neuen Brücke die Vorübergehenden ansprach. Durch diese beiden Mittel brachte er es dahin, daß er eine kleine Summe in ein Handelshaus geben konnte, welche bei seinem Tode zu einem ansehnlichen Kapital von fast 25,000 Thalern oder 100,000 Livres, wo ich nicht irre, angewachsen war.

Einen andern reichen Bettler traf man in London vor einigen Jahren, wiewohl er diesem wirklich bewundernswerthen Admirable nicht gleich kam. Er wurde tod auf der Straße gefunden, und hatte in seiner Tasche noch 52 Pfund Sterling Werth, und

in der Bank, wie sich ergab, 650 Pfund belegt — zusammen also ein Vermögen von mehr als 4000 Thalern. Und dieser Mensch hatte nicht einmal ein eigenes Quartier, schlief unter Thorwegen, hatte den Rock mit Stricken gebunden, und oft nur eine alte Tapete zu seiner Umgebung — denn man kann nicht einmal gut Bedeckung, und am wenigsten Kleidung sagen.

Fälle dieser Art, wo bei der Bettelei eine überlegte Wirthlichkeit oder ein filziger Geiz statt findet, sind um so merkwürdiger, je gewöhnlicher diese Art Menschen den leichten Erwerb sorglos und fröhlich zu vergeuden pflegen.

Eben so glücklich als Admirable in Paris war in London noch ein Bettler gewesen. Er hatte eine so beträchtliche Summe von seinem Betteln erübrigt, daß er ein an einer Landstraße unweit London liegendes Haus kaufen konnte, welches er, seinem ehemaligen Geschäft und Charakter getreu, zur Aufnahme von Bettlern bestimmte. Hier legte er ein Lager an, von allen Waaren, die ein erfahrner Bettler bedarf, — Augenpflaster, Krücken, falsche Beine und dergleichen; sowohl zum Vermiethen als zu verkaufen. Ja er nahm auch, um einen billigen Preis seine Gewerbsgenossen in Hausmiethe und Kost. Durch alles dieses brachte er es zu dem ehrenvollen Namen ei-

nes Bettlermeisters; ein Name, welcher bis auf ihn ganz ungewöhnlich gewesen war.

Unter den vornehmen Bettlern, deren ganze Kunst in ihrer stolzen Unverschämtheit besteht, war ehedem ein französischer Obrist Champigny bekannt. Elf Jahre lang erhielt er sich in London. Ueberall wußte er hinzukommen und Geschenke zu erpressen. Gab man ihm diese nicht, so kam er mit Unterzeichnungen zu einer großen Geschichte Englands, von welcher wirklich zwei Bände herauskamen. Dieser Mensch fuhr stets in seiner eigenen kostbaren Equipage, und gab zu Zeiten große Schmäuse. — Man darf nicht glauben, daß die Kunst glänzend von Nichts zu leben, mit ihm ausgestorben ist. Sie ist jetzt in London im Besitz mehrerer Damen, die selbst den französischen Meister um vieles übertreffen, und sie hat in Deutschland viele Jünger; die sie mit gutem Erfolg treiben.

Mehrere Erwerbskünste sind lediglich auf die Thorheit und Schwachheit der Menschen berechnet. Die Sterndeuter und Zauberer, die für die Gebühr den Neugierigen die Zukunft enthüllen, und ihnen gut Glück sagen, haben überall sich ganz wohl gestanden, und gerade in den großen Städten, welche der Sitz der Weisheit und der Künste aller Art sind, am be=

sten. So haben diese Menschen in London oftmals einen starken Zulauf gehabt — der lange Bart, der schwarze lange Talar, die mit seltsamen Figuren und Zeichen versehenen Wände des Zimmers und ähnliche Possen, geben immer bei dem Aberglauben das Ansehen großer geheimnißvoller Kenntnisse, und unsere elenden Zigeuner selbst, mit aller Plumpheit ihrer Weisheit, finden doch immer Menschen, die sich von ihnen wahr sagen lassen, so gut wie Cagliostro und ähnliche unverschämte Betrüger ihre Anhänger und Bewunderer unter denjenigen Ständen fanden, die sich zu den gebildeteren und einsichtsvolleren rechneten.

Welcher Erwerb sich von der Eitelkeit der Menschen beziehen lasse, darüber gibt jede neue Messe hinlängliche Auskunft. Die Schauspielerin Mß. Abington verdiente sich sonst gegen 2000 Pfund Sterling dadurch, daß sie in Mode- und Putzsachen, und in vielen Angelegenheiten des Geschmacks Rath ertheilte. Sie fuhr in diesen Geschäften zu den vornehmsten Damen Londons, wie der Arzt zu seinen Kranken, umher, und wurde bei verwickelten Dingen sogleich geholt und um ihre Meinung befragt. Es war unmöglich einen feierlichen Ball zu geben oder eine prachtvolle Hochzeit auszurichten, ohne erst ihre Vorschläge gehört zu haben.

Ich glaube auch, daß es hier mit angeführt werden muß, daß vor vielen Jahren in London sich ein Mensch sehr reichliche Einnahme verschaffte, die Nägel an den Fingern auf eine solche Weise zu beschneiden, durch welche sie besonders wohlgeformt würden. Londons ganze elegante Welt lief dem Manne zu; er hielt seine eigene Equipage, und bewohnte ein großes Haus. Daß er nach zwei Jahren heimlich mit einer ziemlichen Schuldsumme London verließ, war vielleicht seine eigene Schuld.

Am sichersten und reichlichsten ist immer der Erwerb gewesen, welcher von der Kunst bezogen wird, die Menschen zu unterhalten und zu belustigen — darüber wären manche Jammerlieder zu singen, die aber unser liebes Publikum nicht hören mag*), und freilich hieher auch nicht gehören. Aber was hieher gehört, ist Folgendes.

Eine Frau, eine Madam Cornely, kam nach London, blos in der Hoffnung, in einer so großen Stadt, Quellen eines nothdürftigen Unterhalts zu fin-

*) Wenn irgendwo ein Schauspielhaus verbessert, oder ganz neu aufgebauet werden soll, da kommen die beträchtlichsten Summen leicht zusammen, und sollten es auch 180,000 Thaler sein, indessen zu der nemlichen Zeit sich für arme Schullehrer nicht 24000 Thaler ausmitteln lassen. — Das sind doch wahrscheinlich auch Zeichen der Zeit!

den, und da sie außer ihrem Tyroler Teutsch nur etwas gebrochen französisch sprach, so konnte sie auch nicht wohl mehr erwarten. Sie vereinigte sich mit einigen Spielleuten, und gab Konzerte für geringe Preise, aber sie hatte bald das Glück mit einer Dame von Range bekannt zu werde, die die Talente derselben bewunderte und unterstützte. Madam Cornely fing an sich zu heben, und gab Bälle und Feste, so glänzend und herrlich, als sie nie in Europa waren gegeben worden. Alles strömte zu, um an der Pracht derselben Antheil zu nehmen — und im ersten Jahre hatten sich zur Theilnahme 2700 Personen, jede mit sechs Guineen unterzeichnet (zusammen eine Summe von fast 100,000 Thaler.) Die Feste wurden nachmals immer glänzender, und sie hat an manchen Tagen an 8000 Billets, jedes zu 2 Guineen, ausgegeben, welches ebenfalls wider die Summe von fast 100,000 Thaler betrug. Wie glänzend diese Feste gewesen sein mögen, läßt sich einigermaßen daraus schließen, daß die Madame dennoch nicht nur nichts gewann, sondern noch ungeheure Schulden hatte. Für bloße Wachslichter war sie an einen Händler an 80,000 Thaler schuldig. Sie kam in die Kingsbench — das bekannte Gefängniß für böse Zahler — aber der Hunger und Durst nach dem Glanz und der Herrlichkeit ihrer Seeligkeiten war so groß, daß sie auch von hieraus noch eine Zeitlang ihre Feste fort-

setzte,

fortsetzte, freilich ohne selbst dabei gegenwärtig sein zu können.

Auf eine ähnliche Weise, aber auch noch durch andere Künste hob sich in Paris eine Demoiselle *) La Guerre. Diese Person war als ein armes Mädchen nach Paris gekommen, und hatte sich damit ernährt, auf den Kaffeehäusern, für ein kleines Almosen zu singen. Sie starb als die erste Opernsängerin im Jahre 1783, und wiewohl sie den höchsten Aufwand gemacht hatte, hinterließ sie doch ein Vermögen von 800 000 Livres (der Livre zu 6 gr.) in Papieren, drei große Häuser, und einen überaus reichen Schmuck von Brillanten. Der Erbe ihres Vermögens — ihr eigener alter Vater, hatte sich bisher mit dem Ertrage seiner Maultrommel, mit welcher er durch die Gassen von Paris zog, und der Gassenlieder, die er an Savojardenknaben verkaufte, armselig beholfen, ohne daß seine ehrlose Tochter ihm einige Unterstützung gegeben hätte, und noch auf ihrem Todbette ließ sich die Nichtswürdige nicht überreden, eine liebe kleine Tochter, die sie geboren hatte, für ihr Kind anzuerkennen.

Nur noch ein Fall sei mir anzuführen erlaubt, zum Beweis wie selbst in der höchsten Noth seiner

*) Es ist recht gut, daß dieses Wort nicht durch Jungfer übersetzt werden kann, wiewohl es dadurch ganz wörtlich ausgedrückt würde. —

Mitmenschen, der Mensch sein Vergnügen nicht entbehren will, mit dessen Betrag er viele vom Tode des Elendes hätte erretten können.

In dem Winter von 1776, in welchem Hunger und Kälte die Menschen in Paris haufenweise aufrieben, konnte doch die Operntänzerin Demoiselle*) Guimard einen neuen Saal, den sie erbauet hatte, mit einem Balle einweihen, der mehr als königlich prächtig war. Der Saal kostete über 100,000 Louisdor, und es konnten, durch Maschinenwerk, eben so wie auf der Bühne, mehrere Veränderungen angebracht werden. Der fürstlich gekleidete Tänzer Dandervål, fuhr in einem neuen englischen Wagen, der mit Eiderdunen gefüttert, und mit indischer Gaze ausgeschlagen war, zu diesem Balle. Auf der Königsbrücke mußte er halten, weil eben die Polizei einige erfrorne Menschen aufhob. Ein Teutscher, der ihm bekannt war, trat jetzt an den Schlag, um zu fragen, wohin er wolle? — „Ich will den Ball der Demoiselle Guimard verherrlichen!" sagte der harte Weichling, gleichgültig gegen das, was um ihn her vorging — Wie viele mögen damals so gesagt und gedacht haben!

Ob es vielleicht bei uns besser ist?

*) Ganz ohne Zweifel wohl wieder nicht gut durch Jungfer zu übersetzen.

Vorsätzlich will ich hier nicht mancher kleinen Erwerbskünste erwähnen, die auch bei uns bekannt genug sind, ich will nur noch zwei Anekdoten anführen.

Ein gewisser Lord Ferrers in England hatte mit recht gutem Bedacht einen seiner Bedienten ermordet, und wurde dafür gehenkt. Der Henker wußte das vortreflich zu benutzen *). Er ließ den Strick für einen Schilling sehen, und er hatte einen Zulauf von mehrern Tausenden, die neugierig waren zu wissen, wie ein Strick aussähe, mit welchem ein Bube von Lord erdrosselt war. — Dieser spekulative Kopf wird nicht leicht um seinen Unterhalt verlegen gewesen sein — er kannte die Menschen. Einem seiner Handwerksgenossen in der Kapstadt wäre wohl etwas von seiner Spekulationsgabe zu wünschen gewesen. Als die Engländer sich des Kaps bemächtigt hatten, so war es im Werke, daß die Folter und die Todesstrafe aufgehoben werden sollten. — Aus Verzweiflung seinen Erwerb zu verlieren, erhing sich ein Henker. — Der Unglückliche wußte nicht, wie er des Hungertodes sich er-

*) Wie viel spekulativer als wir, wenn's auf Erwerb ankommt, doch die Engländer sind! Man erinnere sich, wie hoch sie Friedrichs des zweiten alte Kleidungsstücke hinauszubringen wußten!

wehren könnte *). Ein anderer Henker faßte keinen so raschen Entschluß — sondern weil es nicht mehr so viel zu köpfen und zu hängen gab, so hielt er um eine Zulage an.

*) Vielleicht gab es, während die Holländer das Cap hatten, viel zu thun, und seine Arbeit mochte etwa wohl stückweise bezahlt werden.

not for Spec per Russell
1/13/05



